

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

127. Jahresheft 2008

Herausgegeben mit Unterstützung

des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg und des Landkreises
Breisgau-Hochschwarzwald

Autoren des 127. Bandes:

BIGOTT, BORIS, Dr., Schallstadt-Wolfenweiler
BOLL, GÜNTER, Bad Krozingen-Tunsel
BURGER, MICHAEL, M.A., Freiburg
BUSZELLO, HORST, Prof. Dr. Dr. h.c., Denzlingen
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg
ECKER, ULRICH P., Dr., Freiburg
FALLER, JOACHIM, Dr., Freiburg
HAUMANN, HEIKO, Prof. Dr., Elzach
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen
HIMMELSBACH, ISO, M.A., Freiburg
HUG, WOLFGANG, Prof. Dr., Freiburg
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg
JOOS, CLEMENS, M.A., Freiburg
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg
KARASCH, ANGELA, Dr., Freiburg
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
MANGEI, JOHANNES, Dr., Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Horben
PFANZ-SPONAGEL, CHRISTIANE, Dr., Freiburg
SCHERB, UTE, Dr., Freiburg
SCHULZE, WILLY, Rümmingen
SPECK, DIETER, Dr., Bad Krozingen
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal
WIDMANN, HANS-PETER, Dr., Ebringen
WIEDEKING, ELMAR, Dipl. Ing. (FH), Sipplingen

Redaktionsausschuss: Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO
HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr.
THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. HANS-PETER WIDMANN

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 07 61 – 201 2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: Buchdruckerei Franz Weis GmbH, 79106 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis 127. Band

Beiträge

	Seite
ISO HIMMELSBACH: Die Antoniter im Breisgau. Neue Erkenntnisse zur Herkunft des Antoniusaltars in St. Joseph in Obersimonswald und zur Baugeschichte der Nimburger Bergkirche	9
MICHAEL BURGER: Fundstücke aus der Burg Staufen. Bemerkungen zu zwei figürlichen Ofenkachelserien des 16. Jahrhunderts	31
GÜNTER BOLL: Die ältesten Grabsteine des jüdischen Friedhofs von Sulzburg	39
JOACHIM FALLER: Zur Außenbemalung der St. Michaelskapelle auf dem Freiburger „Alten Friedhof“	47
PETER KALCHTHALER: Frühstück oder Fastenmahl – Zur ikonografischen Neubewertung eines Gemäldes von Johann Christian Wentzinger (mit einem Exkurs zur Freiburger Fasnacht der Barockzeit)	61
HORST BUSZELLO: Bevölkerung, Landwirtschaft und Gewerbe am südlichen Oberrhein zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Der Bericht des österreichischen Kameralisten Niklas von Galler über seine Reise in das badische Oberland 1785	73
ANGELA KARASCH: Netzwerke der Freundschaft und Gelehrsamkeit im Spiegel der Bücher. Die Freiburger Theologen Johann Leonhard Hug (1765-1846) und Franz Karl Grieshaber (1798-1866) und ihre Sammlungen	101
UTE SCHERB: Freiburg im Nationalsozialismus: Eine Stadt gibt sich ein braunes Gesicht	113
ULRICH P. ECKER: Zwangsarbeit in Freiburg während des Zweiten Weltkriegs	145
ELMAR WIEDEKING: Im Gesicht des Feindes den Menschen sehen. Der Absturz einer Lancaster über Freiburg und das Schicksal ihrer Besatzung	157

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

- 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung?, hg. von ANTON SCHINDLING und GERHARD TADDEY (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 169), Stuttgart 2007.
(JOHANNES MANGEI) 173
- Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Stuttgarter Symposion Schriftenreihe 11), Karlsruhe 2007.
(DETLEF VOGEL) 174
- Baden – 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, hg. von PAUL-LUDWIG WEINACHT, Freiburg 2008.
(URSULA HUGGLE) 175
- Baden-Württembergische Biographien, Bd. IV, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von FRED LUDWIG SEPAINNER, Stuttgart 2007.
(KARLHEINZ DEISENROTH) 176
- THOMAS BILLER/BERNHARD METZ: Der spätromanische Burgenbau im Elsaß (1200-1250), hg. vom Alemannischen Institut Freiburg i. Br. (Die Burgen des Elsaß. Architektur und Geschichte 2), München/Berlin 2007.
(KARLHEINZ DEISENROTH) 177
- Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. Teil 1: Nördlicher Teil, Halbband L-Z, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte 15), Ostfildern 2006.
(DIETER SPECK) 178
- SUSANNE DIETERICH: Von Wohltäterinnen und Mäzenen. Zur Geschichte des Stiftungswesens, Leinfelden-Echterdingen 2007.
(HANS-PETER WIDMANN) 179
- SUSANNE DIETERICH: Weise Frau, Hebamme, Hexe, Doktorin. Zur Kulturgeschichte der weiblichen Heilkunst, Leinfelden-Echterdingen 2007.
(DETLEF VOGEL) 179
- HARTMUT JERICKE: Begraben und vergessen? Tod und Grablege der deutschen Kaiser und Könige. Von Kaiser Matthias bis Kaiser Wilhelm II. (1619-1941), Leinfelden-Echterdingen 2007.
(KARLHEINZ DEISENROTH) 181
- CHRISTINE KRÄMER: Rebsorten in Württemberg. Herkunft, Einführung, Verbreitung und die Qualität der Weine vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 7), Ostfildern 2006.
(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) 182

Die Landesverwaltung Baden und das Staatssekretariat Wohleb 1945-1947, bearb. von KURT HOCHSTUHL, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Die Protokolle der Regierung von Baden 1), Stuttgart 2006. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	183
JÖRG LANGE: Die Dreisam. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, hg. vom RegioWasser e.V. Mitautoren: ISO HIMMELSBACH und NIK GEILER, Freiburg 2007. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	184
Südbaden unter Hakenkreuz und Trikolore. Zeitzeugen berichten über das Kriegsende und die französische Besetzung 1945, hg. von BERND SERGER, KARIN-ANNE BÖTTCHER, und GERD R. UEBERSCHÄR, Freiburg/Berlin/Wien 2006. (NORBERT OHLER)	185
Wege aus der Armut. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hg. von RAINER BRÜNING und PETER EXNER, Karlsruhe 2007. (URSULA HUGGLE)	186
Wirtschafts- und Sozialgeschichte seit 1918 – Übersichten und Materialien – Gesamtregister, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER und GERHARD TADDEY in Verbindung mit DIETER MERTENS, Redaktion: MARTIN FURTWÄNGLER und MICHAEL KLEIN (Handbuch der baden-württembergischen Geschichte 5), Stuttgart 2007. (NORBERT OHLER)	187
Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse, Auswirkungen, Reflexionen, hg. von BERND MARTIN (Rombach Wissenschaften, Reihe Historiae 19), Freiburg/Berlin 2006. (WILLY SCHULZE)	188
<i>Orts- und personengeschichtliche Literatur</i>	
550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Festschrift, Bd. 1: Bilder – Episoden – Glanzlichter, hg. von DIETER SPECK. Bd. 2: Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit, hg. von DIETER MERTENS und HERIBERT SMOLINSKY, Freiburg/München 2007. (CLEMENS JOOS)	189
ROLF BÖHME: Orte der Erinnerung – Wege der Versöhnung. Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt nach 1945, Freiburg/Basel/Wien 2007. (HEIKO HAUMANN)	191
Flurnamen, Straßennamen, Sagen und Erzählungen von Staufen, Grunern und Wettelbrunn, bearb. von WERNER SCHÄFFNER, Staufen 2005. (BORIS BIGOTT)	192
Matthias Faller. Der Barockbildhauer aus dem Schwarzwald, hg. von der Gemeinde St. Märgen und dem Kloster Museum St. Märgen, Lindenberg 2007. (EUGEN HILLENBRAND)	192

HANS HARTER: Der Teufel von Schiltach. Ereignisse – Deutungen – Wirkungen. Mit einer Quellendokumentation (Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach 2), Schiltach 2005. (HANS-PETER WIDMANN)	193
FRANK-RUTGER HAUSMANN: Hans Bender (1907-1991) und das „Institut für Psychologie und Klinische Psychologie“ an der Reichsuniversität Straßburg 1941-1944 (Grenzüberschreitungen. Beiträge zur wissenschaftlichen Erforschung außergewöhnlicher Erfahrungen und Phänomene 4), Würzburg 2006. (DIETER SPECK)	193
HEIKE MITTMANN: Das Münster zu Freiburg im Breisgau, hg. vom Freiburger Münsterbauverein, Lindenberg 42007. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	194
GERHARD MOEHRING: Kleine Geschichte der Stadt Lörrach (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), Karlsruhe 2007. (BORIS BIGOTT)	195
Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 6: Natzweiler, Groß-Rosen, Stutthoff, hg. von WOLFGANG BENZ und BARBARA DISTEL, München 2007. (WILLY SCHULZE)	196
Die Pforte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde Kenzingen e.V., 26. und 27. Jahrgang, Nr. 50-53 (2006/2007). (NORBERT OHLER)	196
CHRISTINE SCHMITT: Ein Seliger aus Baden. Leben und Verehrung des Markgrafen Bernhard II., Landespatron in der Erzdiözese Freiburg, Lindenberg 2008. (EUGEN HILLENBRAND)	197
EDUARD SEIDLER/KARL-HEINZ LEVEN: Die medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Grundlagen und Entwicklungen, hg. von KARL-HEINZ LEVEN, SYLVIA PALETSCHEK, HARTMANN RÖMER und DIETER SPECK (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, NF 2), vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage, Freiburg/München 2007. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	197
MATTHIAS STEINBRINK: Ulrich Meltinger. Ein Basler Kaufmann am Ende des 15. Jahrhunderts (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 197), Stuttgart 2007. (WILLY SCHULZE)	199
HANS GEORG WEHRENS: Die Stadtpatrone von Freiburg im Breisgau, Freiburg 2007. (DIETER SPECK)	200

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 2008

Vorstand, Ausschuss, Veranstaltungen 2008	203
Kassenbericht 2007	205
Mitgliederstand zum 1. Oktober 2008	206

Die Antoniter im Breisgau

Neue Erkenntnisse zur Herkunft des Antoniusaltars in St. Joseph in Obersimonswald und zur Baugeschichte der Nimburger Bergkirche

Von
ISO HIMMELSBACH

Über die Freiburger Antoniterniederlassung und ihre Entwicklung ist kaum etwas bekannt.¹ Und Vieles, was bisher zu den Antonitern in Freiburg geschrieben wurde, entpuppt sich bei einer gründlicheren Beschäftigung mit dem sehr verstreut liegenden Quellenmaterial als nicht haltbar. Zumindest für zwei bedeutsame Relikte, die sich in unserer Region erhalten haben und den Antonitern zugeschrieben werden, soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, ihre wirkliche Herkunft zu klären: Für die Figurengruppe des Holzschnitzers Hans Wydyz in der Pfarrkirche St. Josef in Obersimonswald und für die Nimburger Bergkirche.

Die Antoniter in Freiburg – ein Überblick²

Der Antoniterorden entstand ursprünglich aus einer Laiengemeinschaft, die sich am Ende des 11. Jahrhunderts in der Dauphiné gebildet hatte:³ Um das Jahr 1070 waren Gebeine des Antonius des Einsiedlers in das Dörfchen La-Motte-aux-Bois in der Dauphiné gelangt, dessen Name sich seither langsam in St. Antoine (en-Viennois) wandelte. 1083 gelangten Kirche und Reliquien in den Besitz des Benediktinerklosters Saint-Pierre in Montmajour bei Arles, das dort ein Priorat errichtete, dem sämtliche Niederlassungen des Klosters in der Dauphiné unterstellt wurden. Da weder die wenigen Mönche des Priorats, noch die Bauern des Dörfchens in der Lage waren, dem schnell wachsenden Pilgerstrom und den Kranken die notwendige Versorgung zuteilwerden zu lassen, stellten sich Laien aus der Umgebung zur Verfügung. Die Laien, zu denen von Beginn an auch Frauen gehörten, bildeten, wie auch von anderen Hospitälern bekannt, eine Konfraternität. Nachdem Papst Innozenz IV. (1243–1254) den Antonitern im Jahr 1247 gestattet hatte, einen Konvent zu bilden und nach der Augustinerregel zu leben, erhielten sie am 22. April 1265 von Papst Clemens IV. (1265–1268) das alleinige Recht auf die „Antoniussschweine“. Diese mit dem Antoniuskreuz gekennzeichneten Tiere waren Eigentum des Ordens, liefen frei umher und ernährten sich von Abfällen. Am 23. Dezember wurden die Antoniussschweine gesegnet, geschlachtet und an die Armen verteilt. Das alleinige Recht auf die Haltung dieser Tiere war dem Orden von Papst Bonifaz VIII. im Jahr 1298 ausdrücklich bestätigt worden.

¹ Die bisher vorliegende Literatur, die sich über die Nennung der Niederlassung hinaus, mit der Generalpräzeptorei beschäftigt, erschöpft sich in zwei Beiträgen: ADALBERT MISCHLEWSKI: Der Antoniterhof in Kleinbasel, in: Basler Zeitschrift 81 (1981), S. 25-40; DERS.: Der Antoniterorden und seine Generalpräzeptoreien für die Niederlassungen in der Schweiz, in: Helvetia Sacra IV/4, Basel/Frankfurt a. M. (1996), S. 37-75.

² Ein ausführlicher Beitrag über die Geschichte der Freiburger Generalpräzeptorei erscheint in: Antoniterforum. Zeitschrift der Gesellschaft zur Pflege des Erbes der Antoniter e.V. 16 (2008, im Druck).

³ Vgl. zum Folgenden: MISCHLEWSKI, Helvetia Sacra IV/4 (wie Anm. 1).

Um das Jahr 1290 strukturierte sich der Antoniterorden im Südwesten des Alten Reiches neu und schuf für seine größte Diözese Konstanz eine eigene „Generalpräzeptorei“ mit Sitz in Freiburg.⁴ Das Gebiet war zuvor vermutlich von den beiden älteren Generalpräzeptoreien in Straßburg und Memmingen mitbetreut worden.⁵ Die Antoniter hatten sich seit ihrer verstärkten Ausbreitung das von den Ritterorden bereits angewandte Prinzip zu eigen gemacht, zentrale „Balleien“ zu errichten, die dann die Zentren für eine Anzahl „Kommenden“ bildeten. Im Sprachgebrauch der Antoniter umfasste eine Generalpräzeptorei also mehrere Präzeptoreien und wurde von einem Generalpräzeptor geleitet. Ihre Grenzen deckten sich überwiegend mit jenen der Diözesen. Für das alte Bistum Konstanz sind heute neben der Zentrale in Freiburg noch elf weitere Antoniterniederlassungen bekannt. Aber erst seit dem 15. Jahrhundert lässt sich diese Anzahl auch wirklich fassen (vgl. Abb. 1).⁶

Nach Freiburg kamen die Antoniter mit großer Wahrscheinlichkeit auf Vermittlung der Augustiner-Eremiten, die sich seit 1278 zwischen der südlichen Altstadtmauer und der Salzstraße niedergelassen hatten (Abb. 2).⁷ So wäre es am ehesten erklärbar, dass sie sich um 1290 nur unweit des Augustinerklosters in Oberlinden niederließen. Für diese Deutung spricht neben der gemeinsamen Ordensregel auch, dass ihre Ankunft in Freiburg einzig in einer Abschrift der Augustiner aus dem 18. Jahrhundert dokumentiert ist.⁸ Die Niederlassung umfasste ursprünglich die Häuser Herrenstraße Nr. 60 und Nr. 62 sowie Salzstraße Nr. 51. Das Haus Herrenstraße Nr. 60 war dabei die ehemalige Präzeptorei, die Nr. 62 das Spital gewesen. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war dieses Grundstück mit der Salzstraße Nr. 51 verbunden und erhielt erst 1892 eine eigene Hausnummer.⁹ Das Spitalgebäude ist nicht unterkellert, was vielleicht ein schwacher Hinweis darauf sein könnte, dass es von den Antonitern selbst errichtet worden ist. Das Haus Salzstraße Nr. 51 steht quer zu Salz- und Herrenstraße. Es war schon zu dieser Zeit mehrgeschossig und unterkellert. Dieser bauliche Umstand mag darauf hindeuten, dass es von den Antonitern erst nach 1297 erworben und zu einer Kapelle umgebaut wurde. Damals hatte Papst Bonifatius VIII. (1294-1303) den Antonitern im Zusammenhang mit der Umwandlung des Ordens in einen direkt dem Papst unterstellten Chorherrenorden erlaubt, an allen ihren Ordensniederlassungen Kapellen und Friedhöfe zu errichten.¹⁰ Vor allem die Mehrgeschossigkeit dieses Gebäudes wurde bislang bei der Identifizierung der zur ursprünglichen Niederlassung gehörenden Gebäude nicht berücksichtigt. Das führte in der Vergangenheit dazu, dass eine Beschreibung einzelner Räume der Niederlassung auf das falsche Haus bezogen wurde: In einem Inventar von 1623 wird unter anderem auch *eine große Stube gegenüber St. Augustinern Haus* genannt.¹¹ Damit ist das Kloster der Augustiner-Eremiten auf der anderen Straßenseite

⁴ Ebd., S. 55.

⁵ Auch wenn es dafür keinen eindeutigen Beleg gibt, so spricht doch vieles dafür, dass auch noch in späterer Zeit immer wieder die Generalpräzeptoren von Memmingen und/oder Isenheim in Angelegenheiten der Freiburger Niederlassung mitsiegelten. Der umgekehrte Fall hingegen ist nicht überliefert.

⁶ Vgl. MANFRED KREBS: Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert, in: Anhang zu FDA 66-68 und 70-74 (1938-1954), S. 922f.

⁷ Freiburger Urkundenbuch, I. Bd., Texte, bearb. von FRIEDRICH HEFELE, Freiburg 1940, S. 285, Nr. 317 v. 1278 Dezember 16.

⁸ HANS SCHADEK/JÜRGEN TREFFEISEN: Klöster im spätmittelalterlichen Freiburg. Frühgeschichte, Sozialstruktur, Bürgerpflichten, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1996, S. 668, Anm. 168: *Circa haec tempora hic habitasse clericos regulares hospitalarios S. Antonii abbatis ad S. Antonium turris lapidea cum insignibus Antonianis indicat.*

⁹ Vgl. das Freiburger Adressbuch von 1892.

¹⁰ MISCHLEWSKI, Helvetia Sacra IV/4 (wie Anm. 1), S. 39.

¹¹ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), DS.St. Nr. 5.



Abb. 1 Lage und Gründungsdaten der Antoniterniederlassungen im Bistum Konstanz. Rot: Gründungsdatum bekannt, violett: aus Ersterwähnung erschlossen (Himmelsbach).

gemeint – das heutige Augustinermuseum. Da man die Mehrgeschossigkeit der Nr. 51 nicht wahrnahm, wurde diese Stube kurzerhand in die Salzstraße Nr. 49 verlegt, die aber nicht Teil der Niederlassung gewesen war.¹²

Die erste urkundliche Nachricht über die Freiburger Antoniter stammt von 1325.¹³ Neun Jahre später wird 1334 ihr kleines Spital, das Platz für vier bis sechs Insassen bot, erstmals

¹² Schon Hermann Flamm vermutete die Antoniter eher im Haus Salzstraße Nr. 51 und nicht in Nr. 49: „Nach den jeweiligen früheren Anstößern zu schließen, wäre nicht die Nr. 49, wie die Inschrift an diesem Hause besagt, sondern Nr. 51 das ehemalige St. Anthoni-Haus; dafür spricht auch der Umstand, dass auf Haus Nr. 51 noch das alte Glockenhäuschen steht“, HERMANN FLAMM: *Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 2: Häuserstand 1400-1806* (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 4), Freiburg 1903, S. 231.

¹³ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 14/12 (St. Peter Schw.) v. 1325 März 2.

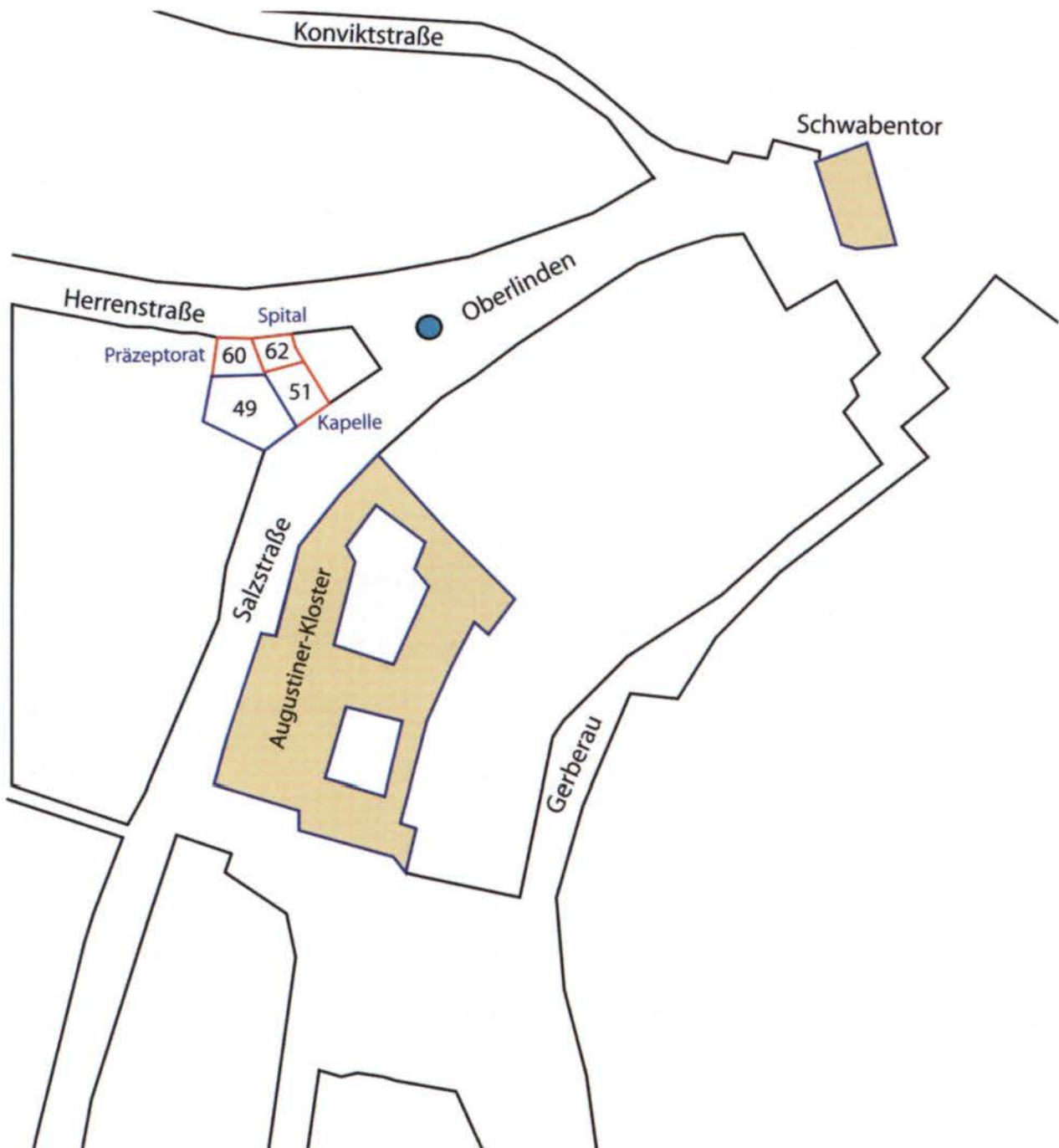


Abb. 2 Standort der Generalpräzeptorie der Antoniter in Freiburg. Rot: Zur Niederlassung gehörend (Himmelsbach).

genannt.¹⁴ Die Antoniter kümmerten sich von Beginn an ausschließlich um die Behandlung des sogenannten „Heiligen Feuers“ (*ignis sacer*), dessen Name sich erst langsam in „Antoniusfeuer“ (*ignis sancti antonii*) wandelte. Dabei handelt es sich um eine Vergiftungserscheinung, die durch den Verzehr von Getreide ausgelöst wird, das mit dem Mutterkornpilz (*Claviceps purpurea*) verseucht ist. Erst im 17. Jahrhundert wurde dieser Zusammenhang erkannt und die daraus folgende Erkrankung als „Mutterkornbrand“ (Ergotismus) bezeichnet. Befallen wurde vor allem der Roggen, ausgerechnet das vor allem für die ärmeren Schichten erschwingliche

¹⁴ StadtAF, A1 XVI A d v. 1334 November 8.

Getreide. Der Genuss des verunreinigten Getreides führte meist zu starken Verengungen der Blutgefäße, was zu Lähmungen und im schlimmsten Fall zum Absterben von einzelnen Gliedmaßen führen konnte. Begleiterscheinungen sind oft Erbrechen, Verwirrtheit, Wahnvorstellungen, Kopfschmerzen, Ohrensausen und Durchfall. De facto behandelten die Antoniter in ihren europaweit etwa 370 Hospitälern aber jede Form von Gangränen, denn die „Kriebel“- oder auch „Kribbel-Krankheit“ war mit den damals zur Verfügung stehenden Diagnosemitteln oft nicht vom „Antoniusfeuer“ zu unterscheiden. Der Antoniterorden nahm sich somit überwiegend jener Menschen an, die durch die beschriebenen Krankheitsbilder oder eine andere Art von Gangrän eine oder auch mehrere Gliedmaßen eingebüßt hatten, also körperlich behinderter Menschen.¹⁵

Der Antoniterorden leitete seine Geschicke im Bistum Konstanz bis 1527 selbst. Bauernaufstände und -kriege und die mit Macht einsetzende Reformation machten es dem Orden aber nach dem Verzicht des letzten Freiburger Generalpräzeptors, Claudius Lyasse (1520-1527), offensichtlich unmöglich, sich selbst um die Nachfolge zu kümmern. So setzte die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim einen „Administrator“ für das Freiburger Antoniterhaus ein: Rudolf Ecklin, den Prior des cluniazensischen Klosters St. Ulrich (Bollschweil), der gleichzeitig auch Probst von Sölden (Hexental) war. Er versuchte bis zu seinem Tod im Winter 1541/42 von den Resten des Ordens im Bistum Konstanz zu retten, was zu retten war. Nach seinem Tod nahmen am 20. Februar 1542 die Beauftragten des Freiburger Rats, Bonaventura Uderm Rhein (Amrhein) und Konrad Müller, die Schlüssel des Antoniterhauses in Oberlinden *zuhandt*.¹⁶ Damit endete die Geschichte des Antoniterhauses in Freiburg formal.

Von 1542 bis zum 8. Oktober 1808 wurde das ehemalige Antoniterspital in der Herrenstraße Nr. 62 als städtisches Pfründhaus fortgeführt.¹⁷ Die Antoniterkapelle (Salzstraße Nr. 51) wurde 1725 als Filialkirche des Freiburger Münsters neu geweiht und blieb bis zur Säkularisation durch Kaiser Joseph II. (* 13.3.1741, † 20.2.1790, Mitregent seit 1765, seit 1780 Alleinherrscher), der durch zwei unterschiedliche Dekrete von 1782 und 1783 in seinem Herrschaftsbereich sowohl alle religiösen Bruderschaften als auch alle Nebenkapellen auflösen ließ, bestehen.¹⁸

Am 1. April 1800 wurde die „St. Anton-Stiftung“ im Zuge der Neuregelung des Freiburger Armenwesens durch den städtischen Archivar und Mitglied des Magistrats, Ferdinand Weiß, Teil der „Allgemeinen Stiftungsverwaltung“ der Stadt.¹⁹ Ihr Stiftungsvermögen wurde 1813 zur Unterstützung „alter, auswärtiger, verdienstvoller weiblicher Ehehalten“ genutzt²⁰ und später „für unverschuldet in Noth gerathene Dienstboten“²¹ verwendet.

¹⁵ ADALBERT MISCHLEWSKI: Die Kranken im Memminger Antoniuspspital, in: Antoniterforum. Zeitschrift der Gesellschaft zur Pflege des Erbes der Antoniter e.V. 4 (1996), S. 48-59, hier S. 51.

¹⁶ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 12, fol. 13v.

¹⁷ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 3, fol. 24f.

¹⁸ Vgl. dazu ausführlich HERMANN FRANZ: Studien zur kirchlichen Reform Josephs II., mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus, Freiburg 1908.

¹⁹ Vgl. dazu HEINRICH SCHREIBER: Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, Freiburg ³1840, S. 375ff.

²⁰ Historisch-topographisch-statistisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 1: A-G, hg. von JOHANN BAPTIST KOLB, Karlsruhe 1813, S. 307.

²¹ Im Freiburger Adresskalender von 1865, S. XXXI, wird sie als „Dienstboten-Stiftung“ mit einem Vermögen von 35.878 Gulden und 9 Kreuzern als Teil des städtischen öffentlichen Vermögens aufgeführt. In der Literatur wird immer wieder behauptet, die St.-Antonstiftung sei bereits im 17. Jahrhundert in eine „Dienstboten-Stiftung“ umgewandelt worden. Das ist unrichtig und geschah erst im 19. Jahrhundert. Entsprechend wären auch die Tafeln an den Gebäuden anzupassen.

Noch 1940 hatte die Stiftung ein Reinvermögen von 14.405 Reichsmark und erwirtschaftete damit einen Rohertrag von 689,07 Reichsmark.²² Erst am 1. April 1950 wurde die bis dahin eigenständige „St. Antonstiftung“ aufgelöst und zur städtischen „Waisenhausstiftung“ beigezogen.²³ Sie ist also genau genommen auch heute noch ein Teil der „Allgemeinen Stiftungsverwaltung“ der Stadt Freiburg.

Zur Herkunft des Antoniusaltars in St. Josef in Obersimonswald

Am 17. Januar 1789 feierte die Bevölkerung des Quartiers Oberlinden ein letztes Mal das Antoniusfest in der Kapelle der ehemaligen Antoniterniederlassung mit einer Choralvesper am Vorabend, einem Hauptgottesdienst mit Predigt und Nachmittagsvesper am Antoniustag sowie einem Requiem für Stifter und Wohltäter am dritten Tag.²⁴ Die Kapelle befand sich in der heutigen Salzstraße Nr. 51 und war am Fronleichnamfest 1725 von Weihbischof Johann Franz Anton von Sirgenstein (* 20.9.1683, Weihbischof von 1722-1739) als Filialkirche des Freiburger Münsters neu geweiht worden.²⁵ Jetzt wurde sie, wie auch die meisten anderen Nebenkappen und Bruderschaften im Habsburger Machtbereich, ein Opfer der Säkularisation Kaiser Josephs II. Zu dieser Zeit war man nicht zimperlich in der Weiterverwendung der Räumlichkeiten und so wurde die Kapelle zwischen 1796 und 1800 zur Einquartierung von Soldaten genutzt.²⁶ Das Kircheninventar wurde in alle Winde zerstreut: Gestühl und Kanzel kamen in die Kapelle auf dem „Alten Friedhof“ in Freiburg, der durch die Einquartierungen schwer beschädigte Hochaltar wurde der neu gegründeten Pfarrei St. Josef in Obersimonswald überlassen und zwei zu diesem Altar gehörige Standfiguren gelangten auf Umwegen später in das Freiburger Augustinermuseum.²⁷

Als im Jahr 1970 in Freiburg und Karlsruhe zwei große Ausstellungen zur „Kunst am Oberrhein“ stattfanden, gerieten die Altar- und Standfiguren erstmals ins Blickfeld der Kunsthistoriker. Alle drei Stücke wurden als Arbeiten des Künstlers Hans Wydyz (Weiditz) identifiziert und als Teile des Hochaltarretabels aus der Kapelle der Freiburger Antoniter in Oberlinden angesprochen. Schnell wurde deutlich, dass vor allem die Figur des heiligen Antonius und seine beiden Nebenfiguren (Adoranten) starke Parallelen zum Hochaltarretabel der Antoniterkirche in Isenheim aufweisen, die dem Holzschnitzer Nikolaus Hagenauer (* um 1445, † vermutlich Straßburg vor 1538) zugeschrieben werden.

Bei einer intensiven Beschäftigung mit dem Leben von Wydyz stellte sich heraus, dass er der Werkstatt von Hagenauer angehört hatte; zumindest in der Zeit, als dieser die Figuren für Isenheim schuf. In der Literatur wird Hagenauer sogar als „Lehrer“ von Hans Wydyz bezeichnet.²⁸

²² EUGEN BANZHAF: Die weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg i. Br., Freiburg 1938, S. 10. Für diesen Hinweis danke ich Eva-Maria Schüle, Freiburg.

²³ Freundliche Mitteilung der Allgemeinen Stiftungsverwaltung Freiburg.

²⁴ HERMANN MAYER: Oberlinden zu Freiburg, in: Schau-ins-Land 54/55 (1929), S. 1-18, hier S. 15.

²⁵ StadtAF, B5 XIIIa, Nr. 125a v. 1725 Mai 30: *Pro Memoria: Den 31. Mai als am Fest des Hl. Fronleichnambs haben Ihro Hochwürden und Gnaden der Herr Weyehbischoff von Sirgenstein, welcher von Riegel derentwegen aigens allhero gekhommen, die völlige gaitliche Function mit großer Magnifizenz, und zu sonderbarem Trost, und Aufferbawlichkeith der allhiesigen Innwohnerschafft verrichtet, und hat der Gottesdienst bis um ein Uhr Nachmittag gedauert.*

²⁶ StadtAF, C1 Militaria 67 und 68.

²⁷ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 4.

²⁸ SIBYLLE GROB: Hans Wydyz. Sein Oeuvre und die oberrheinische Bildschnitzkunst (Studien zur Kunstgeschichte 109), Hildesheim 1997, S. 124-133.



Abb. 3 Fotomontage der Figuren des ursprünglichen Antoniusaltars, anlässlich der Ausstellung „Eine Stadt braucht Klöster“ von 25. Mai bis 22. Oktober 2006 im Augustinermuseum in Freiburg (Himmelsbach).

In Freiburg ist der Aufenthalt von Hans Wydyz für die Zeit zwischen 1497 und 1517 sicher belegt,²⁹ wenn die Forschung inzwischen auch davon ausgeht, dass er bereits in den Jahren nach 1492 von Straßburg nach Freiburg übergesiedelt sein könnte.³⁰ 1517/18 verließ Hans Wydyz Freiburg wieder in Richtung Straßburg.³¹

Die Figurengruppe in Obersimonswald stellt einen sitzenden Antonius sowie als Nebenfiguren ein patrizisches Ehepaar dar, während es sich bei den Heiligenfiguren im Augustinermuseum um Darstellungen des heiligen Rochus und eines unbekanntes Heiligen handelt (vgl. Abb. 3).³² Als man die Figuren stilistisch auf die Zeit „um 1500“ datieren konnte, begann eine intensivere Suche nach der ursprünglichen Herkunft des Altars.

Stark beeinflusst durch den Beitrag von Adalbert Mischlewski über den Antoniterhof in Kleinbasel, in dem auch ein erster Blick auf die Freiburger Generalpräzeptorie geworfen wurde,³³ stellte Groß in ihrer Dissertation von 1993 die These auf, dass der Altar ursprünglich für die Freiburger Antoniterniederlassung geschaffen worden sei.³⁴ Da aber bekannt war, dass die Antoniter schon in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts hoch verschuldet waren, schieden sie als Auftraggeber aus. Nun suchte man nach anderen Stiftern und schien sie in einer

²⁹ Ebd., S. 280.

³⁰ Ebd., S. 60.

³¹ Ebd., S. 281.

³² Ebd., S. 122. Der unbekanntes Heilige wird von Groß als heiliger Jacobus gedeutet, ebd., S. 124.

³³ MISCHEWSKI (wie Anm. 1).

³⁴ Groß (wie Anm. 28), S. 124-133.

„Antoniusbruderschaft“ auch gefunden zu haben.³⁵ Derartige Auftraggeber, die als Mitglieder einer von Laien gebildeten „Antoniusbruderschaft“ sicherlich dem städtischen Patriziat angehört hätten, würden auch die beiden kleinen Nebenfiguren erklären, die sich von denen des Isenheimer Altars unterscheiden: Während es sich in Isenheim um zwei männliche Figuren handelt, die den Bauernstand und einen Edelmann repräsentieren, stellen jene beim Altar in Obersimonswald ein patrizisches Ehepaar in seiner typischen Kleidung um 1500 dar. Eine solche Abweichung vom ansonsten strikt in das Bildprogramm der Antoniter passenden Aufbau der Gruppe konnte nur als Abbildung der „Stifterpersönlichkeiten“ erklärt werden.³⁶

Der direkte Anlass für diese Stiftung sei nach Groß die Entstehung einer kleinen Marienwallfahrt im Freiburger Armenspital am Ende des 15. Jahrhunderts gewesen, die im August 1500 zu der Weihe eines neuen Altares zu Ehren der Heiligen Dreifaltigkeit, der Jungfrau Maria, der Mutter Anna, der Märtyrer Sebastian, Vitus, Modestus und Crescencia, der Jungfrau und Märtyrerin Katharina sowie der Witwe Elisabeth geführt habe. Wenige Monate später wurde all denjenigen, die diese Kapelle durch Wohltaten unterstützten und regelmäßig besuchten, ein Ablass für 100 Tage gewährt. Nach Groß konnten die Antoniter einer derartigen Entwicklung in ihrer nächsten Umgebung nicht tatenlos zusehen, denn sie hätte „einen Schlag gegen die in den Antoniterpredigten gepriesene Wundertätigkeit ihres eigenen Ordensheiligen“ bedeutet.³⁷ Aus diesem Grund scheinen die Antoniter Maßnahmen ergriffen zu haben, um den Schaden, der durch das Abwandern der Spendenfreudigen entstanden war, zu begrenzen. Der amtierende Präzeptor Rupertus Lyasse (1483-1519) wandte sich „offensichtlich an die Freiburger Antoniusbruderschaft“, um von ihr für die eigene Kapelle einen Altar gestiftet zu bekommen.³⁸ Tatsächlich hätte dann auch ein Ehepaar aus der Bruderschaft die Gelder unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, dass der Präzeptor ihnen „den bedeutenden Platz zur Selbstdarstellung neben dem Ordensheiligen“ einräumen würde.³⁹ Quellenbelege für diese Geschichte werden von Groß allerdings nicht genannt.

Versucht man nun diese These mit der Situation des Antoniterordens im Bistum Konstanz und speziell in Freiburg am Ende des 15. Jahrhunderts in Einklang zu bringen, dann wird sehr schnell deutlich, dass die Antoniter als Auftraggeber für diesen Altar nicht infrage kommen. Zunächst werden von Groß die praktischen Möglichkeiten der Antoniter zu dieser Zeit völlig überschätzt, denn Rupertus Lyasse war damals nicht mehr in Freiburg anwesend, sondern hatte sich aufgrund der schlechten finanziellen Situation der Freiburger Generalpräzeptorei bereits im Frühjahr 1498 in das Antoniterhaus im schweizerischen Uznach begeben. Dort hatte er sich seit dem Spätsommer um den Wiederaufbau der Uznacher Pfarrkirche zu kümmern, die einem Stadtbrand zum Opfer gefallen war.⁴⁰ Auch muss stark bezweifelt werden, ob die von Groß behauptete „Konkurrenzsituation“ zwischen den Antonitern und dem Armenspital überhaupt bestand: So erwirtschafteten die Antoniter ihre Einkünfte nicht primär durch Spenden in den Opferstöcken ihrer Kapellen, sondern durch ihre jährlich flächendeckend im Bistum Konstanz durchgeführte Sammlung, dem sogenannten „Quest“. Außerdem hätte der Rat der Stadt Freiburg eine größere Sammlungs- oder Spendentätigkeit der Antoniter in Konkurrenz zum Freiburger Armenspital nicht geduldet. Schon 1328 war vom Magistrat festgelegt worden, dass

³⁵ Ebd., S. 127f.

³⁶ Ebd., S. 128.

³⁷ Ebd., S. 130. Siehe hierzu auch HANS-PETER WIDMANN: *Den selan trostlich, den durftigen nuzzelich*. Das Heiliggeist-Spital zu Freiburg im Breisgau im Mittelalter (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg 38), Freiburg 2006, S. 71, Anm. 306.

³⁸ Ebd., S. 132.

³⁹ Ebd., S. 133.

⁴⁰ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 18. Der Wiederaufbau dauerte im Übrigen noch bis 1505 an, ANSELM SCHUBIGER: Die Antoniter und ihr Ordenshaus zu Uznach, im ehemaligen Bisthum Constanx, in: *Der Geschichtsfreund*. Mitteilungen des Historischen Vereins der Fünf Orte 34 (1879), S. 87-310, hier S. 154.

das Sammeln freiwilliger Gaben durch fremde Boten für alle Kirchen und Klöster der Stadt mit Ausnahme des Münsters, des Heiliggeistspitals und des Gutleuthauses verboten sein solle. Zuwiderhandlungen wurden mit einer Strafe von 1 Mark Silber geahndet.⁴¹ Es spricht nichts dafür, dass sich an diesem Verbot am Ende des 15. Jahrhunderts etwas geändert hätte.

Von grundlegenderer Bedeutung ist aber, dass es eine von Laien gebildete „Antoniusbruderschaft“ in Freiburg zu keiner Zeit gegeben hat. Das wird im Zusammenhang mit der Profanierung der Antoniterkapelle im Jahr 1790 deutlich: In einer handschriftlichen Liste, die kurz vor der Auflösung der Nebenkapellen erstellt worden war, heißt es zum 17. Januar, dem Patrozinium des Heiligen Antonius: *Patrocinium im Pfründhaus resp. der Kapelle zu St. Anton, wohin die Bürgerleute von Oberlinden und alle die auf den Namen Anton getauft sind, dem Gottesdienste beiwohnen.*⁴² Ist schon hier keine Bruderschaft genannt, die sich doch sicherlich am Patrozinium „ihres“ Heiligen zu einem feierlichen Gottesdienst versammelt hätte, so findet sich auch im gesamten späteren Schriftverkehr zwischen der Stadt Freiburg und den für die Weiterverwendung der Kirchengüter zuständigen Stellen keinerlei Hinweis auf eine solche Gruppierung.

Die von Groß vermutete Bruderschaft gründet sich auf eine fehlerhafte Sekundärliteratur: In der bereits genannten Dissertation über die Auswirkungen der Josephinischen Reformen auf den Breisgau wird in einer Übersichtstabelle über die Bruderschaften des Breisgaus auch eine Bruderschaft „St. Anton“ genannt.⁴³ Dies beruht jedoch auf einem Irrtum, wie sich bei der Durchsicht der diesen Tabellen zugrunde liegenden Bestände im Freiburger Stadtarchiv herausgestellt hat:⁴⁴ In den Originalakten ist mit „St. Anton“ ausdrücklich nur die Kapelle der ehemaligen Antoniterniederlassung in Oberlinden gemeint.⁴⁵ Ihre Aufnahme in die Tabelle der „Bruderschaften“ war also ein Versehen. Da Groß ausgerechnet diese Arbeit als einzigen Beleg für eine Freiburger Antoniusbruderschaft nutzte, ist hierin die Ursache für das Missverständnis zu suchen.⁴⁶

Weiterhin spricht auch ein Inventar von 1623 *über allerhand fahrende Hab des Gotteshauses S. Anton* deutlich gegen die Herkunft des Antoniusaltars aus der Freiburger Antoniterniederlassung.⁴⁷ Darin wurde von einem unbekanntem Schreiber akribisch aufgeführt, was sich in diesem Jahr in den wichtigsten Räumen der zum Pfründhaus gehörenden Gebäude befunden hatte.⁴⁸ Für die Kirche, die in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse ist, werden insgesamt drei Altäre aufgeführt: Ein Altar *neben der großen Thüre*, ein weiterer *voraus* und ein dritter im Chor. Bei der Beschreibung der Altäre und Kultgegenstände werden jedoch weder die Antoniusfigur noch die Rochusfigur oder die des unbekanntem Heiligen erwähnt. Andere Figuren, Kreuze und Bildstöcke werden dagegen in aller Ausführlichkeit aufgezählt und zumindest grob beschrieben, sodass es höchst unlogisch erscheint, gerade den prächtigen Altar zu vergessen.⁴⁹ Damit ist zumindest belegt, dass sich der Antoniusaltar im Jahr 1623 nicht in der Antoniuskapelle in Oberlinden befunden hat. Da zudem der Antoniterorden bereits seit 1527 nichts mehr mit der Kapelle in der Freiburger Niederlassung zu tun hatte, darf es als sicher gelten, dass dieser Altar ursprünglich auch nicht für die Antoniter geschaffen wurde.

⁴¹ StadtAF, A1 X a v. 1328 Dezember 11.

⁴² StadtAF, C1 Kirchensachen 116.

⁴³ FRANZ (wie Anm. 18), S. 84-87.

⁴⁴ StadtAF, C1 Kirchensachen 116.

⁴⁵ Die Liste der Nebenkapellen findet sich bei FRANZ (wie Anm. 18), S. 325f.

⁴⁶ GROB (wie Anm. 28), S. 305.

⁴⁷ StadtAF, DS. St Nr. 5.

⁴⁸ Dieses Inventar ist sicherlich im Hinblick auf die wachsende Bedrohung durch die Kampfhandlungen des 30-jährigen Krieges entstanden. 1632 wurde Freiburg erstmals von den schwedischen Truppen eingenommen.

⁴⁹ So z. B.: *uff einem hölzernen Fuos ein Jesus Knäblin mit einem sylbers übergülten Straßburger schilling daran hanget ein roth corallin Pater Noster mit einem vergülten Cruzifix und elff vergülte Bollen daran ein christallin Herzlin, eingefast und ein eingefast ammadistin steinlin*, StadtAF, DS. St. Nr. 5, fol. 310r.

Eine sehr viel wahrscheinlichere Version der Herkunft des Antoniusaltars ergab sich bei der Durchsicht unterschiedlicher Beiträge zu den Stiftungen am Freiburger Münster: Wie sich dabei zeigte, errichtete der Ratsherr und mehrfache Obristzunftmeister Konrad Münzmeister, genannt Falkenberg, und seine Frau Elisabeth Griëßerin bereits im Juli 1459 eine Stiftung im Freiburger Münster, die sich aus einer Priesterpfründe und einem Antoniusaltar (!) zusammensetzte. Die Stifter behielten die Kollatur und das Präsentationsrecht für sich zu Lebzeiten vor. Nach ihrem Tode sollte es auf den Mann von Elisabeths Cousine, Bärbel von Tusslingen († 1499 Juli 17), Konrad von Kippenheim d. J. († 1488 April 25)⁵⁰ und deren gemeinsame Kinder übergehen. Diese Stiftung fällt besonders dadurch auf, dass es sich ausdrücklich um einen Antoniusaltar handelte, der darüber hinaus auch neu errichtet wurde.⁵¹

Für die weitere Klärung der Herkunft des Antoniusaltars ist es notwendig, sich etwas genauer mit den Familien Münzmeister-Griëßer zu beschäftigen: Konrad Münzmeister gehörte der Zunft der Krämer an.⁵² Nachdem er bereits 1423 als Mitglied des Gerichts genannt wird,⁵³ saß er zwischen 1425 und 1438 als Zunftmeister der Krämerzunft sechs Jahre im Rat, bevor er 1438 erstmals das Amt des Obristzunftmeisters innehatte.⁵⁴ Er war zunächst mit einer nicht näher zu bestimmenden „Magdalena“ verheiratet gewesen, ehe er Elisabeth Griësserin zur Frau nahm. Sein Todesdatum liegt nicht lange nach 1467.⁵⁵

Die Herkunft der Elisabeth Griësserin ist bislang umstritten: Sehen einige Autoren sie als Tochter eines Bäckers mit Namen Clewi (Nikolaus) Griëßer, so vermuten andere sie als Tochter des Bäckers Hans Ulrich Griëßer und seiner Frau Elisabeth Bolerin.⁵⁶ Einen ersten konkreten Hinweis auf den Vater der Elisabeth Griësserin geben zwei Nennungen eines Clewi Griëßer, der einmal als Schwiegervater Konrad Münzmeisters⁵⁷ und ein anderes Mal als Schwiegervater des Hofkanzlers Konrad Stürtzel von Buchheim⁵⁸ erwähnt wird. Konrad Stürtzel war um 1435 in Kitzingen geboren worden und siedelte 1458 von Heidelberg nach Freiburg über, um hier sein Studium fortzusetzen.⁵⁹

⁵⁰ Zu ihnen vgl. Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 2, hg. von JULIUS KINDLER VON KNOBLOCH, Heidelberg 1905, S. 287, Tafel I.

⁵¹ Urkunden und Regesten zur Geschichte des Freiburger Münsters (1120-1471), bearb. von PETER P. ALBERT, in: Freiburger Münsterblätter 3-10 (1907-1914), Nr. 696 v. 1459 Juli 6: ... *und stiftent ewiglich unverändert, stet, ufrecht und vest ze bliben in unser lieben frowen münster ze Friburg uf dem altar, den wir yez darzuo nüw buwen und machen lassen hant in der ere des heiligen himelfürsten sant Antonien*

⁵² StadtAF, B5 XXIIIa Nr. 1, fol. 4v.

⁵³ Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau, II. Bd.: 1401-1662, bearb. von LEONARD KORTH und PETER P. ALBERT (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 3), Freiburg 1900, S. 67, Nr. 909.

⁵⁴ StadtAF, B5 Ia Nr. 1, fol. 44r, 50v, 53v, 59r, 62r und 64r. Weitere Nennungen: 1441 als Obristzunftmeister (fol. 75r), 1442 als Nachgehender von den Zünften (fol. 77v), 1444 wiederum Obristzunftmeister (fol. 82r) und 1445 und 1448 nochmals als Nachgehender von den Zünften (fol. 84r und 92v). Da anschließend zum nächsten erhaltenen Ratsbesetzungsprotokoll eine Lücke von fünf Jahren besteht, die auch durch andere Quellen nicht geschlossen werden kann, ist nicht belegt, wann er zum letzten Mal im Rat saß.

⁵⁵ ERWIN BUTZ: Das Jahrzeitbuch des Münsters zu Freiburg im Breisgau (um 1455-1723), Teil B: Text (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 31 B), Freiburg/München 1983, S. 314, Nr. 745.

⁵⁶ PETER P. ALBERT/MAX WINGENROTH: Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten. Augsburg/Stuttgart 1923, S. 93, dort allerdings ohne nähere Begründung.

⁵⁷ ALBERT (wie Anm. 51), Nr. 695 vom 1459 Mai 25.

⁵⁸ Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Freiburger Münsterarchiv, Urkunde vom 1476 September 24.

⁵⁹ Über ihn und seine weitere akademische und politische Karriere siehe GEORG BUCHWALD: Konrad Stürtzel von Buchheim aus Kitzingen, Leipzig 1900; JÜRGEN BÜCKING: Das Geschlecht Stürtzel von Buchheim (1491-1790). Ein Versuch zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Breisgauer Adels in der frühen Neuzeit, in: ZGO 118 (1970), S. 239-278; DIETER MERTENS: Konrad Stürtzel, in: Freiburger Universitätsblätter 137 (1997), S. 45-48; HANS SCHADEK: Der Kaiser und seine Stadt. Maximilian I. und seine Beziehung zu Freiburg, in: Der Kaiser in seiner Stadt. Maximilian I. und der Reichstag zu Freiburg 1498, hg. von HANS SCHADEK, Freiburg 1998, S. 217-256, bes. 233f.; PETER KALCHTHALER: Konrad Stürtzel von Buchheim, in: Freiburger Biographien, hg. von PETER KALCHTHALER, WALTER PREKER und GÜNTER EBI, Freiburg 2002, S. 54f.

Ahnentafel der Familien Münzmeister-Grießer-Stürtzel

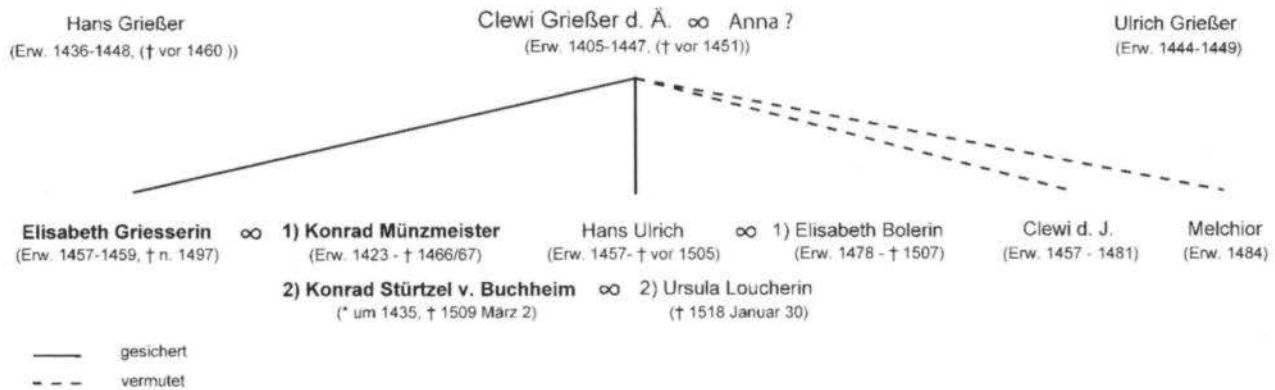


Abb. 4 Ahnentafel der Familien Münzmeister-Grießer-Stürtzel nach den aufgefundenen Quellen (Himmelsbach).

Bei Durchsicht der relevanten Quellen des 15. Jahrhunderts ergaben sich Hinweise auf zwei unterschiedliche Bäcker mit dem Namen Clewi Grießer, weswegen es sich bei den „Schwiegervätern“ durchaus um verschiedene Personen gehandelt haben könnte. Denn erstmals wird ein Bäcker Clewi Grießer (d. Ä.) zwischen 1405 und 1444 genannt, der bereits vor 1451 verstorben sein muss, da in der Zunftliste der Bäckerzunft von 1451 unter den Witwen bereits *die alt Grießerin* genannt wird,⁶⁰ bei der es sich um seine Frau Anna handeln dürfte.⁶¹ Mit deutlichem zeitlichen Abstand folgt ein weiterer Clewi Grießer, der zwischen 1457 und 1481 genannt ist, weshalb er nicht identisch mit Clewi d. Ä. sein kann.

Aus dieser zeitlichen Verteilung der Nennungen sowie aus anderen Quellen lassen sich noch mehrere Verwandte erschließen, was die Erstellung eines vorläufigen Stammbaums ermöglicht (Abb. 4). Daraus geht hervor, dass Elisabeth Griesserin die Tochter von Clewi Grießer d. Ä. gewesen sein muss. Ein Eintrag im Anniversarienbuch des Freiburger Franziskanerklosters beweist, dass die erste Frau Konrad Stürtzels tatsächlich die Witwe Konrad Münzmeisters war: *Es wirt iorzit meister cuonrat múnzmeisters den man nempt frowenberg und ennlín griessers seiner elichen wirtin und meister cuonrat stürtzels und aller ir fordren ...*⁶² Damit sind auch die beiden Nennungen Clewi Grießers als Schwiegervater sowohl von Konrad Münzmeister als auch von Konrad Stürtzel geklärt.

Durch die Heirat mit Elisabeth Griesserin wurde Konrad Stürtzel Mitglied der reichen und angesehenen Familien Münzmeister-Grießer, die ihn schon kurz nach seiner Ankunft in der Stadt eifrig unterstützten, z. B. geht sein Freiburger Hausbesitz überwiegend auf den Kauf

⁶⁰ StadtAF, B5 XXIIIa Nr. 1, fol. 11v.

⁶¹ BUTZ (wie Anm. 55), S. 90, Nr. 207.

⁶² StadtAF, B1 Nr. 186, fol. 25r. Diesen Hinweis verdanke ich Dr. Hans Schadek, Stadtarchivdirektor i.R. Es handelt sich um einen kaum lesbaren Eintrag, zitiert nach der dem Buch beiliegenden Abschrift von Dr. Kramer (Merzhausen). Bei „ennlin“ nun kann es sich nur um einen Hör- oder Schreibfehler handeln, denn das ist keine Kurzform für „Elisabeth“. Die am Schluss stehende und kaum zu entziffernde Jahreszahl kann nicht als „1461“, sondern muss als „1467“ gelesen werden, da Konrad Münzmeister bis 1465 in den Quellen noch genannt wird und vermutlich erst kurze Zeit vor dieser Stiftung verstorben war, wodurch auch das Datum der ersten Heirat Konrad Stürtzels auf die Jahre 1466 oder 1467 eingegrenzt werden kann.

von Clewi Grießer d. Ä. und auf das Erbe der Elisabeth zurück.⁶³ Stürtzel selbst setzte sich für seinen Schwager Hans Ulrich Grießer ein, als dieser im September 1484 das Heiliggeist-Spital nach nur etwas mehr als einem halben Jahr wieder verließ, weil es ihm und seiner Frau Elisabeth Bolerin dort nicht gefallen hatte.⁶⁴ Darüber hinaus ist eine Verbindung von Konrad Stürtzel zur Familienstiftung am Freiburger Münster im „Liber beneficiorum in ecclesia parochiali beatissime virginis Marie friburgensi“ dokumentiert, aus dem hervorgeht, dass er dieser neben Geld von dem *Hus Sapientia auch 2 Gulden ab der Schluchin Hus in der Gauch Gassen* vermacht hatte.⁶⁵ Ohne verwandtschaftliche Beziehungen ergäbe dieser Eintrag keinen Sinn. Da Elisabeth Griesserin noch in den Jahren 1493 und 1497 das Präsentationsrecht auf den Antoniusaltar im Freiburger Münster selbst ausübte,⁶⁶ aber kein exaktes Datum für die zweite Heirat Stürtzels mit Ursula Loucherin zu ermitteln war, kann nicht gesagt werden, wann Elisabeth verstarb.⁶⁷

Die etwas ausführlichere Darstellung der verwandtschaftlichen Beziehungen des Hofkanzlers Konrad Stürtzel war notwendig, um zu zeigen, dass er schon seit seiner Heirat um 1467 einen Bezug zu einer Familienstiftung auf einen Antoniusaltar im Freiburger Münster hatte. Daher möchte ich in Konrad Stürtzel den Auftraggeber für den Antoniusaltar aus der ehemaligen Antoniterkapelle in Oberlinden sehen. Dafür spricht neben der beschriebenen Stiftungstätigkeit am Freiburger Münster vor allem seine dokumentierte Verbindung zu Hans Wydyz, der für ihn den weitaus bekannteren und auf 1505 datierten „Dreikönigsaltar“⁶⁸ für seine Hauskapelle beim heutigen „Basler Hof“ schuf und der heute im Freiburger Münster steht.

Wie bereits erwähnt, kann die „Freiburger“ Figurengruppe des heiligen Antonius ihre Nähe zu der Figurengruppe des Isenheimer Altars nicht verleugnen. Die kunstgeschichtliche Forschung hat inzwischen herausgefunden, dass der spezielle Aufbau und die Anordnung der Figuren einer zentralen Vorgabe des Ordens entsprochen haben müssen, die sich seit den 1460er-Jahren mehr und mehr durchsetzte. Bedenkt man, welche Verbindungen Konrad Stürtzel zum Elsass hatte (und das nicht erst seit der Übertragung der Vogtei Thann mit dem damit verbundenen Amt des „Erschenken im Elsass“ im Jahr 1492), dann ist es mehr als wahrscheinlich, dass er bereits früh Kenntnis von den Arbeiten in der Antoniterniederlassung in Isenheim hatte. Die dortigen Holzschnitarbeiten für den Schrein des Isenheimer Altars werden Nikolaus Hagenauer (* um 1445/60; † vor 1538) zugeschrieben, die dieser nach Entwürfen von Martin Schongauer (* um 1445/50 in Colmar/Elsass, † 2. Februar 1491 in Breisach) angefertigt haben soll. Datiert werden sie auf die Zeit um 1490. Nach Groß war Hans Wydyz ein Schüler Nikolaus Hagenauers und gehörte dessen Werkstatt noch in der Anfangszeit der Arbeiten für Isenheim an.⁶⁹ Beide, der Künstler wie auch der Auftraggeber, hatten also Kenntnis von diesem Werk, was auch die Ähnlichkeiten beider Arbeiten erklären würde. So würden

⁶³ ALBERT/WINGENROTH (wie Anm. 56), S. 92.

⁶⁴ Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau, III. Bd.: 1220-1806 (Nachträge), bearb. von JOSEF REST (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 5), Freiburg 1927, S. 89, Nr. 1995; HANS-PETER WIDMANN (wie Anm. 37), S. 149, Anm. 866.

⁶⁵ StadtAF, B1 Nr. 92, fol. 88v + r. Dort wird als dritter Inhaber der Pfründe ein Melchior Grießer genannt. Die Familienmitglieder sollten laut Stiftungsbrief bei der Vergabe der Pfründe den Vorzug erhalten.

⁶⁶ ANDREAS LEHMANN: Die Entwicklung der Patronatsverhältnisse im Archidiakonat Breisgau 1275-1508, Teil 2, in: FDA 40 (1912), S. 11: „Im Jahr 1493 begegnet uns als Kaplan der Pfründe Nikolaus Holdermann, präsentiert von der Gemahlin des Kanzlers Konrad Stürtzel.“

⁶⁷ Die späte Nennung der Elisabeth Griesserin macht es wahrscheinlich, in ihr zumindest die Mutter von Konrad Stürtzel d. J. zu sehen. Das umso mehr, als in einer „um 1510“ verfassten „Teilung“ zwischen Ursula Loucher und ihren Kindern *Frau Elisabeth, Jungfrau Anna, Junker Maximilian und Christof*, Konrad Stürtzel d. J. nicht genannt wird, StadtAF, A1 XIV Stürtzel zu Buchheim.

⁶⁸ Vgl. zu diesem GROB (wie Anm. 28), S. 153ff.

⁶⁹ Ebd., S. 122.

sich auch die beiden kleinen Nebenfiguren nahtlos einfügen, die von dem Isenheimer Bildprogramm der Antoniter deutlich abweichen und ein patrizisches Ehepaar in „der zeitgenössischen Mode des städtischen Patriziertums um 1500“ zeigen.⁷⁰ Bei diesen handelt es sich vermutlich um die Stifter der Münster-Pfründe, Elisabeth Griesserin und Konrad Münzmeister.⁷¹ Zur Gewissheit wird die Herkunft des Antoniusaltars auch aus weiteren, das Freiburger Münster betreffenden Quellen, etwa durch mehrere Präsentationen auf den Antoniusaltar der „Konrad Münzmeister und Elisabeth Griesserin-Pfründe“,⁷² aber vor allem durch seine Nennung in einer Lagebeschreibung aus dem Jahr 1598.⁷³

Wie aber gelangte der Altar in die Antoniterkapelle in Oberlinden? Im Jahr 1666 verfügte die „Konrad-Münzmeister-Pfründe“ nur noch über ein Einkommen von 4 Rappen und 12 Batzen, sodass sie 1668 mit anderen Pfründen zusammengelegt werden musste.⁷⁴ Was zu dieser Zeit aus dem Altar wurde, konnte trotz intensiver Suche nicht geklärt werden.⁷⁵ Als man kurz nach 1700 mit der barocken Ausgestaltung des Freiburger Münsters begann, wurden viele der älteren Altäre weggerückt, um neuen und moderner gestalteten Platz zu machen, worunter sich wahrscheinlich auch der Antoniusaltar befand.⁷⁶ Als man die Antoniterkapelle in Oberlinden 1725 zur Filialkirche des Freiburger Münsters erhob, scheint man sich an diesen Altar erinnert zu haben und versetzte ihn an diesen passenden Platz: Dafür spricht zumindest, dass die Kapelle schon seit 1720 zu diesem Zweck neu gebaut wurde, wie es in den Rechnungsbüchern der St.-Anton-Stiftung heißt.⁷⁷ Die Stiftung ließ sich diese Grundsanierung immerhin die nicht unerhebliche Summe von knapp 1.640 Gulden kosten! Genannt werden im Rechnungsbuch auch zwei Bildhauer, die den Antoniusaltar vielleicht an seinem neuen Platz aufstellten.⁷⁸

Zur Baugeschichte der Nimburger Bergkirche im Lichte der Antoniterforschung

Im Jahr 1456 gründete Antonius Lyasse, Generalpräzeptor des Antoniterordens im Bistum Konstanz mit Sitz in Freiburg, eine Ordensniederlassung in Nimburg (Kreis Emmendingen). Dieser Gründung zufolge wird die heutige Nimburger Bergkirche im Allgemeinen auch als ein Werk der Freiburger Antoniter angesehen. Archäologische Beobachtungen, die von Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber und Dr. Gabriele Seitz vom Institut für Provinzialrömische Archäologie der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Jahr 2001 in der Nimburger Bergkirche durchgeführt werden konnten, führten erstmals zu eindeutigen Grundrissen und relativen Bauabfolgen, sodass heute von drei Kirchenbauten an diesem Standort ausgegangen werden muss: einer romanischen Kirche, die vor 1456 bestanden hat (Kirche I), einem in Ost-West orientierten „gotischen“ Gotteshaus, das zwischen 1456 und 1517/45 errichtet worden sein soll (Kirche II),

⁷⁰ Ebd., S. 127.

⁷¹ Wen die Figuren tatsächlich darstellen, konnte nicht geklärt werden, da ein Stifterwappen fehlt. Ich möchte mich an dieser Stelle ganz herzlich bei der Kath. Pfarrgemeinde von St. Josef in Obersimonswald bedanken, die mir im März 2007 eine nähere Untersuchung der Figurengruppe ermöglichte.

⁷² EAF, Ha 115, fol. 129r und 135r. Im bereits genannten „Liber beneficiorum in ecclesia parochiali beatissime virginis Marie friburgensi“ sind die präsentierten Kapläne bis 1596 aufgeführt, StadtAF, B1 Nr. 92, fol. 89v.

⁷³ KARL SCHUSTER: Zur Baugeschichte des Münsters im 18. Jahrhundert, in: Freiburger Münsterblätter 5 (1909), S. 1-14, hier S. 9.

⁷⁴ EAF, Ha 64, fol. 1065.

⁷⁵ Danken möchte ich an dieser Stelle Dr. Christoph Schmider, Leiter des Erzbischöflichen Archivs Freiburg, für seine unermüdliche Unterstützung – auch wenn wir in diesem Fall nicht fündig geworden sind.

⁷⁶ Vgl. zur barocken Ausgestaltung des Freiburger Münsters FRIEDRICH KEMPF: Zur Baugeschichte des Münsters im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, in: Freiburger Münsterblätter 3 (1907), S. 83ff.; SCHUSTER (wie Anm. 73).

⁷⁷ StadtAF, E1 B IIc 5, fol. 15v.

⁷⁸ Ebd., fol. 16r.

und dem heutigen Bau, der zwischen 1517 und 1545 in Süd-Nord-Richtung erfolgt sein soll (Kirche III) (Abb. 5).⁷⁹

Für die Antoniterzeit in Nimburg sind auf dem publizierten Grabungsplan aufgrund ihres Alters vor allem die Kirchen II und III von Interesse. Kirche II besaß eine Grundfläche von ca. 105 m² und war in Ost-West-Richtung orientiert, während Kirche III eine Grundfläche von annähernd 244 m² aufwies und von Süden nach Norden ausgerichtet war. Es handelt sich folglich bei Kirche III nicht einfach um die Sanierung oder den Umbau des bereits bestehenden Gotteshauses, sondern um einen kompletten Neubau, der im Verhältnis zur Vorgängerkirche II mehr als doppelt so groß ausfiel! Der Grund für die geänderte Ausrichtung lag den Erkenntnissen der Archäologen zufolge in statischen Problemen, die sich bei Kirche II zu einem bislang unbekanntem Zeitpunkt ergeben hatten.

Mit dem im Zuge der archäologischen Untersuchungen entdeckten Grab eines Antoniters mit Namen „Philip“, der am 14. Februar 1517 verstarb, ist nun erstmals ein *Terminus post quem* bekannt, zu dem mit dem Bau von Kirche III frühestens begonnen worden sein kann. Das Grab befindet sich in der heutigen Sakristei, die Teil des Chors der Vorgängerkirche II gewesen war.⁸⁰ Probleme bereitet allerdings die Bestimmung des *Terminus ante quem*, der bislang etwas unkritisch aufgrund einer weiteren Steinplatte eines Laienpriesters bestimmt wurde, die aus dem Jahr 1545 stammt. Sie wurde schon bei den Arbeiten zum Einbau einer Heizung in den Jahren 1951 bis 1954 gefunden. Dabei sind zwei Dinge bislang völlig ungeklärt: erstens, ob sich unter der Platte tatsächlich ein Grab befunden hat, und zweitens, an welcher Stelle sie genau gefunden wurde.⁸¹ Solange diese Fragen nicht beantwortet sind, kann Kirche III durchaus sehr viel später erbaut worden sein als bisher angenommen.⁸² Diese Befunde und offenen Fragen sollen im Folgenden auf Grundlage der historischen Überlieferung über die Antoniter diskutiert werden.

Von der Geschichtsforschung wurde bislang nicht beachtet, dass es sich aus Sicht des Antoniterordens bei der Nimburger Niederlassung nur um eine „Not“-Gründung gehandelt haben kann: Das belegen die erhaltenen Investiturprotokolle des Bistums Konstanz, in denen bereits zum Jahr 1437 insgesamt 12 Antoniterhäuser im Bistum genannt sind.⁸³ Aber weder durch die Nimburger Gründung noch durch jene kurze Zeit später erfolgte Errichtung einer weiteren Niederlassung in Kleinbasel (1462) erhöhte sich diese Gesamtzahl. Aufgrund dessen müssen diese beiden Niederlassungen als Ersatz für zwei in Verlust geratene Standorte neu gegründet worden sein. Dies war dringend geboten und wird verständlich, wenn man sich die innere Struktur des Antoniterordens vergegenwärtigt: Die Antoniter finanzierten sich im Bistum Konstanz vor allem durch die bereits erwähnte, jährlich flächendeckend durchgeführte Sammlung und verschiedene päpstliche Privilegien wie den Antoniussschweinen oder auch durch

⁷⁹ Vgl. zum Folgenden HANS ULRICH NUBER/GABRIELE SEITZ: Baubegleitende Untersuchungen in der Bergkirche von Nimburg, Kreis Emmendingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002), S. 177-180, hier S. 178.

⁸⁰ Es spricht nichts dagegen in ihm den Antoniter Philip de Balme oder de Baume zu sehen, der in Isenheim zwischen 1497 und 1514 mehrfach durch Stiftungen nachgewiesen ist und der 1514 als Religiöser nach Nimburg ging. Vgl. dazu ELISABETH CLEMENTZ: Les Antonins d'Issenheim, essor et dérive d'une vocation hospitalière à la lumière du temporel, Straßburg 1999, S. 187.

⁸¹ Freundliche Mitteilung von Dr. Gabriele Seitz, Universität Freiburg, Abt. für Provinzialrömische Archäologie, die mir die archäologischen Befunde ausführlich dargestellt und erläutert hat, wofür ich mich an dieser Stelle ausdrücklich bedanken möchte. Diese Platte ist aufgrund dieser Unsicherheiten auf dem Grabungsplan von 2001 gestrichelt eingezeichnet worden.

⁸² Leider ist es trotz intensiver Bemühungen in den letzten beiden Jahren nicht gelungen, in der Ev. Pfarrgemeinde in Nimburg Einsicht in mögliche Aufzeichnungen über die Arbeiten Anfang der 1950er-Jahre zu erhalten, die hätten helfen können, den Fundort dieser Platte zu lokalisieren. Deshalb muss diese Frage auch jetzt noch offen bleiben.

⁸³ KREBS (wie Anm. 6), S. 922f. Es sind dies später Freiburg, Uznach (Kanton St. Gallen), Reutlingen, Konstanz, Villingen, Burgdorf (Kanton Bern), Esslingen, Ravensburg, Nimburg, Kleinbasel, Ulm und Rottenburg.

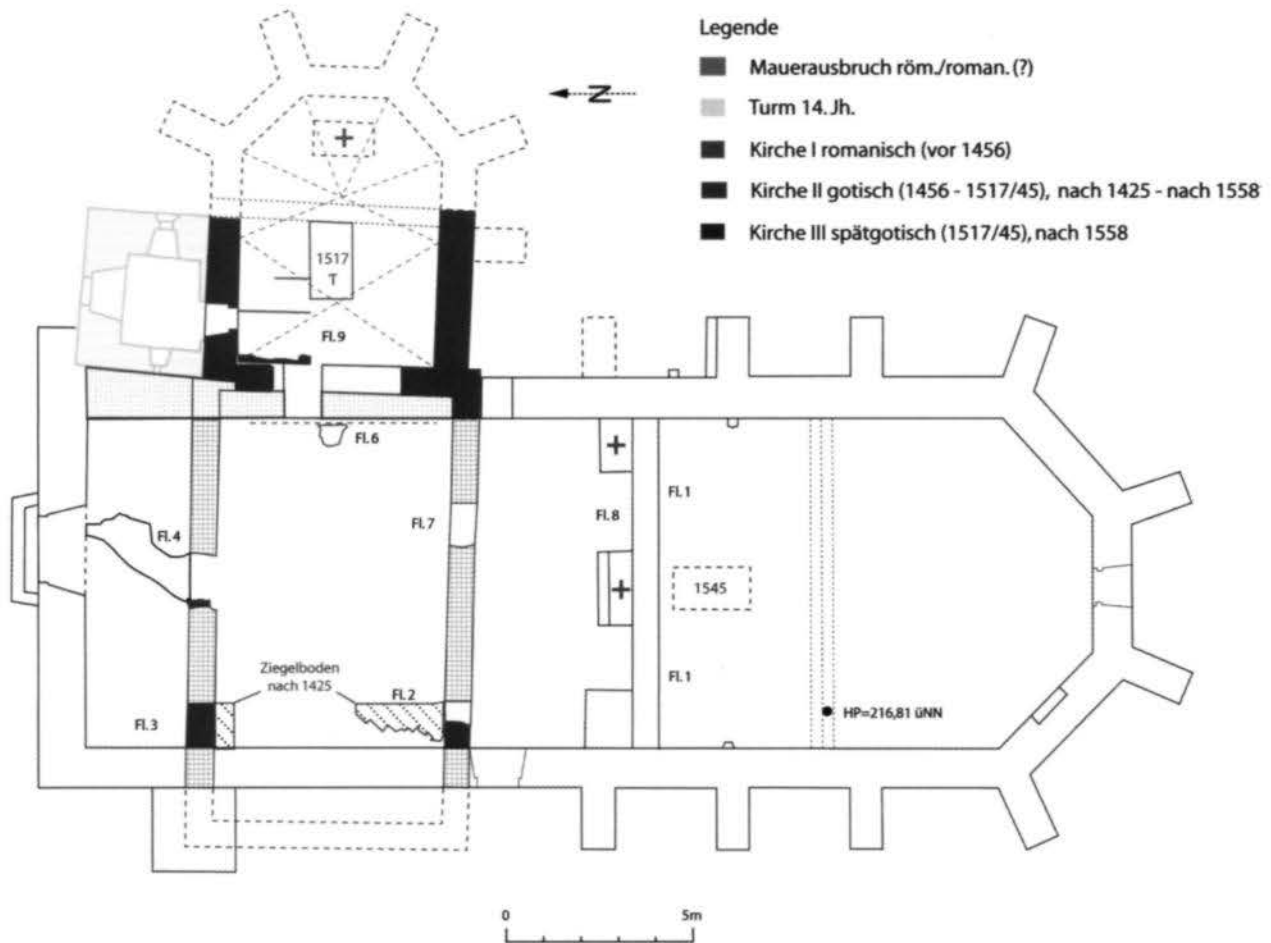


Abb. 5 Grabungsplan der Nimburger Bergkirche. Neudatierung der Kirchen II und III nach Auswertung der schriftlichen Quellen (aus: NUBER/SEITZ (wie Anm. 79), S. 178; Bearbeitung: Himmelsbach).

Einkünfte, die sie von Antoniusaltären und -kapellen erhielten.⁸⁴ Schon seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, spätestens jedoch seit 1323, waren alle Generalpräzeptoreien in ihrer Wirtschaftskraft durch den Orden bewertet worden. Dementsprechend waren sie zu Zahlungen an das Hospital in St. Antoine verpflichtet, da sich infolge der schnellen Ausbreitung des Ordens enorme Schulden, die auf den Kauf der Grundherrschaft von St. Antoine in Frankreich und den damit verbundenen kostspieligen Auseinandersetzungen mit dem Benediktinerorden als Vorbesitzer zurückgingen, angehäuft hatten.⁸⁵ Die damals festgelegten Beträge waren nicht verhandelbar und die weitere Entwicklung des Ordens brachte die Notwendigkeit weiterer Transferleistungen nach St. Antoine mit sich, die in den folgenden Jahrhunderten den sich verändernden wirtschaftlichen Gegebenheiten in den einzelnen Niederlassungen des Ordens aber nicht mehr angepasst wurden. Die Freiburger Generalpräzeptorei war auf einen Wert von 60 Mark Silber (= 300 Gulden) geschätzt worden, was der Höhe des Jahresgehalts des Generalpräzeptors entsprach. Weitere Kosten ergaben sich u. a. aus den Zahlungen, die an den Diöze-

⁸⁴ Die faktische Monopolisierung der Antoniusverehrung bei den Antonitern wurde von Papst Johannes XXII. (1316-1334) im Jahr 1330 vorgenommen, indem er verfügte, dass keine Antoniusaltäre und -kapellen mehr errichtet werden dürften, da dies den Almosensammlungen des Ordens zum Schaden gereiche (MISCHLEWSKI, *HELVETIA SACRA* IV/4 [wie Anm. 1], S. 45). In der Praxis war diese Verordnung in dieser Form aber nicht generell durchsetzbar. Es fällt jedoch auf, dass die Antoniter zumindest vereinzelt eine Beteiligung an den Einnahmen aus den Opferstöcken durchsetzen konnten. Für das Bistum Konstanz ist das bislang für Gültstein (1462), Selmnau am Bodensee (1492) und Sarnach im Schweizer Kanton Obwalden (1501) belegt. Erfolglos scheint diese Forderung dagegen in Pfarrkirchen gewesen zu sein wie z. B. im Freiburger Münster.

⁸⁵ MISCHLEWSKI, *Helvetia Sacra* IV/4 (wie Anm. 1), S. 42.

sanbischof für die Ausstellung der Mandate für die jährlichen Sammlungen zu entrichten waren. Sie waren zwar vom Abt in St. Antoine⁸⁶ zu beantragen, aber von den Antonitern der jeweiligen Diözese zu bezahlen (vgl. Tabelle 1).

Empfänger	1323/1477 ⁸⁷	vor 1480 ⁸⁸	1480 ⁸⁹
Abt in St. Antoine	30 fl.	30 fl.	50 fl.
Grand Hôpital in St. Antoine	100 fl.	100 fl.	167 fl.
Orden in St. Antoine	15 fl.	15 fl.	15 fl.
Bischof von Konstanz (Mandate)	12 fl.	22 fl.	22 fl.
Generalpräzeptor von Freiburg	300 fl.	300 fl.	300 fl.
Summe	457 fl.	467 fl.	554 fl.

Tabelle 1: Jährliche Ausgaben der Generalpräzeptorei Freiburg an Ordens- und Kirchenstellen.

Ein Blick in die Wirtschaftsgeschichte der Antoniter im Bistum Konstanz macht zudem deutlich, dass sie gegenüber ihren Nachbarn in Isenheim und Memmingen deutlich schlechter gestellt waren. Das lag vor allem daran, dass sie in ihren Sammlungen alleine auf das Bistum Konstanz beschränkt waren.⁹⁰ Ein weiteres Hindernis bestand in fehlenden Förderern und Wohltätern in Freiburg, weshalb ihnen nicht nur Stiftungen, sondern auch größere Besitzungen wie beispielsweise Hofgüter oder Waldungen versagt blieben. Auch eine Antoniusbruderschaft entstand – wie bereits ausgeführt – in Freiburg nicht. Ebenso durften die ansonsten häufig belegten Antoniussschweine in Freiburg nicht frei auf der Straße herumlaufen, sondern mussten von den Menschen zuhause aufgezogen werden, wie aus den Rechnungsbüchern der Nach-Antoniterzeit hervorgeht.⁹¹ Kurz gesagt: Im Bistum Konstanz waren die Einkünfte vor den beiden „Not“-Gründungen von Nimburg und Kleinbasel zwar offensichtlich ausreichend, um allen Ordensaufgaben nachkommen zu können, für größere Investitionen oder gar repräsentative Bauten – wie in Isenheim oder Memmingen – waren sie aber nicht hoch genug. Fast gleichzeitig wurde in der Breisgauemetropole durch Erzherzog Albrecht VI. von Österreich (reg. 1450-

⁸⁶ Der Antoniterorden hatte nur eine Abtei, jene in St. Antoine. Alle Generalpräzeptoreien waren kirchenrechtlich lediglich „Membra“ dieser Abtei. Vgl. dazu ebd., S. 46.

⁸⁷ ADALBERT MISCHLEWSKI: Der Antoniterorden in Deutschland, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 10 (1958), S. 5ff.

⁸⁸ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 18: Dieses Schriftstück wird weiter unten noch ausführlicher behandelt, denn es ist – abgesehen von Urkunden – die einzige Schriftquelle im Freiburger Stadtarchiv, das sich auf die Freiburger Antoniter selbst zurückführen lässt.

⁸⁹ Die Zahlen sind für die Zeit vor 1480 angegeben, StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 15. Das Schriftstück ist der Entwurf eines Antwortschreibens des Freiburger Magistrates auf eine Anfrage des Abtes von St. Antoine, die dieser über den französischen König an die Stadt Freiburg gerichtet hatte. Es ist undatiert, aber in französischer Sprache abgefasst, so dass es frühestens nach dem Frieden von Nijmegen vom 5. Februar 1679 erstellt worden sein kann, als Freiburg an Frankreich abgetreten wurde und bei dem es bis zum Frieden von Rijswijk vom 30. Oktober 1697 verblieb. Auf welcher Grundlage die dort genannten Zahlen zustande kamen, konnte nicht ermittelt werden.

⁹⁰ Zum Vergleich seien die Terminergebiete der Freiburg benachbarten Generalpräzeptoreien Isenheim und Memmingen genannt: Das von Isenheim betreute und bearbeitete Gebiet erstreckte sich über die Diözesen Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Würzburg und Bamberg. Memmingen war zuständig für die Bistümer der Provinz Salzburg, die Diözesen Augsburg, Brixen, Chur, Eichstätt, Olmütz, Prag, Trient und – bis Anfang des 14. Jahrhunderts – auch für alle polnischen, preußischen und russischen Diözesen.

⁹¹ So z. B. StadtAF, E1 B IIc 5, fol. 2v.

1458) eine Stadtrechtsreform durchgeführt, die möglicherweise die Situation der Freiburger Antoniter verschärfte.

All diese Vorgänge spiegeln sich in den Gründungsdokumenten zur Nimburger Niederlassung wider. Hierbei fiel eine „starke Dominanz“ des Markgrafen Karl I. von Baden-Hachberg (reg. 1453-1475) bei deren Gründung auf:⁹² Die Antoniter verpflichteten sich, in der Pfarrkirche von Nimburg täglich durch sechs (!) Brüder die Horen singen zu lassen sowie jeden Abend gemeinsam mit zwei Weltpriestern die Totenvigilien für die Markgrafen von Baden, die Antoniter und alle Wohltäter zu beten. Außerdem sollten täglich zwei Messen gelesen werden, darunter eine Sonntagsmesse für die Pfarrkinder und eine Totenmesse am Montag für die Markgrafen von Baden-Hachberg, für die zudem an den vier Quatember-Tagen jeweils am Mittwoch noch ein feierlicher Jahrestag zu begehen war. Für die Unterbringung der Ordensbrüder und die Krankenpflege sollten ein Haus und ein Spital innerhalb von vier Jahren errichtet werden. Hierbei war es den Antonitern ohne ausdrückliche Genehmigung des Markgrafen verboten, weitere Grundstücke oder Besitzrechte zu erwerben.⁹³ Falls der Antoniterorden in späteren Jahren die Gottesdienste an einen anderen Ort verlege würde, dann sollte die Nimburger Kirche an die Markgrafen von Baden zurückfallen und ein Strafgeld von 300 Gulden fällig werden.⁹⁴ Wären alle diese Vereinbarungen tatsächlich zur Ausführung gelangt, dann wäre in Nimburg eine mehr als doppelt so große Antoniterniederlassung wie in Freiburg entstanden. Aufgrund dessen machen die Vereinbarungen mit dem Markgrafen mehr den Eindruck einer zwanghaften Versprechung als einer realistischen Planung.⁹⁵

Welche Kirche schenkte Markgraf Karl I. aber den Antonitern? Die romanische Kirche I oder bereits die „gotische“ Kirche II? Die meisten Nachrichten und Funde sprechen zunächst ganz allgemein für eine bereits bestehende Kirche: Denn weder in der Vereinbarung zwischen Markgraf Karl und den Antonitern noch in den erhaltenen Schriftzeugnissen der Antoniter selbst ist zu dieser Zeit vom Neubau eines Gotteshauses die Rede. Bei der Übergabe der Kirche behielt sich der Markgraf zunächst auch das Kirchenpatronat vor und bezeichnete sich als Stifter (... *tamquam verum patronum et fundatorem*). Dies kann nur bedeuten, dass er den Antonitern eine bereits bestehende Kirche und den Platz zum Bau eines Ordenshauses (*eyn nuw pflantzung eins gotz-huses*) auf dem Kirchengut schenkte. Die Baupflicht der Antoniter bestand nur in der erwähnten Errichtung einer Unterkunft für die Ordensbrüder (*domus seu claustrum*) und einem Spital (*pro habitatione infirmorum dicti ordinis ad modum claustrum et non castri*).⁹⁶ Dass es sich dabei bereits um Kirche II gehandelt haben muss, geht zudem aus Münzen hervor, die man 2001 im westlichen Bereich von Kirche II fand (Fl. 4) und die auf die Jahre vor 1425 datiert werden konnten.⁹⁷ Da sie sich zwar im Fußboden von Kirche II, aber außerhalb des Grundrisses der romanischen Kirche I befanden, muss Kirche II zu dieser Zeit bereits bestanden haben. Infolgedessen ist davon auszugehen, dass den Antonitern von Markgraf Karl I. die bereits vorhandene Kirche II geschenkt wurde.

Die eigentliche Bau- und Unterhaltungspflicht für die Nimburger Pfarrkirche hat sich für die Antoniter erst zu einem späteren Zeitpunkt ergeben. Das lässt sich aus der weiteren kirchen-

⁹² SABINE WEISS: Das Antoniterhaus Nimburg. Eine badische Ordensniederlassung vom Spätmittelalter bis heute, in: Auf den Spuren des heiligen Antonius. Festschrift für Adalbert Mischlewski zum 75. Geburtstag, hg. von PEER FRIEB, Memmingen 1994, S. 171-186, hier S. 172.

⁹³ Der Markgraf verfügte lediglich über das Kirchenpatronat in Nimburg. Grundherr war zu dieser Zeit Graf Konrad II. von Tübingen(-Lichteneck). Erst 1465 kaufte Markgraf Karl I. der Witwe Graf Konrads das Dorf Nimburg (mit Bottingen) ab, ebd., S. 173.

⁹⁴ THOMAS STEFFENS: Das Antoniterhaus in Nimburg (1456-ca. 1550), in: ‚s'Eige zeige‘. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 18 (2004), S. 9-24, hier S. 15.

⁹⁵ Die Freiburger Niederlassung war lediglich für vier Antoniterbrüder ausgelegt.

⁹⁶ Vgl. dazu ausführlich WEISS (wie Anm. 92), S. 171f.

⁹⁷ NUBER/SEITZ (wie Anm. 79), S. 180.

rechtlichen Entwicklung der Nimburger Pfarrkirche ersehen: Für die Gründung der Nimburger Niederlassung und die Überlassung der Pfarrkirche waren von den Antonitern 1457 zunächst die anfallenden päpstlichen Annaten in Höhe von 15 Gulden zu bezahlen.⁹⁸ 1458 einigte sich der Präzeptor Antonius Lyasse mit dem Konstanzer Bistumskollektor auch über die Höhe der Abgabe der *primi fructus* (=bischöfliche Annaten), die dem Bischof von Konstanz zustand. Im Zusammenhang mit dieser Zahlung werden die Antoniter erstmals auch als Inhaber des Kirchenpatronats der Nimburger Kirche bezeichnet (*...ad quem ius patronatus eiusdem ecclesie spectat*).⁹⁹ Das Kirchenpatronat schloss neben dem Präsentationsrecht und der Bezahlung des Pfarrers auch die Aufsicht über die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Baulast für Kirche und Pfarrhaus mit ein. Dass die Antoniter ihr Patronatsrecht auch tatsächlich ausübten, ist durch einen Streit aus dem Jahr 1476 belegt, den sie mit der Pfarrei Nimburg wegen der der Nimburger Kirchenfabrik zustehenden Einkünfte auszutragen hatten. Als Ergebnis dieses Streits wurde dem Orden jedoch nicht der Neubau der Nimburger Kirche, sondern die Errichtung einer Kapelle im Ort selbst auferlegt, um dort für die Dorfbewohner die Messe lesen zu lassen, weil denen der Weg zur Bergkirche zu beschwerlich erschien.¹⁰⁰ Dieses Vorhaben wurde aber nie verwirklicht.¹⁰¹

Interessant an dieser Auseinandersetzung ist zudem, dass hier erstmals eine eigene Kirchenfabrik für die Nimburger Pfarrkirche genannt ist, aus der im Normalfall auch die Aufwendungen für den Unterhalt der Bausubstanz gedeckt wurden. Über die materielle Ausstattung der Kirchenfabrik ist jedoch nichts bekannt.

Aus Sicht der Antoniter wäre nach 1456 die „klassische“ Vorgehensweise gewesen, direkt an Kirche II in südlicher oder östlicher Richtung ein Spital anzubauen, um den Insassen einen direkten Zugang zum Gotteshaus und den Bettlägerigen zumindest eine akustische Teilnahme an den Gottesdiensten zu ermöglichen. Das war eine zu dieser Zeit bei allen Hospitälern gängige Konzeption, die nicht nur von den Antonitern praktiziert wurde. Platz dazu wäre im Süden der Kirche wohl gewesen, weil auch alle anderen Bauten der Antoniter vermutlich dort entstanden.¹⁰² Da sich 2001 die archäologischen Beobachtungen auf das Kircheninnere beschränken mussten, fehlen bisher entsprechende Befunde im direkten südlichen Außenbereich, sodass diese Frage vorerst nicht zu beantworten ist.

Für das Jahr 1493 erfährt man schließlich, dass die Nimburger Kirche dem Freiburger Antoniterhaus inzwischen inkorporiert worden war.¹⁰³ In welcher Art und auf wessen Initiative diese „Einverleibung“ zustande kam, ist nicht bekannt. Inkorporationen von Pfarrkirchen in Klöster waren in der Folgezeit einer der wesentlichen Kritikpunkte der Reformation, weil sie oft dazu führten, dass ein Kloster zwar den Kirchenbesitz vollumfänglich nutzte, für die Seelsorge vor Ort aber nur einen schlecht bezahlten Vikar einstellte, dem man gerade einmal beigebracht hatte, die Messe zu lesen. So könnte es auch in Nimburg gewesen sein, ohne den in den Quellen genannten Vikaren dieser Zeit zu nahe treten zu wollen.

Es sind vor allem zwei Dinge, die es unwahrscheinlich machen, in den Antonitern die Erbauer der heutigen Nimburger Bergkirche (Kirche III) zu sehen: zum einen, weil sie doppelt so groß wie ihre Vorgängerkirche war, und zum anderen, weil sie nach 1517 erbaut wurde. Grundsätzlich dürfte der Anlass für den Neubau der Nimburger Pfarrkirche in den ersten statischen Problemen gelegen haben, in die Kirche II zu einem unbekanntem Zeitpunkt geraten war, was die archäologische Ausgrabung 2001 ergab.¹⁰⁴ Wann diese Baumängel erstmals fest-

⁹⁸ WEISS (wie Anm. 92), S. 173.

⁹⁹ Ebd., S. 173.

¹⁰⁰ Ebd., S. 173.

¹⁰¹ STEFFENS (wie Anm. 94), S. 19.

¹⁰² Ebd., S. 16.

¹⁰³ WEISS (wie Anm. 92), S. 174.

¹⁰⁴ NUBER/SEITZ (wie Anm. 79), S. 179.

gestellt wurden, lässt sich möglicherweise den Quellen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts entnehmen: In einem Schriftstück aus dem Freiburger Stadtarchiv, das als Zusammenschau einer ganzen Reihe originär von den Antonitern verfasster Schriftstücke gelten muss und um 1500 verfasst wurde, wird unter Punkt 4 ausgeführt, dass *der Durchlüchtig Fürst und Herr Marckgraff Von Niderbadenn uns zwingen und tringen will, die kilchen zu Numburg zu buwen*.¹⁰⁵ Diese Mahnung lässt sich aufgrund der inneren Struktur des Schriftstücks in die Jahre zwischen 1484 und 1498 datieren.¹⁰⁶ Dennoch wurde zu dieser Zeit kein Neubau verwirklicht wie das bereits angesprochene, 2001 gefundene Grab des 1517 verstorbenen Antoniters „Philip“ beweist. Außerdem ist aus der Formulierung *zu buwen* nicht automatisch auf einen Kirchenneubau zu schließen: Auch die oben erwähnte Grundsanierung der Antoniterkapelle in Freiburg im Jahr 1720 wurde in den Rechnungsbüchern mit *neu buwen* umschrieben, obwohl das Gebäude selbst nicht abgerissen und neu errichtet wurde.

Das bislang von der Forschung als spätestes Fertigstellungsjahr von Kirche III favorisierte Jahr 1545 eignet sich als Terminus ante quem nicht. Wie eingangs dargelegt sind dazu sowohl Fundumstände als auch Fundort der bei den ersten Sanierungsarbeiten Anfang der 1950er-Jahre entdeckten Steinplatte des Laienpriesters nicht ausreichend dokumentiert: So ist weder ihre ursprüngliche Lage bekannt noch ob es sich um eine Grab- oder lediglich Gedenkplatte gehandelt hat (die ja auch nachträglich angefertigt worden sein kann). Anhand des bisher nicht ausgewerteten Quellenmaterials ist dieser Frage nachzugehen. Der auf der Platte zu ergänzende Vorname des Laienpriesters lautete vermutlich „Hainrich“.¹⁰⁷ *Heinrich von Nimburg* verstarb laut Umschrift am 17. Januar 1545, dem Patroziniumsfest des heiligen Antonius – schon das wäre an sich ein großer Zufall gewesen. Heinrich verschied mit größter Sicherheit jedoch nicht in Nimburg, sondern in der Freiburger Antoniterniederlassung. Aus einem Eintrag in den Misiven der Stadt Freiburg geht hervor, dass man sich noch 1554 mit dem Schaffner von Nimburg um die nachgelassene Barschaft des Heinrich stritt.¹⁰⁸ Damit handelt es sich bei der Steinplatte, die heute zusammen mit der Grabplatte des „Philip“ im hinteren Teil der Kirche an den Seitenwänden angebracht ist, mit großer Wahrscheinlichkeit lediglich um eine Gedenkplatte.

Damit sind die von den Archäologen festgestellten Befunde zumindest insoweit diskutiert, als dass sich neue Erkenntnisse jetzt nur noch aus der historischen Überlieferung gewinnen las-

¹⁰⁵ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 18, Punkt 4: *Item der vierd actual ist, das der Durchlüchtig Fürst und Herr Marckgraff Von Niderbadenn uns zwingen und tringen wil, die kilchen zu Nümburg zu buwen, nach dem als dann der preceptor Anthonig Lyasse selger dechnuss sich gegen seine fürstlichen Gnaden verbriefft und Verscriben hatt, by verliering des nüwen closter zu Nümburg und allen seinen zue gehört, und dar zu das alles verlassen und zue Pen (=Strafe) geben als vil als III Hunder(t) Guldin und ist zu besorgen, Das der Orden sant anthonien wider umb das Gootz kumb und allen Costen und Schaden verlorn werd.* Dieser Punkt steht zwischen dem auf das Jahr 1484 zu datierenden Streit zwischen Rupertus Lyasse und dem Abt von St. Antoine um das Spolienrecht für den verstorbenen Antonius Lyasse und der Nachricht über den Brand der Kirche und des Antoniterhauses von Uznach, der sich auf den Spätsommer 1498 datieren lässt.

¹⁰⁶ Es sei hier nur der Hinweis erlaubt, dass es sich bei diesem Schriftstück nicht um einen „um 1520“ verfassten Brief handelt (STEFFENS [wie Anm. 94], S. 15f.) und auch nicht um eine „Klageschrift“ an das Mutterhaus der Antoniter in St. Antoine (GROB, [wie Anm. 28], S. 126). Vielmehr ist es eine Zusammenfassung von zehn ursprünglich eigenständigen Schriftstücken. Es ist, abgesehen von Urkunden, das einzige Schriftstück, das die Antoniter selbst in Freiburg hinterlassen haben. Dem Inhalt nach waren die Originale der Schriftstücke zwischen 1483 und etwa 1500 entstanden.

¹⁰⁷ WEISS (wie Anm. 92), S. 185.

¹⁰⁸ StadtAF, B5 XI Nr. 17, fol. 204v v. 1554 Februar 1, wiederholt am 27. April 1554, ebd., fol. 222v. Ausdrücklich wird erwähnt, dass Heinrich vor etlichen langen Jahren im Freiburger Haus verstorben sei. Tatsächlich tauchen in der Überlieferung zu den Antonitern mehrere Personen namens Heinrich auf: So 1545 auch *Heinrich uf der stülezen* („Stelzfuß“), der in diesem Jahr dem Freiburger Haus den Erlös einer verkauften Kuh überbrachte, StadtAF, E1 B IIc 5, fol. 2v. Ein Heinrich von Nimburg übergab noch 1556(!) dem Freiburger Haus eine Spende aus Lenzkirch, ebd., fol. 1v. Diese beiden kommen jedoch aus zeitlichen Gründen als Auslöser für den Streit über die nachgelassene Barschaft und damit auch als Adressaten der Steinplatte nicht infrage.

sen. Aufgrund der Geschichte der Antoniter im Bistum Konstanz seit 1496 kommen als Bauzeit der heutigen Bergkirche eigentlich nur zwei Zeiträume ernsthaft in Betracht: Der erste würde tatsächlich die Antoniter als Bauherrn sehen, während der zweite Zeitraum den Bau der Kirche in die Jahre nach der Einführung der Reformation in der Markgrafschaft Baden (1556) verlegen würde. Im ersten Fall kann nur der letzte Generalpräzeptor des Bistums Konstanz, Claudius Lyasse, als Bauherr angesprochen werden, dessen Amtszeit 1520 begann und vor dem 13. Juni 1527 endete.¹⁰⁹ In seinem Nachfolger Rudolf Ecklin, dem Prior des Cluniazenserklosters St. Ulrich und Probst von Sölden, den Bauherrn einer Antoniterkirche ohne Antoniter zu sehen, ist unwahrscheinlich. Auf ihn folgte, nachdem Fridolin Guntersheimer, der Pfarrer von Nimburg (!), im Jahr 1542 die Übernahme der Leitung des Freiburger Hauses abgelehnt hatte,¹¹⁰ die Stadt Freiburg, deren Vertreter am 20. Februar 1542 die Schlüssel der Freiburger Niederlassung zuhandt nahmen.¹¹¹ Allerdings kommt auch die Stadt Freiburg als Bauherr der Nimburger Bergkirche nicht infrage.

Was nun die Amtszeit von Claudius Lyasse angeht, so wurde bereits im Zusammenhang mit dem Antoniusaltar ausgeführt, dass er sich während seiner etwa siebenjährigen Amtszeit überwiegend nicht im Freiburger Haus aufhielt.¹¹² Darüber hinaus sprechen weitere Quellen gegen ein gemeinsames Projekt der Antoniter mit dem Markgrafen: Aus dem Jahr 1523 wird berichtet, dass die Ordensbrüder bei ihrer alljährlichen Sammlung in der Markgrafschaft Baden tätlich angegriffen worden seien, worauf der Rat der Stadt Freiburg den Markgrafen bat, die Antoniter zukünftig mit Mandaten zu versehen, um die Rechtmäßigkeit ihrer Sammlungen nachweisen zu können.¹¹³ Und am Ende seiner Amtszeit ist in einem Schreiben an den Bischof von Konstanz sogar davon die Rede, dass sich Claudius aufgrund der Zahlungsunfähigkeit gegenüber dem Bistum Konstanz außer Landes begeben müsse, sollte ihm der Bischof die ausstehenden Zahlungen nicht stunden oder einem längerfristigen Tilgungsplan zustimmen.¹¹⁴ In dem Brief geht es jedoch nicht um Bauschulden, sondern darum, dass die Einnahmen der Antoniter aufgrund des Fortschreitens der Reformation derart zurückgegangen seien, wodurch er nicht in der Lage sei, die bereits aufgelaufenen Schulden beim Bistum zu bezahlen.¹¹⁵ Im November 1523 hatte Claudius Lyasse vom schweizerischen Uznach aus an den Kammerer und Vorstand des Freiburger Landkapitels¹¹⁶ Lorenz (Laurentius) Beck geschrieben, er solle sich

¹⁰⁹ Sein Vorgänger Rupertus Lyasse kommt für den Bau der Nimburger Kirche (III) nicht infrage, da er sich seit 1498 im schweizerischen Uznach aufhielt und erst im Juni 1519 eine zweijährige Absenzerlaubnis erhielt, SCHUBIGER (wie Anm. 40), S. 158. Bereits Ende dieses Jahres verzichtete er dann auf sein Amt, MISCHLEWSKI, Kleinbasel (wie Anm. 1), S. 36.

¹¹⁰ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 15. Diese Notiz stammt zwar erst vom Ende des 17. Jahrhunderts. Es gibt aber kaum Grund, an ihrem Inhalt zu zweifeln.

¹¹¹ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 12, fol. 13v.

¹¹² Die Frage, ob sich Claudius Lyasse während seiner Amtszeit nun vorwiegend im schweizerischen Uznach oder an anderen Orten aufgehalten hat, konnte bislang aufgrund des zu lückenhaften Materials nicht vollständig geklärt werden. Während die Freiburger Quellen dafür sprechen, dass Claudius sich in Uznach aufhielt, gibt es dafür in Uznach selbst keine Belege. Im Gegenteil: Dort beklagte man sich über eine mangelnde Seelsorge durch die Antoniter. Vgl. dazu PAUL OBERHOLZER: Das Uznacher Antoniterhaus im Spätmittelalter, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 99 (2007), S. 155-182.

¹¹³ StadtAF, B5 XI Nr. 12, fol. 169r.

¹¹⁴ StadtAF, B5 XI Nr. 13, fol. 14r.

¹¹⁵ Leider war es anhand der Investiturprotokolle des Bistums Konstanz dieser Jahre nicht möglich, die Ursache der offensichtlich hohen Verschuldung der Antoniter beim Bistum bezüglich Nimburg zu verifizieren.

¹¹⁶ Die Aufgabe des Kammerers, der auch „Definitor“ genannt wurde, bestand in der Verteilung kirchlicher Steuern und Pfründen innerhalb eines Landkapitels.

der beiden Häuser in Freiburg und Nimburg annehmen, *damit mir kein geschrey werde*. Falls dort Mangel an Geld oder anderen Dingen auftreten sollte, so solle Beck ihnen behilflich sein.¹¹⁷

Diese und alle weiteren Nachrichten aus seiner Amtszeit machen deutlich, dass der Generalpräzeptor Lyasse genug damit zu tun hatte, seine Niederlassungen im Bistum Konstanz unter schwierigsten Bedingungen überhaupt zu halten. Auch die sich bis 1525 zum Bauernkrieg entwickelnden Aufstände gestatteten es ihm vermutlich nicht, in Nimburg einen zeitaufwändigen und teuren Kirchenneubau auszuführen. Damit ist aber insgesamt der Zeithorizont überschritten, den die Forschung bislang für den Bau der Nimburger Bergkirche favorisiert hat. Und da folglich sowohl die Antoniter als auch ihre Rechtsnachfolger für den Neubau der Nimburger Bergkirche nicht infrage kommen, bleibt als Initiator nur noch das markgräfllich-badische Haus selbst. Dazu ist nochmals ausdrücklich auf das Stiftungsinstrument von 1456 hinzuweisen, das in wesentlichen Teilen ja vom Totengedenken der Markgrafen von Baden-Hachberg handelte.

Die politische Situation war in dieser Zeit auch für das Haus Baden-Durlach schwierig. Der seit 1515 regierende Markgraf Ernst I. hatte ein eher taktisches Verhältnis zur Reformation und beteiligte sich weder auf katholischer noch protestantischer Seite an irgendwelchen militärischen Auseinandersetzungen dieser Zeit. Erst nach Abschluss des „Passauer Vertrages“ im August 1552 meldete er sich beim Freiburger Rat bezüglich Nimburg, da in diesem Vertrag bestimmt worden war, dass die evangelischen Stände die katholischen Stände in ihrer Religionsausübung und ihrem Besitzstand nicht behelligen durften. Die Formulierungen in den Ratsprotokollen verdeutlichen, dass sich Markgraf Ernst I. – wie im übrigen auch der Freiburger Rat selbst – zu dieser Zeit schon wieder unsicher über die Frage gewesen sein musste, in welcher Form das Freiburger Antoniterhaus in kirchenrechtlicher Hinsicht mit der Nimburger Niederlassung verbunden war, denn der Freiburger Magistrat beauftragte im Oktober 1552 seine Pfleger, nach Nimburg zu gehen und *sich des Hauses halben aigentlichen* zu erkundigen. Insbesondere sollten sie in Erfahrung bringen, *wie das dem hiesigen Incorporiert seye, diewill der marggraff sich dessen gar anmaßen will*. Erst danach wollte man sich auch mit dem städtischen Anwalt über das weitere Vorgehen besprechen.¹¹⁸ Die Beratungen scheinen sich bis in den Sommer 1554 hingezogen zu haben. Erst am 20. Juli wurden die Pfleger der Freiburger „St. Antonienstiftung“ vom Rat autorisiert, dem Markgrafen zu antworten.¹¹⁹ Dieses Schreiben ist zwar nicht überliefert, doch da die Verbindung zwischen Nimburg und Freiburg daraufhin abreißt, ist davon auszugehen, dass der städtische Magistrat als Rechtsnachfolger der Antoniter auf alle Rechte in Nimburg verzichtet hatte. Zu dieser Zeit amtierte in Nimburg noch immer ein Schaffner, der vom Freiburger Rat als *der erber Mathisen und Schaffner in Sant Anthonien Haus zu Nimburg angesprochen wurde*.¹²⁰ Bei ihm könnte es sich um den noch zu Beginn der 1560er-Jahre belegten Mathias Basstier gehandelt haben, wohl einem Franzosen, wie es sein Name vermuten lässt, den man auch „Bastier“ aussprechen könnte.¹²¹

Nach dem Tod des Markgrafen Ernst I. von Baden-Durlach übernahm 1556 Karl II. mit 23 Jahren die Regierungsgeschäfte. Nach Abschluss des „Augsburger Religionsfriedens“, in den man wesentliche Passagen des „Passauer Vertrages“ von 1552 übernommen hatte, bekannte er sich zum Protestantismus und führte am 1. Juni 1556 per „Reformationsbefehl“ die neue Glau-

¹¹⁷ D. MANZ: Neue Kunde von den Antonitern, in: Der Sülchgau 17 (1973), S. 9-13, hier S. 11. Die von Lorenz Beck daraufhin geleisteten Zahlungen können allerdings nicht sehr hoch gewesen sein. Als sein Sohn ab 1529 gegen den nunmehrigen Administrator Rudolf Ecklin die Zahlungen seines Vaters einklagte, waren „nur“ 50 Gulden strittig, StadtAF, DS.St. Nr. 6

¹¹⁸ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 7, S. 4ff., nach StadtAF, B5 XIIIa Nr. 14, fol. 321v.

¹¹⁹ StadtAF, C1 Stiftungen 49 Nr. 7, S. 4ff., nach StadtAF, B5 XIIIa Nr. 15, fol. 317r.

¹²⁰ StadtAF, B5 XI Nr. 17, fol. 204r.

¹²¹ Weiss (wie Anm. 92, S. 178, Anm. 65).

benslehre in seinem Herrschaftsgebiet ein. Als 1558 die erste protestantische Kirchenvisitation in Nimburg stattfand, erklärte der amtierende Pfarrer der Nimburger Kirche, dass er *in dieser Landtsart nit sein möge und gab sein Amt auf*.¹²²

Alle diese bruchstückhaften Überlieferungen werfen im Detail sicherlich weitere Fragen im Hinblick auf die Entwicklung und Funktionsfähigkeit der Nimburger Antoniterniederlassung in diesen Jahren auf. Eines beantworten sie jedoch umfassend: Auch zwischen 1542 und 1558 wurde in Nimburg kein neues Gotteshaus erbaut. Die Nimburger Bergkirche muss nach 1558 errichtet worden sein, weshalb als Bauherr nur die jetzt protestantische Kirchengemeinde von Nimburg oder die Markgrafen von Baden in Betracht kommen. Vielleicht erinnerte man sich in einer inzwischen vereinigten Markgrafschaft Baden daran, dass es für die Untertanen tatsächlich von einer gewissen regionalen Bedeutung sein könnte, das Andenken an die Markgrafen von Baden-Hachberg wachzuhalten.

¹²² Ebd.

Fundstücke aus der Burg Staufen

Bemerkungen zu zwei figürlichen Ofenkachelserien des 16. Jahrhunderts

Von
MICHAEL BURGER

Zur Illustration seines Artikels „Die Burg und Stadt Staufen“, der in zwei Teilen in der Zeitschrift „Schau-ins-Land“ in den Jahren 1880 und 1881 publiziert wurde, hat Josef Bader neben einigen Darstellungen Staufens und seiner näheren Umgebung auch Zeichnungen von archäologischen Fundstücken aus der Stadt und der Burgruine abgebildet.¹ Letztere wurden teilweise bei „Aufräumarbeiten“ auf der Burg gefunden.² Es handelt sich dabei um Ofenkacheln, Wappensteine, Bauteile, eine Öllampe, Partisanen sowie eine gusseiserne Kaminplatte. All diese Funde bezeugen eine rege Bautätigkeit und neue Ausstattungsmaßnahmen der Burg im 16. Jahrhundert.

Die Anlage, aus der die Funde stammen, bekrönt einen dem Schwarzwald vorgelagerten Kegelberg nördlich der Altstadt am Ausgang des Münstertals und reicht in ihren Anfängen bis in das 12. Jahrhundert zurück. Im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert wurde ein neuer, dreigeschossiger Palas im südlichen Teil der Kernburg erbaut. Sein repräsentativer Charakter mit einer zur Stadt ausgerichteten Schaufassade prägt noch heute das Erscheinungsbild der Ruine. Die Burg wurde bereits 1602 nach dem Aussterben des letzten Herrn von Staufen nicht mehr bewohnt und schließlich 1633 im Dreißigjährigen Krieg zerstört.³

Eine genauere Bezeichnung des Fundortes als „in der Schlossruine“ beziehungsweise „auf der Burg“ wird in den Bildunterschriften des Baderschen Artikels nicht angegeben. Dennoch darf angenommen werden, dass die Objekte vornehmlich aus jenem Palas stammen, da sie zu meist figürlichen Schmuck tragen und diesem Gebäude zeitlich am nächsten stehen. Bader selbst geht auf die Funde nicht ein, sie dienen, wie eingangs erwähnt, lediglich der Illustration seines Artikels. Die meisten Stücke müssen als verschollen gelten. Überliefert sind lediglich eine gusseiserne Kaminplatte, die sich heute nebst einer weiteren Kaminplatte mit Jagdszenen in der Lilienhofscheule Staufen befindet,⁴ sowie zwei Ofenkachelfragmente, die als Exponate im jüngst neu eingerichteten Staufener Stadtmuseum im renovierten Rathaus zu sehen sind. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Funde zumindest teilweise in Privatbesitz.⁵

¹ JOSEF BADER: Die Burg und Stadt Staufen, in: Schau-ins-Land 7 (1880), S. 7-32 und Schau-ins-Land 8 (1881), S. 37-60.

² FRANZ XAVER KRAUS: Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden, Band 6: Kreis Freiburg (Land), Tübingen/Leipzig 1904, S. 480.

³ Zur Burg Staufen demnächst: BORIS BIGOTT/MICHAEL BURGER/BERTRAM JENISCH: Artikel „Staufen“, in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, II. Südlicher Teil, 2. Halbband L-Z, hg. von THOMAS ZOTZ und ALFONS ZETTLER (Archäologie und Geschichte 17), Ostfildern (im Druck).

⁴ Vgl. MICHAEL BURGER: Zwei gusseiserne Renaissance-Kaminplatten aus der Burg Staufen, in: Das Markgräflerland 2/2008, S. 129-145.

⁵ Das geht aus einer Bildunterschrift bei der Kaminplatte hervor, vgl. BADER (wie Anm. 1), S. 53; KRAUS (wie Anm. 2), S. 480.

Im Folgenden soll nun der Blick auf zwei Fundgruppen von Ofenkacheln gerichtet werden, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu Serien näher bestimmt werden können. Sie lassen nicht nur Rückschlüsse auf die Ausstattung der Burg kurz vor ihrem Untergang zu, sondern bilden auch eine wertvolle Ergänzung bei der Erforschung dieser beiden Ofenkachelserien.

Die Ofenkacheln der Beham-Serie

Die erste Ofenkachelserie zeigt ganzfigurige Darstellungen der sieben, den einzelnen Wochentagen zugeordneten Planeten nach Stichvorlagen des Nürnberger Künstlers Hans Sebald Beham.⁶ Dessen Kupferstiche stammen aus dem Jahr 1539, die Kachelserie selbst entstand jedoch erst 27 Jahre später, denn alle bislang bekannten Ofenkacheln tragen die Jahreszahl 1566 auf den Banderolen über den Figuren.⁷ Das Datum bezieht sich auf die Herstellung des ersten Modells, nicht aber auf die Kacheln selbst; für diese ist die Jahreszahl 1566 als *Terminus post quem* anzusetzen.⁸

Durch die Zeichnungen bei Bader sind aus Staufen eine ganze, schwarz glasierte Kachel mit der Figur des Saturn (Abb. 1), drei weitere Fragmente aus dieser Serie sowie zwei Fragmente von Kranzkacheln bekannt (Abb. 2).⁹ Alle sechs Stücke stammen von einem Ofen, da auch eine der Kranzkacheln das Datum 1566 trägt. Die singulär überlieferte Jahreszahl 1525 bei der Saturn-Kachel geht hingegen vermutlich auf einen Fehler des Zeichners zurück, da zu diesem Zeitpunkt die Vorlage noch nicht existierte.

Die Saturn-Kachel zeigt den invaliden bärtigen Gott zwischen zwei rahmenden Pfeilern, über die sich ein mit drei Ornamentfriesen versehener Rundbogen spannt. Die Pfeilerschäfte sind jeweils mit zwei Kanneluren, die Kapitelle mit je einer vierblättrigen Blüte, die Sockel mit einer grotesken Löwenmaske geschmückt. Als Zwickelfigur dient jeweils eine tulpenförmige Blüte mit langem, perlschnurartigem Fruchtknoten. Körper und Arme Saturns, dessen Figur die Rahmenarchitektur ausfüllt, sind in Frontalansicht gegeben, die Beine nach links ins Profil, der Kopf hingegen nach rechts ins Halbprofil gewandt. An das Knie des in der Mitte des Unterschenkels amputierten linken Beines ist eine Prothese geschnallt. Saturn trägt einen Hut und ein Gewand mit ausgefransten Säumen. Unter seinen linken Arm hat er ein nacktes Kleinkind geklemmt, in der herabhängenden Rechten hält er eine Sichel. Am Boden hinter der Figur liegt ein nach links gewendeter Steinbock.¹⁰ Unterhalb der rechten Achsel Saturns ist ein quadratisches Täfelchen angebracht, das eine trapezförmige Bekrönung mit einer Öse zum Aufhängen besitzt und mit den Initialen „AIW“ beschrieben ist. Die zwischen Kopf und Archivolte angebrachte Banderole trägt die Aufschrift mit der nicht korrekten Jahreszahl „SATVRNVS 1525“. Als Vorlage dieser Kachel diente das erste Blatt der Beham-Folge Saturnus/Samstag (Abb. 3). Drei weitere Fragmente gehen ebenfalls auf Stiche dieser Serie zurück: Eine annähernd dreieckige Scherbe mit einem Krebs, einem nackten Fuß und einem Stück Gewandstoff gehört zu

⁶ Zur Ofenkachelserie vgl. INGEBORG UNGER: Kölner Ofenkacheln. Die Bestände des Museums für Angewandte Kunst und des Kölnischen Stadtmuseums, Köln 1988, S. 138-143. Zur Stichserie des Hans Sebald Beham vgl. FRIEDRICH W. H. HOLLSTEIN: German Engravings, Etchings and Woodcuts ca. 1400-1700, Volume III: Hans Sebald Beham, Amsterdam o. J. [1955], S. 74f.

⁷ Vgl. UNGER (wie Anm. 6), S. 138-142.

⁸ HARALD ROSMANITZ: Vom Gott des Handels und der Diebe. Ein frühbarockes Kachelmodell mit Merkur aus dem Museum im Ritterhaus in Offenburg, in: Die Ortenau 77 (1997), S. 235-256, hier S. 241.

⁹ BADER (wie Anm. 1), S. 57.

¹⁰ Den Darstellungen der sieben Planetengötter werden ein oder zwei Tierkreiszeichen zugewiesen: Saturn = Wassermann und Steinbock, Jupiter = Schütze und Fische, Mars = Widder und Skorpion, Sol = Löwe, Venus = Stier und Waage, Merkur = Zwillinge und Jungfrau, Luna = Krebs. Vgl. DIETER BLUME: Regenten des Himmels. Astrologische Bilder in Mittelalter und Renaissance, Berlin 2000, S. 6 und 235, Anm. 5.



Abb. 1 Abzeichnung einer Saturn-Ofenkachel aus der Beham-Serie. Fundort: Burg Staufen, heute verschollen (aus: BADER [wie Anm. 1], S. 57).



Abb. 2 Abzeichnungen von Ofenkachelfragmenten aus der Beham-Serie und weiteren Fragmenten desselben Ofens. Fundort: Burg Staufen. Zwei Fragmente im Stadtmuseum Staufen, die übrigen verschollen (aus: BADER [wie Anm. 1], S. 57).



Abb. 3 Hans Sebald Beham: Saturn. Kupferstich, 1539 (aus: UNGER [wie Anm. 6], S. 139).



Abb. 4 Hans Sebald Beham: Luna. Kupferstich, 1539
(aus: UNGER [wie Anm. 6], S. 141).



Abb. 5 Hans Sebald Beham: Sol. Kupferstich, 1539
(aus: UNGER [wie Anm. 6], S. 143).

einer Luna-Kachel nach dem siebten Blatt Behams (Luna/Montag, Abb. 4), ebenso ein größeres Kachelfragment mit dem Torso einer weiblichen Figur, die in ihrer linken Hand einen Stab und in ihrer rechten einen nach oben geöffneten Halbmond hält. Einer Sol-Kachel nach dem vierten Blatt der Beham-Serie (Sol/Sonntag, Abb. 5) gehört das dritte Fragment, das den Unterkörper einer Figur von den Schenkeln bis zur Höhe der Brust im Profil zeigt. Sol trägt in seiner sichtbaren rechten Hand einen Stab und ist mit einem Hemd mit reich gefaltetem Saum sowie einer weit bauschenden Hose bekleidet. Am unteren Ende der Kachel ist die Mähne eines Löwen erkennbar. Unterhalb der rechten Hand ist das gleiche Täfelchen wie bei der Saturn-Kachel mit der Signatur des Modellmachers „AIW“ angebracht.

Bislang kannte man aus der Kachelserie lediglich sechs Motive: Saturn, Merkur, Luna, Jupiter, Mars und Venus. Eine Sol-Kachel ist zwar äquivalent zur Stichfolge angenommen worden, jedoch ist bislang kein Exemplar mit dieser Darstellung überliefert.¹¹ Das leider verschollene, jedoch zeichnerisch dokumentierte Staufener Fragment vervollständigt nun diese Serie. Im Original erhalten ist das Bruchstück mit der Darstellung des Krebses. Jedoch ist die untere rechte Ecke mit dem Fuß abgebrochen, was bereits in der Zeichnung angedeutet wurde. Das Fragment hat die Glasur verloren und besteht aus rötlichem Ton.

Der Ursprung der Kachelserie wird in einer Kölner Werkstatt vermutet.¹² „Die Hauptverbreitung [der Kacheln lag] entlang des Rheines, repräsentiert durch die Fund- und Aufbewahrungsorte Amsterdam, Deventer, Duderstadt, Krefeld, Düsseldorf, Köln, Marburg, Bonn,

¹¹ UNGER (wie Anm. 6), S. 142.

¹² ROSMANITZ (wie Anm. 8), S. 243.

Andernach, Alzey, Worms, Nürnberg, Heidelberg, Speyer, Eggenstein (Kreis Karlsruhe), Colmar und Sulzburg ...“¹³ Aufgrund des Fundes einer Venus-Ofenkachel derselben Serie in der Freiburger Innenstadt, die aus stark eisenhaltigem rotem Ton gebrannt wurde, der nicht vom Mittelrhein stammen kann, wird eine regionale Produktion der Serie am Oberrhein angenommen.¹⁴ Das ebenfalls aus rotem Ton bestehende Staufener Fragment untermauert diese These.

Das Künstlermonogramm konnte bislang noch nicht überzeugend aufgelöst werden.¹⁵ Die meisten Kacheln dieser Serie tragen die Initialen „ATW“, andere Exemplare aus der Stadt Stauf den die Buchstaben „AYW“¹⁶, während die Freiburger Venus-Kachel „ADW“¹⁷ zeigt. Bei den Kacheln aus der Burg (sofern korrekt gezeichnet) fehlt der Querstrich über dem „T“, so dass hier „AIW“ gelesen werden muss. Dies deutet darauf hin, dass die vermutlich aus dem Rheinland stammenden ersten Model mitsamt Monogramm kopiert worden sind. Dabei wurde der mittlere der drei Buchstaben mehrmals verändert.

Zwar nicht zu der Planetenserie, jedoch zum gleichen Ofen gehörten die beiden weiteren dargestellten Fragmente (Abb. 2). Ein annähernd querrrechteckiges Bruchstück zeigt zwei Fratzenköpfe, die in ihren Mäulern eine Fruchtgirlande tragen. Darunter befindet sich eine Banderole mit der Jahreszahl 1566. Dieses Fragment befindet sich ebenfalls im Stadtmuseum in Stauf en und besteht aus rotem Ton. Gegenüber der Zeichnung hat es die linke untere Ecke verloren, die Bruchstellen sind ebenfalls bereits angedeutet. Das andere Fragment zeigt eine verschollene Gesimskachel, die über einem lesbischen Kyma einen Eierstab mit dazwischenliegendem Blattwerk, darüber einen breiten Fries mit Girlanden zwischen Stierköpfen und einen abschließenden kleinen Blattstab aufweist.

Die Ofenkacheln der Oberrheinischen Apostelserie

Zwei weitere bei Bader abgebildete Kacheln (Abb. 6) stammen hingegen aus einer am Oberrhein weit verbreiteten, insgesamt 16 Motive umfassenden Serie, die Harald Rosmanitz als „Oberrheinische Apostelserie“ in die Literatur eingeführt hat.¹⁸ Es handelt sich um „eine schwarz und eine grün glasierte Ofenkachel ... aufgefunden in der Schlossruine Stauf en“, wie die Bildunterschrift in Baders Artikel erläutert.¹⁹ Die Anbringung verschiedenfarbiger Kacheln dieser Serie an einem Ofen war durchaus üblich.²⁰

Die Staufener Kacheln zeigen die Apostel Bartholomäus (schwarz) und Jakobus d. Ä. (grün), beide barfüßig in langen wallenden Gewändern und mit ihren Attributen versehen. Neben ihren Köpfen sind die Seriennummern sechs beziehungsweise drei angebracht. Umrahmt werden die Apostel von einer Architektur, die vor den Pfeilern Wächterfiguren und in den Zwickeln Putten aufweist. Aufgrund der unterschiedlichen Haltungen der Putten differenziert Rosmanitz die Apostelserie in verschiedene Typen. Demnach gehört die Staufener Bartholomäus-Kachel dem Typ C1 (Zwickel mit gedrückten Putten) an, während die Jakobus-Kachel dem Typ C1b

¹³ MARK RAUSCHKOLB: Kapelle oder Profanbau? Ein „multifunktionales“ Gebäude und seine Nutzung im Bergbaurevier Sulzburg, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 61/62 (1999), S. 117-130, hier S. 121, unter Einbeziehung weiterer Motive.

¹⁴ ROSMANITZ (wie Anm. 8), S. 241-243.

¹⁵ Ebd., S. 243; RAUSCHKOLB (wie Anm. 13), S. 121.

¹⁶ Heute im Stadtmuseum.

¹⁷ ROSMANITZ (wie Anm. 8), S. 242, Abb. 6. Im Text gibt er jedoch „ATW“ an.

¹⁸ HARALD ROSMANITZ: Kunst als Dutzendware – eine frühbarocke Kachelserie aus dem Oberrheintal, in: Denkmalpflege Baden-Württemberg 2/1996, S. 140-147. Vgl. SOPHIE STELZLE-HÜGLIN: Von Kacheln und Öfen. Untersuchungen zum Ursprung des Kachelofens und zu seiner Entwicklung vom 11.-19. Jahrhundert anhand archäologischer Funde aus Freiburg im Breisgau, Dissertation, Freiburg 1998, S. 125-133.

¹⁹ BADER (wie Anm. 1), S. 51.

²⁰ Auch der erhaltene Ofen aus Teningen bei Emmendingen, heute im Augustinermuseum Freiburg (Inv. Nr. 12822), enthält sowohl grüne als auch dunkelbräunliche Kacheln. Vgl. STELZLE-HÜGLIN (wie Anm. 18), S. 133, Anm. 355.

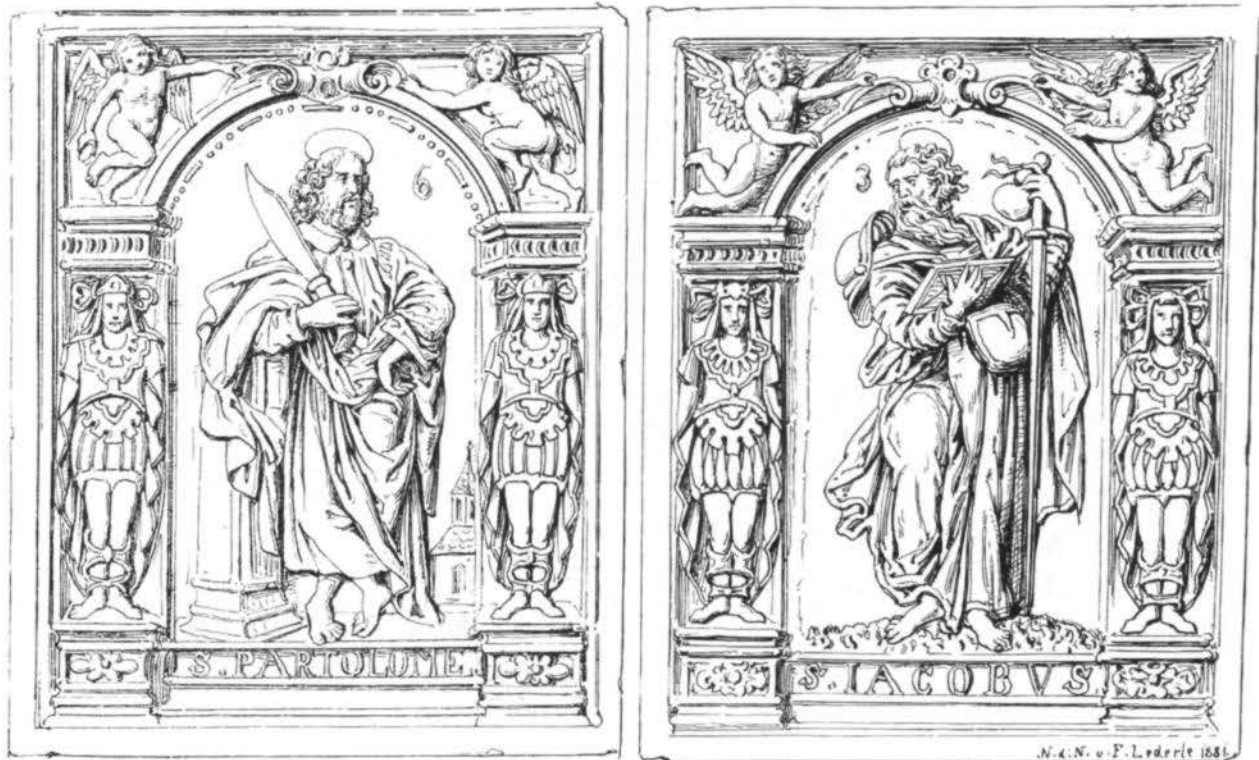


Abb. 6 Abzeichnungen von Ofenkacheln aus der „Oberrheinischen Apostelserie“. Links heiliger Bartholomäus, rechts heiliger Jakobus d. Ä. Fundort: Burg Staufen, heute verschollen (aus: BADER [wie Anm. 1], S. 51).

(Zwickel mit fliegenden Putten) zuzuordnen ist.²¹ Vertreter des letzteren Typs sind nur für Staufen nachgewiesen.²² Die Apostelfiguren gehen auf eine Stichfolge zurück, die Hendrik Goltzius nach zeichnerischen Vorlagen von Maerten de Vos gestochen hat (Abb. 7 und 8).²³ Da die „Oberrheinische Apostelserie“ einen langen Verbreitungszeitraum aufweist und Rosmanitz vor allem Kacheln des mittleren und späten 17. Jahrhunderts untersuchte, ging er davon aus, dass die Verbreitung der Kacheln sporadisch im beginnenden 17. Jahrhundert einsetzt.²⁴ Die Goltzius-Vorlagen datiert er dabei in die Zeit um 1600.²⁵ Eine solche Datierung aber führt im Falle Staufens zu einem Konflikt, da der Zeitraum zwischen Anfertigung der graphischen Vorlage, Umsetzung als Kachelmotiv und Entsorgung beziehungsweise Zerstörung des Ofens zu knapp bemessen wäre. Vorausgesetzt, dass die Angaben des Fundortes in Baders Artikel richtig sind (auch aus der „Stadt“ Staufen gibt es Funde von Apostelkacheln) und es keine Weiterverwendung der 1633 von schwedischen Truppen zerstörten Burg gab, muss der Ofen zumindest vor der Besetzung der Burg entstanden sein. Die Burg blieb jedoch bereits ab 1602 mit dem Tod des letzten Herrn von Staufen Georg Leo unbewohnt. Somit ist es wahrscheinlicher, dass der Ofen bereits vor der Jahrhundertwende errichtet wurde.

Die Knappheit des Zeitrahmens zwischen graphischer Vorlage und Umsetzung als Kachelmotiv stellte bereits Stelzle-Hüglin im Falle einiger in Freiburg gefundener Kacheln fest, die bald nach 1600 entsorgt wurden. Sie erweiterte daraufhin den Zeitrahmen für die Herstellung der Apostelserie und setzte deren Beginn bereits in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts – mit „weitreichenden Konsequenzen: Die Stichserie von Goltzius könnte dann – wenn sie korrekt,

²¹ ROSMANITZ (wie Anm. 18), S. 142f.

²² Ebd., S. 142..

²³ The Illustrated Bartsch, Volume 3 (Commentary): Netherlandish Artists. Hendrik Goltzius, hg. von WALTER L. STRAUSS, New York 1982, S. 326-333.

²⁴ ROSMANITZ (wie Anm. 18), S. 145.

²⁵ Ebd., S. 142, Abb. 4.



Abb. 7 Hendrik Goltzius nach Maerten de Vos: Martyrium des heiligen Bartholomäus (Ausschnitt). Kupferstich, zwischen 1576 und 1580 (aus: STRAUSS [wie Anm. 23], S. 332).



Abb. 8 Hendrik Goltzius nach Maerten de Vos: Martyrium des heiligen Jakobus d. Ä. (Ausschnitt). Kupferstich, zwischen 1576 und 1580 (aus: STRAUSS [wie Anm. 23], S. 329).

um 1600' datiert ist – nicht mehr die graphische Vorlage der Aposteldarstellungen sein; man müsste ein älteres gemeinsames graphisches Vorbild postulieren.²⁶ Die Übereinstimmung der Haltungen, Attribute und Gewänder aller 12 Apostel sowohl auf der Stichvorlage als auch auf den Kachelmotiven lässt aber kaum eine andere Vorlage vermuten. Eher ist die Apostelfolge von Goltzius vorzudatieren und in dessen Frühwerk einzuordnen, wie es in einer chronologischen Tabelle im Anhang des „Illustrated Bartsch“ bereits geschehen ist.²⁷ Demnach entstand die Stichfolge zwischen 1576 und 1580, womit einer Verbreitung der Apostelkachelserie vor 1600 nichts mehr entgegenzusetzen ist. Damit würde auch die Zuschreibung einer unglasierten Patrizie aus Villingen mit der Darstellung des segnenden Christus, die auf der Rückseite die Initialen „HK“ trägt und ebenfalls auf eine Goltzius-Vorlage dieser Serie zurückgeht, an den Villingener Hafner Hans Kraut bekräftigt werden. Rosmanitz hatte die Patrizie diesem abgesprochen, da Kraut bereits 1592 gestorben war.²⁸ Die Vordatierung der Goltzius-Stiche macht eine Zuschreibung an Kraut wieder möglich, mehr noch, durch Krauts Todesdatum kann die Entstehung der „Oberrheinischen Apostelserie“ zwischen 1580 und 1592 eingegrenzt werden.

²⁶ STELZLE-HÜGLIN (wie Anm. 18), S. 130.

²⁷ The Illustrated Bartsch (wie Anm. 23), S. 390.

²⁸ ROSMANITZ (wie Anm. 18), S. 146. Vgl. auch STELZLE-HÜGLIN (wie Anm. 18), S. 129-132.

Die ältesten Grabsteine des jüdischen Friedhofs von Sulzburg

Von
GÜNTER BOLL

Die bis ins frühe 15. Jahrhundert zurückreichende Ansässigkeit von Juden in Sulzburg muss bald nach dem Tod des 1577 verstorbenen Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach geendet haben, nachdem der Vormundschaftsrat seiner drei minderjährigen Söhne beschlossen hatte, alle Juden nach Ablauf ihrer Schutzfrist des Landes zu verweisen.¹ Erst unter der Regierung des Markgrafen Karl Wilhelm entstand in Sulzburg dank der von Joseph Günzburger, dem einflussreichen Vorsteher der Breisacher Juden, erwirkten Aufnahme mehrerer jüdischer Familien im badischen Oberland und in der Markgrafschaft Hochberg abermals eine jüdische Gemeinde, die schon 1739 nicht weniger als dreizehn Haushaltungen zählte und bis zur Deportation der badischen Juden im Oktober 1940 Bestand hatte.²

Gemeinsam mit ihren Müllheimer Glaubensgenossen, die bis 1849 keinen eigenen Friedhof besaßen, baten die Sulzburger Juden den Markgrafen am 1. Juni 1717, ihnen die Bestattung ihrer Toten auf dem *hinder dem Stättlin bey der großen Ertzgruben* gelegenen Begräbnisplatz der früher in Sulzburg ansässigen Juden zu erlauben. Da diesem Ansinnen der Bittsteller angeblich ein Bauvorhaben des Bergmeisters Johann Gottfried Wolff entgegenstand, bot man ihnen auf Geheiß des Markgrafen als Ersatz für den in nächster Nähe der Grube „Himmels-ehre“ gelegenen alten Friedhof ein ungefähr dreihundert Meter von ihm entferntes gemeinde-eigenes Stück Ödland im Wert von 40 Gulden zum Kauf an.

Beide Friedhöfe, sowohl der seiner Grabsteine beraubte alte als auch der 1718 angelegte und später mehrmals erweiterte neue „Judenkirchhof“, sind auf einer in die frühen 50er-Jahre des 18. Jahrhunderts zu datierenden kolorierten Bergwerkskarte zu sehen,³ die im Nachsatz des 1993 erschienenen ersten Bandes der Sulzburger Stadtgeschichte abgebildet ist. Wie diese Karte widerlegt auch die einschlägige Korrespondenz der Geistlichen Verwaltung Sulzburg mit dem Oberamt der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen,⁴ die Ludwig David Kahn als Quelle für seine Ausführungen zur Geschichte der beiden Friedhöfe benutzt hat, dessen Behauptung, dass der eine mit dem anderen identisch sei.⁵ Die Berichtigung dieses Irrtums, die Eingang in den Beitrag von Bernd Michaelis zum 2005 erschienenen dritten Band der Sulzburger Stadtgeschichte fand,⁶ basiert auf dem im Folgenden zitierten Schriftverkehr über „Die der Sultzburgischen Judenschafft gestattete Begräbnuß“.⁷

¹ BERTHOLD ROSENTHAL: Heimatgeschichte der badischen Juden, Bühl 1927, S. 72.

² Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 229/103727, fol. 3r: *allermaßen die hiesige Judenschafft, exclusive des Schulmeisters, bereits auf 12. famillen angewachsen* (Schreiben der Verwaltung Sulzburg an die Witwe des 1738 verstorbenen Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach vom 4. November 1739).

³ GLA, 229/4036, „Grund Riß Über das Sultzburgis[che] Berck Werk“ von Johann Friedrich Sick.

⁴ GLA, 229/103720, „Die der Sultzburgischen Judenschafft gestattete Begräbnuß daselbsten betr. 1717. 1718. 1729. 1730. 1761.“

⁵ LUDWIG DAVID KAHN: Die Geschichte der Juden von Sulzburg, Müllheim 1969, S. 17.

⁶ BERND MICHAELIS: „Wenn wir auch nicht vergessen können.“ Aus der Geschichte der Juden von Sulzburg, in: Geschichte der Stadt Sulzburg, Bd. 3, Freiburg 2005, S. 163-368, hier S. 180-183 (Der jüdische Friedhof von Sulzburg).

⁷ GLA, 229/103720.

Sulzburg, 1. Juni 1717

Bittschrift der Juden Jacob Schwab [von Müllheim], Mosis Weyl und Mosis Wolff [von Sulzburg] an den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach:

So haben wir nicht umbhien können |: weilen wir wie alle Menschen auch sterblich sindt :| Ewer Hochfürstl: Drchlt: vnterthänigst an zuflehen undt zu bitten, daß dieselbe gnädigst geruhen wolten, vnß diejenige Begräbnuß hinder dem Stättlin bey der großen Ertzgruben so Ewer Hochfürstl: Drchlt: gestern selbsten in Augenschein genommen, undt mann von vhralten Zeiten hero den Juden Kirchhoff |: welcher wie es der Augenschein noch heut zu tag gibt mit einer Maur umbfangen gewesen :| genandt, wiederumb zu renoviren undt gnädigst einzuraumen, undt weilen wir äußerlich vernommen als ob Ewer Hochfürstl: Drchlt: jemahliger allhießiger Bergsmeister gesonnen auff denselben etwas zu bauen, So bitten wir gantz unterthänigst demselben gndgst: zu befehlen solches unterwegen = undt gedachten so genandten Juden Kirchhoff uns frey zu lassen.

Sulzburg, 3. Juni 1717

Bericht des Schultheißen Johann Georg Dreyspring an den Markgrafen über die Einwände des Bergmeisters Johann Gottfried Wolff gegen die erneute Nutzung des vormaligen Judenkirchhofs als Begräbnisplatz:

Bey dato eingenommenen Augenscheins war der Bergmeister Wolff auch zugegen, welcher wider der Juden anforderung protestiret, nemlich das solcher orth zu nahe am Werckh, und in der Zech der Himmels Ehr lige, zumahlen Er willens were, an solchen orth Ein Zech = vnd Betthauß zubawen, vnd stehe gar nicht fein, daß Ein heydnischer Kirchhoff in solchem bezürckh sein solle, vor diesem hetten die Juden zweiffelsohn die bergwercker Admodirt gehabt und Ihren Kirchhoff nach gefallen in die freyheit gemacht, Sie könten anietzo andern orths ein gelegenheit hierzu erkauffen. Sowohlen an besagtem orth besser Heruorwerts, als auch ander orthen, könten Ihnen Juden Ein Platz zur begräbnus eingeraumbt werden, ... (Eigenthändige Randnotiz des Markgrafen vom 5. Juni 1717, die Ludwig David Kahn offenbar übersehen hat: Der Dreyspring und [der] Bergmeister sollen Einen andern Platz zur Cammer vorschlagen Carl).

Der Hinweis des Bergmeisters auf eine nicht näher bezeichnete Beteiligung der früher in Sulzburg ansässigen Juden am dortigen Bergbau, die ihnen die Einrichtung eines Begräbnisplatzes im Geltungsbereich der Bergfreiheit ermöglicht habe, legt die Vermutung nahe, dass an der Finanzierung des Bergbaus im Sulzburger Tal, der im 16. Jahrhundert noch einmal eine bedeutende Blütezeit erlebte,⁸ damals auch jüdische Geldgeber beteiligt waren.

Sulzburg, 17. November 1717

Bericht des Schultheißen Dreyspring an den Markgrafen über die Stellungnahme der Juden zum landesfürstlichen Befehl, dass anstelle des zu nah beim Bergwerk gelegenen alten Friedhofs ein anderer Begräbnisplatz zur Frstl: Rentcammer vorgeschlagen werden solle.

Sulzburg, 1729-1730

Korrespondenz der Geistlichen Verwaltung Sulzburg mit dem Oberamt der Markgrafschaft Hochberg wegen der Erweiterung des 1718 angelegten Friedhofs der Sulzburger Juden:

Laut einer schwer lesbaren Kopie (Sulzburg, 24. Januar 1730) des Kaufvertrags vom 4. April 1729 verkauft Fritz Bartlins wittib ... der Gesambten Judenschafft alhier zum Preis von 18 Gulden und 6 Batzen Landeswährung ohngefehr Ein Halb Viertel Matten, bey Ihrer Begräbnuß gelegen, streckt gegen Rhein und Wald, gegen Rhein und Land auff ahn Verkäufferin selbsten, ... Land ab ahn Käufferin Ihre Begräbnuß grenzend.

⁸ VOLKER DENNERT: Der Bergbau vom Mittelalter bis heute, in: Geschichte der Stadt Sulzburg, Bd. 1, Freiburg 1993, S. 119-221, hier S. 131.

Sulzburg, 29. August 1729

Schreiben des Geistlichen Verwalters Johann Nicolaus Specht an das Fürstliche Oberamt der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen, aus dem hervorgeht, dass der 1718 angelegte und 1729 erweiterte Begräbnisplatz der Sulzburger Juden nicht mit dem alten Judenkirchhof identisch ist:

Es haben auch die Juden bereits anno 1718 von der hießigen Gemeind 1. Stuck öed geweißene Allmend, so etwann ohngefehr 1. Vrtl: [ca. 970 m²] seyn möchte, und nechst an quæst: Matten gelegen, vor 40. fl. erkaufft...

Sonsten aber ist das quæst: ½. Vrtl: Matten, so zu der Begräbnuß einiger maßen zwar umgraben und zu gerichtet aber noch nicht ummauert, unter der geringsten Class, und dem wahren werth nach wie die Vor-gesetzte melden, etwann p. 10. fl. zu æstimiren.

Sulzburg, 24. Januar 1730

Schreiben des Geistlichen Verwalters Specht an das Oberamt in Emmendingen, aus dem hervorgeht, dass der 1729 erworbene Teil des Friedhofs *zwar zu der Juden Begräbnuß eingezäunt, biß dato aber noch Niemand darauf begraben worden ist.* Außerdem handele es sich um *gar ein schlecht am waldt und Berg gelegenes Guth.*

Karlsruhe, 19. August 1761

Auszug aus dem Fürstlichen Hofratsprotokoll:

Gemeine Judenschafft zu Sulzburg bittet um gnädigste Bestättigung des mit Jacob Weber allda über ein zum Jüdischen Begräbnuß erkaufftes ½ Vrtl. Matten getroffenen Kauuffs. Der Kauf wird unter der Bedingung genehmigt, daß die Judenschafft alle onera von dem erkaufften Plaz entrichte.

Die Grabinschriften des jüdischen Friedhofs von Sulzburg sind im August 1989 im Auftrag des Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland vollständig, aber nicht sehr sorgfältig dokumentiert worden. Dementsprechend fehlerhaft ist die chronologische Verstorbenerliste, die Peter Stein anhand dieser Bestandsaufnahme erstellt und 2004 in der Zeitschrift für jüdische Familienforschung „Maajan – Die Quelle“ publiziert hat.⁹ Eine Überarbeitung der unzulänglichen Dokumentation des Friedhofs ist umso wünschenswerter, als der genealogischen Forschung mit der fortschreitenden Verwitterung der Grabsteine des 18. Jahrhunderts der Verlust einer Quelle von unersetzlichem Wert droht.

Aus der Zeit vor der ersten Erweiterung des 1718 angelegten Friedhofs im Frühjahr 1729 sind keine Grabsteine mehr vorhanden. Die Inschrift des ältesten der erhalten gebliebenen Steine datiert vom 26. März 1731 und bezeichnet die Grabstätte des früh verstorbenen Meyer Zivi von Müllheim (Grabstein Nr. 182), dessen Witwe sich in zweiter Ehe mit dem Vorsänger der dortigen jüdischen Gemeinde, Löwel Levi, verheiratet hat. Auch er liegt wie die nachstehend verzeichneten Männer und Frauen auf dem östlich des 1970 errichteten Gedenksteins für die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung gelegenen und im 18. Jahrhundert belegten Teil des Friedhofs begraben, wo er am 4. August 1773 bestattet wurde (Grabstein Nr. 249).¹⁰

⁹ PETER STEIN: Judenfriedhof Sulzburg, in: Maajan – Die Quelle, Heft 72 (2004), S. 2388-2392 und Heft 73 (2004), S. 2436-2443.

¹⁰ Die Nummerierung der Grabsteine folgt derjenigen, die Peter Stein aus der Bestandsaufnahme von 1989 in seine 450 Einträge umfassende Verstorbenerliste übertragen hat.

Verstorbenenliste

Name	Vater	Ort	gest.	begr.	Grabstein Nr.
Meyer Zivi					
Meïr	Aharon Mosche	Müllheim	26.03.1731	26.03.1731	182
[Jaakov] ¹¹	Meïr ז"ל	von St[ühhingen]		[...] 1738	180
Jacob Bloch [der Jüngere?]					
Jaakov	Meïr	Müllheim	20.03.1738		179b
Jacob Bloch [der Ältere?]					
Jaakov	Menachem	Müllheim	13.05.1742		183
Rabbiner David Kahn					
David ha-Kohen מהור"ר	Jaakov ha-Kohen מהור"ר	Sulzburg	11.05.1744	11.05.1744	231
Marx Rieser					
Mordechai	Jaakov	Sulzburg	31.12.1753	31.12.1753	227
Kendel	Jehuda	Müllheim	10.03.1754	11.03.1754	179a
Jacob Meyer					
Jaakov Mosche	Jisrael	Müllheim	04.06.1756	07.06.1756	184
Brendel	Meïr	?	31.01.1760	31.01.1760	223
Paul Zivi					
Refael	Aharon Mosche	Müllheim	12.06.1762	13.06.1762	185
Breindel אשת Jäckel [Rieser]		Sulzburg	15.09.1765	15.09.1765	187
Marx Bloch					
Meïr	Jaakov Mosche Bloch	Sulzburg	26.02.1766	26.02.1766	234
Moses Weil					
Mosche	R. Naftali Weil הקדוש	Sulzburg	30.10.1766	30.10.1766	241

¹¹ Der schon zu Lebzeiten seiner 1754 verstorbenen Witwe Kendel zu Bruch gegangene Grabstein Nr. 180 wurde nach deren Tod durch den für sie und ihren (ersten) Mann errichteten Doppelgrabstein Nr. 179 ersetzt.



Abb. 1 Die Grabsteine Nr. 179a + b sowie Nr. 180 (Foto: Günter Boll).

Grabinschriften

Meyer Zivi, gest. Müllheim und begr. Sulzburg 26.3.1731; Bruder des 1762 verstorbenen Paul Zivi (Grab Nr. 185); Vater des 1786 verstorbenen Isaac Zivi (Grab Nr. 263)

Grab Nr. 182

פ"נ
 איש ישר כ'
 מאיר ב' אהרן
 משה נפטר ונ'
 בשם טוב יה'
 אדר שני תצא
 לפ"ק תנצב"ה

Jacob Bloch von St[ühlingen], [gest. Müllheim und] begr. Sulzburg [20.3.]1738

Grab Nr. 180 = Grab Nr. 179b

[... יעקב בר]
 מאיר ז"ל משט[ילינגן]
 [נ]קבר ב' ה' ה' [אדר]
 ת צ ה [לפ"ק]
 תנצב"ה [א"ס]

Jacob Bloch [der Jüngere?], gest. Müllheim [und begr. Sulzburg] 20.3.1738 (Grab Nr. 179b)
 ∞ Kendel [Nordmann?], gest. Müllheim 10.3.1754, begr. Sulzburg 11.3.1754 (Grab Nr. 179a)

Grab Nr. 179b	Grab Nr. 179a
פ"נ	פ"ט
איש נדיב כ'	האשה חשובה
יעקב בר מאיר	מ' קענדל בת
ממילהיים הלך	יהודה הלכה
לעולמו ביום ה'	לעולמה ביום א'
פח אדר תצח	ונקברת ביום ב'
לפ"ק תנצב"ה	יז אדר תק"ד
	לפ"ק תנצב"ה

Jacob Bloch [der Ältere?], gest. Müllheim [und begr. Sulzburg] 13.5.1742; Vater des 1797 verstorbenen Menke Bloch (Grab Nr. 205)

Grab Nr. 183
 פה נטמן
 איש ישר יעקב
 בר מנחם ממילהיי'
 יום א ט אייר תקב
 לפ"ק תנצב"ה

David Kahn, Landrabbiner in Sulzburg, gest. und begr. Sulzburg 11.5.1744; Sohn des 1722 in Ribeaupillé verstorbenen Rabbiners Jacob Kahn; Vater des 1797 verstorbenen Landrabbiners Isaac Kahn (Grab Nr. 232)

Grab Nr. 231
 פה
 נטמן הרב
 המדינה מהור"ר
 דוד בן הגאון מהור"ר
 יעקב הכהן נפטר ונק
 בר בשם טוב ביום ב'
 ער"ח סיון תקד לפ"ק
 פה זולצבורג תנצב"ה

Marx Rieser, gest. und begr. Sulzburg 31.12.1753; Sohn des 1772 verstorbenen Jacob Rieser

Grab Nr. 227
 יום ב ו טבת תקיד לפ"ק
 פ"נ
 האיש כ' מרדכי ב'
 יעקב מזולצבורג
 נפטר ונקבר ביו'
 הנ"ל
 תנצב"ה

Jacob Meyer, gest. Müllheim 4.6.1756, begr. Sulzburg ?.6.1756; Sohn des Israel Meyer und der 1774 verstorbenen Judith Bloch (Grab Nr. 235)

Grab Nr. 184

פה
נקבר ונטמן איש
ישר והלך כל ימיו
בדרך ישרה ה"ה יעקב
משה בר ישראל [הלך]
לעולמו ... ? ... ראשון
של שבועות] ונקבר [...]]
תקטז ל' תנצב"ה ב"ע א"ס

Brendel bat Meïr, gest. und begr. 31.1.1760

Grab Nr. 223

פ"ט
האשה מ'
ברענדל בת
מאיר שהלכ'
לעולמה נו"נ
ה יג שבט תקקד
לפ"ק תנצב"ה

Paul Zivi, gest. Müllheim 12.6.1762, begr. Sulzburg 13.6.1762; Bruder des 1731 verstorbenen Meyer Zivi (Grab Nr. 182); Vater des 1798 verstorbenen Vorstehers der jüdischen Gemeinde in Müllheim, Joseph Zivi (Grab Nr. 203), und der 1804 verstorbenen Mariam Zivi (Grab Nr. 204)

Grab Nr. 185

פ"נ
היקר כ' רפאל
ב' אהרן משה
מילהיים נ' בש"ק
וני ב' א' דב סיון
תקקב ל' תנצב"ה

Breindel, gest. und begr. Sulzburg 15.9.1765; Ehefrau des [1772 verstorbenen Jacob genannt] Jäckel [Rieser]

Grab Nr. 187

פ"ט
אשה מ' בריינדל
אשת כ' יעקל
זולצבוריג נפטרת
ונקברת ביום א'
כ"ט אלול תקפ"ה
תנצב"ה

Marx Bloch, gest. und begr. Sulzburg 26.2.1766

Grab Nr. 234

פ"נ
האיש כ' מאיר
ב' יעקב משה בלאך
מק"ק זולצבורג
נפטר ונקבר ביום
ד' י"ז אדר תקפ"ו ל'
תנצב"ה

Moses Weil, gest. in der Nacht auf den 30.10.1766 und begr. Sulzburg 30.10.1766; Sohn des 1692 ermordeten Hirsch Weil von Stühlingen

Grab Nr. 241

פ"נ
איש ישר מעשיו
עשה כושר בהרבה
נפשו ביושר גופו ישן
ארצה ונשמתו לג"ע
נרצה ה"ה כ' משה בן
הקדוש ר' נפתלי ווייל
נפטר בלילה ונקבר
והלך לעולמו ביום ה'
כ"ז חשוון תקפ"ז לפ"ק
תנצב"ה

Zur Außenbemalung der St. Michaelskapelle auf dem Freiburger „Alten Friedhof“

Von
JOACHIM FALLER

Die St. Michaelskapelle auf dem Freiburger „Alten Friedhof“ ist eines der besonderen Kleinode der Stadt. Ihre – trotz schwerer Kriegsschäden größtenteils erhaltene bzw. rekonstruierte – Innenausstattung wurde bereits vor über 70 Jahren von Josef Dotter eingehend untersucht.¹ Für die Außenbemalung dagegen fehlte bisher eine entstehungsgeschichtliche Arbeit, welche sich, soweit vorhanden, auf eine breitere Quellenbasis stützt.

Die Außenbemalung der St. Michaelskapelle gliedert sich im Wesentlichen in drei Elemente:

1. Die Bemalung an der südlichen Giebelwand

Die Giebelwand ist mit einer schlichten Architekturmalerei geschmückt. Im oberen Bereich ist ein gemaltes („blindes“) Fenster zu sehen; über den drei Eingangsbögen befindet sich ein imitiertes Mauerwerk.

Bis Ende der 1960er-Jahre konnte der Friedhofsbesucher die Überreste einer einstigen Bemalung betrachten, welche im unteren Bereich zwei Gerippe mit Schlange und Sense zeigte, im oberen Bereich eine Uhr, flankiert von zwei Putti mit Stundenglas, Urne, Bahrtuch und darüber den Hahn, welcher das Licht des neuen Lebens kündigt. Zwischen oberem und unterem Teil der Bemalung war der Spruch zu lesen: *IN DEN STAUB KEHREN / WERDEN ALLE WIEDER.*²

2. Die irdische und die himmlische Apotheke

Nach Eintritt in die Vorhalle sind die Abbildungen einer Apotheke des 18. Jahrhunderts sowie jene eines Kircheninnenraumes in den Flachbogen über den zwei südlichen Fenstern zu sehen. Der Apotheker zeigt mit dem Spruch *Es Hüllft zue letzt kein medicin, / Willst ein Arztnu gehe dorten hin* auf den über dem linken Fenster dargestellten Kirchenraum. Altar und Beichtstuhl weisen dort auf die „Arzneien Christi“, die Sakramente, hin. Unter dem Altar stehen die Worte: *Gott lieben und empfangen, / Wir all gueten Todt empfangen*, über dem Altar: *Du findest daß Leben, daß dort Dir Gott will geben.*³

3. Der Totentanz

Das Kernstück der Außenbemalung aber bildet der Totentanz, welcher sich an drei Seiten im Inneren der Vorhalle entlangzieht. In zwölf Bildern wird dem Betrachter vor Augen geführt, wie der Tod, personifiziert durch ein Gerippe, die Menschen in den verschiedenen Lebensaltern und -situationen antrifft. Die erste Malerei zeigt den Tod als Knochenmann, wie er dem in der Wiege einschlummernden Säugling auf der Geige eine Todesmusik spielt.

¹ JOSEF DOTTER: Die Malereien in der Kapelle auf dem alten Friedhof zu Freiburg i. Br., in: Schau-ins-Land 64 (1937), S. 3-36.

² Abbildungen bei HANNS REICH: Wie die Alten den Tod gebildet. Grabkunst auf dem Alten Friedhof zu Freiburg im Breisgau, Freiburg 1948, S. 43f., 85 und 97; FRANZ SCHNELLER: Freiburg gestern und heute, Freiburg 1947, S. 42.

³ Abbildungen bei REICH (wie Anm. 2), S. 101.

Im weiteren Verlauf des Reigens trifft er die anderen Lebensalter ebenfalls mitten in ihren charakteristischen Tätigkeiten an: Dem ABC-Schützen nimmt der Tod die Feder aus der Hand, der jungen Dame streut er statt des Puders die Asche als Zeichen der Vergänglichkeit auf das Haar, den draufgängerischen Jüngling besiegt er im Duell. Genauso wenig wie auf das Alter achtet der Tod auf Beruf und Stand derer, die er aus dem Leben abberuft: Den Priester trifft der Tod gerade an, als dieser sich zur Feier der Totenmesse ankleiden will, den Adligen entführt er während einer Kutschfahrt in sein Reich. Aber nicht von jedem wird der Tod nur als Verlust empfunden: Dem hungernden Bettler ist der Tod *das liebste brodt*, der Ehemann wird vom Kreuz des „selbstverschuldeten“ Ehestands erlöst, und seine Frau von ihrer Zanksucht. Der Zyklus schloss einst sinnig mit dem Bauern,⁴ welcher aus jener Erde *das brodt gewint*, von der er genommen ist, und zu welcher er selbst einst zurückkehren wird. Heutzutage bildet das Bild mit dem reichen Greis den Abschluss, welchen der Tod daran erinnert, dass nicht äußerer, sondern innerer Reichtum zählt, sobald die Lebenszeit abgelaufen ist. Im Zentrum des Totentanzes ist, mittelalterlichen Kathedralen vergleichbar, über der Eingangstür zur Kapelle eine Darstellung des Jüngsten Gerichts zu sehen: der Weltenrichter, flankiert von dem Erzengel Michael und einem Posaunenengel. In der darunter sich befindenden Kartusche steht die Inschrift: *Sey uns/ doch gnädig in dem/ Gricht/ Und nit/ nach maaß der sünden/ Richt!*

Welche Bedeutung dieses Kunstwerk für die Freiburger einst hatte, belegt ein Zitat des früheren Oberbaudirektors Joseph Schlippe: *Hierher führten die Eltern ihre Kinder, lasen ihnen die treuherzigen Verse vor und zeigten ihnen auf den Bildern, daß der Tod jeden, ein-erlei wessen Standes, Ranges oder Geschlechts, hinwegrafft. Dieser Totentanz, ... [und] die Bilder der irdischen und der himmlischen Apotheke waren wirklich Gemeingut und Erbauung jedes Freiburgers.*⁵ Den Freiburger Musiker Reinhold Martin inspirierte der Zyklus im Jahr 1930 zu einer unlängst uraufgeführten Vertonung.⁶

Sowohl der Totentanz wie auch die Bemalung der Giebelwand wurden in ihrer heutigen Fassung erst in den Jahren 1963 und 1970 geschaffen bzw. rekonstruiert. Um die Entstehungsgeschichte ihrer Vorläuferfassungen nachzeichnen zu können, soll im Folgenden zunächst auf die Baugeschichte der St. Michaelskapelle eingegangen werden.⁷

Die St. Michaelskapelle

Als im Jahr 1683 der heutige „Alte Friedhof“ seiner Bestimmung übergeben wurde, war dies bereits der dritte allgemeine Begräbnisplatz in der Geschichte der Stadt Freiburg. Der erste Friedhof auf dem Münsterplatz war im Jahr 1515 auf Betreiben Kaiser Maximilians I. aufgrund der Pestgefahr geschlossen worden. Sein Nachfolger bei der Nikolauskirche in der Vorstadt Neuburg fiel hingegen 1678 dem Festungsbau Vaubans zum Opfer.

⁴ Dieses Bild ist heute das zehnte, während das zwölfte und letzte jetzt den Reichen darstellt (früher Nr. 10).

⁵ JOSEPH SCHLIPPE: Freiburgs Baudenkmäler und ihre Wiederherstellung, Teil I, in: Einwohnerbuch der Stadt Freiburg i. Br. 1959, S. 19-29, hier S. 27.

⁶ REINHOLD MARTIN: „Freiburger Totentanz“, komponiert 1930, uraufgeführt in der St. Michaelskapelle am 27.11.2007.

⁷ Über die Geschichte der Kapelle hatte erstmals der damalige Freiburger Stadtarchivar Adolf Poinignon Ende der 1880er-Jahre geforscht. Den Anlass dazu hatte wohl ein zu jener Zeit entfachter Streit zwischen der Stadt Freiburg und dem Erzbischöflichen Ordinariat gegeben, in welchem es um die Eigentumsverhältnisse an der St. Michaelskapelle und somit um die Frage der Baupflicht ging. Nachdem gerichtlich der Stadt das alleinige Eigentumsrecht zugesprochen worden war, vgl. Erzbischöfliches Ordinariat an Katholischen Stiftungsrat der Münsterpfarre, 7.2.1907, Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), B81/3797, veröffentlichte Poinignon im Jahr 1890 seine Forschungsergebnisse im Rahmen einer fundierten Geschichte der Freiburger Friedhöfe, ADOLF POINIGNON: Die alten Friedhöfe der Stadt Freiburg i. Br., in: Adreßbuch der Stadt Freiburg 1890, S. 1-23. Eine gesonderte Publikation über den Totentanz legte er im gleichen Jahr vor (s. u., Anm. 25).

Wohl durch Geldmangel bedingt, besaß der neue Friedhof in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens keinen Sakralbau. Erst im Jahr 1725 konnte aufgrund eines Benefiziums ein erster, kleiner Bau eingeweiht werden.⁸ Obwohl der Friedhof auf dem Rayon lag, dem Schussfeld der Festungsanlagen, welches im Belagerungsfall von allen Deckungsmöglichkeiten für die Angreifer entblößt wurde, blieb während der Abbrucharbeiten im Vorfeld der französischen Belagerung im Jahr 1744 die Friedhofskapelle als einziges Gebäude vor den Festungsanlagen vom Abriss verschont, und zwar *ohne allen Zweifel durch hilf der armen Seelen*, wie ein Zeitgenosse feststellte.⁹

Anscheinend erlitt die Kapelle aber während der Belagerung oder durch die Schleifung der Festungsanlagen im folgenden Jahr ernsthafte Beschädigungen, sodass Baumaßnahmen erforderlich wurden, zu deren Ausführung sich die Stadt bereits 1744 vorausschauend verpflichtet hatte.¹⁰ Wie aus chronikalischen Aufzeichnungen hervorgeht, wurde ab dem Jahr 1753 ein neues Langschiff an den bereits bestehenden Chorraum angebaut.¹¹ Diese Erweiterung der Kapelle steht eventuell in Zusammenhang mit dem Abbruch der Beinhauskapelle auf dem ehemaligen Münsterfriedhof im Jahr zuvor,¹² deren Steine vielleicht für den neuen Bau Verwendung fanden.¹³

Fertiggestellt wurde das Langhaus, zunächst noch ohne Vorhalle, laut Inschrift auf dem ehemals über dem Haupteingang zu sehenden Stifterbild im Sommer des Jahres 1757 (Abb. 1): *Den anbau ich besorget hab, zum dank die Hilf hoff in dem Grab. den 6. July 1757 A. Z. M. [Andreas Zimmermann].*¹⁴ Vermutlich war zu dieser Zeit der Rohbau vollendet, einschließlich des neu hinzugefügten Bruderhauses. In den Chroniken wird als Datum der endgültigen Vollendung der Kapelle der Mai 1760 genannt.¹⁵ Aus diesem Jahr datieren ebenfalls die Deckengemälde von Johann Pfanner. Vom sonstigen Inventar fehlte allerdings noch etliches, so z. B. die Altäre, deren Aufstellung in der Kapelle vermutlich erst gegen Anfang des 19. Jahrhunderts abgeschlossen war.¹⁶

⁸ Vgl. POINSIGNON (wie Anm. 7), S. 1-12.

⁹ Anonymes Schreiben der Cantzley Freyburg vom 21.9.1744, EAF, A3/815.

¹⁰ ... *als hat man auch beschlossen und resolvirt dises Gebäu an gemeiner Statt Kosten aufrecht Zuhalten, und alle Zeit auf erforderungsfall Zu repariren*, ebd. Vgl. auch Ratsprotokoll vom 3.7.1753, worin von der ruinierten Kapelle auf dem Gottesacker und deren Wiederherstellung aufgrund der *voti* vom 21.9.1744 die Rede ist, Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), B5 XIIIa Nr. 153, S. 281.

¹¹ Vgl. Chronikblätter der Stadt Freiburg i. Br. (1745-1754), StadtAF, B1 Nr. 41, fol. 27v. Vgl. Necrologium der Marianischen Sodalität, StadtAF, B1 Nr. 97, S. 139.

¹² RALF BURGMAIER: Der Freiburger Münsterplatz im Mittelalter – ein archäologisches Mosaik, in: Münsterblatt 3 (1996), S. 5-21, hier S. 6.

¹³ Dies lässt sich aufgrund der eingemauerten Bruchstücke romanischer Säulen vermuten, welche bei der Restaurierung im Jahr 1949 entdeckt wurden, vgl. Badische Zeitung, 21.6.1949.

¹⁴ Andreas Zimmermann lebte von 1714 bis 1774. Er war Besitzer des Gasthauses „Storchen“ in der heutigen Kaiser-Joseph-Straße, vgl. DOTTER (wie Anm. 1), S. 7, Anm. 11. Im Jahr 1758 ließ er *durch Sammlung mildthätiger Steür* das steinerne Kreuz auf der *Schwabs-Brücke* errichten, welches 1794 durch ein Fuhrwerk zerstört wurde, vgl. Chronikblätter der Stadt Freiburg 1794-1795, hg. von ADOLF POINSIGNON, in: Adreßbuch der Stadt Freiburg 1898, S. 17-33, hier S. 22.

¹⁵ Vgl. Necrologium der Marianischen Sodalität (wie Anm. 11), S. 149; Chronikblätter der Stadt Freiburg i. Br. (1746-1796), StadtAF, B1 Nr. 42, fol. 6r.

¹⁶ Vgl. DOTTER (wie Anm. 1), S. 31-35. Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, dass das Gemälde *Maria mit dem Kinde* am linken Seitenaltar in der Tat von Göser stammt (*Simon Goeser pinxit 1800*), wie Dotter vermutete, ebd., S. 33. Die linke Seitentafel des Hauptaltars, eine Darstellung des hl. Petrus, stammt dagegen von Anton Küßwieder (*pinxit 1796*), ebenso die rechte Seitentafel, wie bereits Schäfer (KARL SCHÄFER: Das alte Freiburg, Freiburg 1895, S. 108) und Furtwängler (WALTHER FURTWÄNGLER: Der Freiburger „Alte Friedhof“, Diss. masch. 1923, S. 36) angenommen hatten. Vgl. hierzu das Verzeichnis von Konservator Hübner über die vom 27.12.1944-8.1.1945 geborgenen Kunstschatze aus der St. Michaelskapelle, EAF, Nachlass Hermann Ginter I, Nr. 231, Bl. 2f.



Abb. 1 Bildnis des Stifters Andreas Zimmermann (A. Z. M.) und seiner Ehefrau über dem Hauptportal der Freiburger St. Michaelskapelle. 1893 von Sebastian Luz restaurierte Originalfassung, im Zweiten Weltkrieg zerstört (StadtAF, M 7032).

Der Totentanz

Wann aber entstanden die Vorhalle und der Totentanz? Die Vorhalle wurde auf jeden Fall erst nachträglich an das Langhaus angefügt, als dieses bereits fertig errichtet, verputzt und mit *Totenkopffarbe*¹⁷ getönt worden war, wie 1949 bei Restaurierungsarbeiten festgestellt werden konnte.¹⁸ Als einzig gesichertes Datum findet sich dabei als Terminus ad quem der Fertigstellung in den Quellen das Jahr 1792, in welchem das Epitaphium für Catharina Stromeier angebracht wurde.¹⁹

Es ist daher denkbar, dass die Halle um 1760 an das bereits wenige Jahre zuvor vollendete Langschiff angefügt wurde, um den Kirchenbesuchern einen Wetterschutz während der Andacht vor der Kapelle zu bieten, wenn diese geschlossen oder bei Gottesdiensten überfüllt war. Aus diesem Grund besaßen die Fenster zu beiden Seiten des Haupteingangs bis zum Jahr 1881 auch keine Glasscheiben, sondern waren lediglich durch hölzerne Läden verschließbar und mit Gittern gesichert.²⁰

¹⁷ „Caput mortuum“, ein violettstichiges Rot.

¹⁸ Vgl. Badische Zeitung, 21.6.1949. Dotter wies darauf hin, dass sich am Dachstuhl und -gesims keinerlei Anzeichen für eine spätere Anstückung der Vorhalle an die Kapelle fänden, DOTTER (wie Anm. 1), S. 7, Anm. 13. Ein Brief vom 29.1.1876 der *Katholischen Stiftungs-Commission Freiburg* an den Stadtrat lässt aber anklingen, dass der Dachstuhl im Jahr 1822 vollständig erneuert worden war, StadtAF, C1 Begräbnisse und Friedhöfe 4 Nr. 11; vgl. auch das Schreiben der Münsterfabrik und Präsenzverwaltung Freiburg an das *Großherzogliche Kreisdirectorium Freiburg* vom 11.5.1822, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 200/838.

¹⁹ Vgl. „Copia von Epitaphia und Grabschriften, so in hiesig Stadt Freyburg Kloster-Kirchen, dann ein und andere in benachbarten Land-Pfarr-Kirchen befindlich 1111-1772“, mit Fortsetzungen bis 1798, StadtAF, B1 Nr. 51, S.70.

²⁰ Vgl. Bericht der Gottesackerkirchenverwaltung vom 28.10.1881, EAF, B81/3817.

Die Bilder in den Flachbogen über jenen Fenstern stammen vermutlich noch aus der Zeit des ersten Kapellenbaues. Da die ganze Fensterpartie nicht gemauert, sondern aus Holz gefertigt ist, könnte sie dort herausgenommen und nach Ende des neuen Langhausbaues hier wieder eingefügt worden sein.

Es ist aber ebenfalls denkbar, dass der Anbau erst Mitte der 1780er-Jahre errichtet wurde. Denn das älteste der an den inneren Seitenwänden angebrachten Epitaphe datiert von 1787. Es könnte daher sein, dass die Vorhalle erbaut wurde, um diese Gedenksteine aufzunehmen, nachdem Kaiser Joseph II. im Jahr 1784 einerseits die Begräbnisse in den Kirchen untersagt, andererseits aber auch die Aufstellung von Grabmonumenten in den Grabfeldern verboten hatte. Lediglich an der Friedhofsmauer waren Epitaphe und Grabsteine zugelassen.²¹ Für die Anbringung von Grabmalen stand zwar bereits seit den 1750er-Jahren ein kurzes Mauerstück mit elf Nischen zur Verfügung, diese fanden allerdings bei den Angehörigen der Verstorbenen nur wenig Anklang.²² Vermutlich wurden in der Vorhalle zumindest teilweise nicht nur die Monumente angebracht, sondern fanden dort auch die Grabstätten selbst ihren Platz.²³

Aufgrund des 1757 datierten Stifterbildes wurde bislang meist angenommen, dass auch der Totentanz aus jenem Jahr stammt. Da aber, wie erwähnt, die Vorhalle erst nachträglich angefügt wurde, kann also auch der Totentanz erst aus der Zeit nach deren Erbauung herrühren und muss daher entstehungsgeschichtlich nicht zwingend in zeitlichem Zusammenhang mit dem Stifterbild stehen. Für eine spätere Entstehungszeit des Totentanzes spricht zudem die Beobachtung, dass die zwei Bilder zu beiden Seiten der Abbildung des Stifterehepaares ausgerechnet den leidgeprüften Ehemann und die zänkische (Ehe-)frau zeigen. Ob diese Anordnung vom Stifter Andreas Zimmermann († 1774) zu Lebzeiten gutgeheißen worden wäre, ist doch sehr fraglich. Auf jeden Fall aber fügt sich der Freiburger Totentanz in jene Epoche von etwa 1700 bis 1840 ein, in welcher „das altbekannte Totentanzmotiv zum Standardprogramm für Friedhofskapellen avanciert“.²⁴

²¹ Vgl. Vollständige Sammlung aller seit dem glorreichsten Regierungsantritt Joseph des Zweyten für die k. k. Erbländer ergangenen höchsten Verordnungen und Gesetze, 4. Teil, Wien 1788, S. 439. Allerdings befanden sich nicht alle Grabmale von Anfang an in der Vorhalle. Der Grabstein von 1817 für die verstorbenen Mönche des aufgehobenen Klosters St. Peter stand z. B. ursprünglich in einer Mauernische, vgl. hierzu: Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, Bd. 2, bearb. von URSMAR ENGELMANN (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen 13), Stuttgart 1966, S. 548.

²² Andreas Zimmermann hatte neben dem Wiederaufbau des Langhauses auch damit begonnen, eine Mauer um den bis dahin mit einer Hecke umzäunten Friedhof erbauen zu lassen. Jedoch kam dieses Vorhaben über ein nur wenige Meter langes Teilstück bei der Südwestecke nicht heraus (vermutlich das Stück zwischen den Grabsteinen Nr. 311 bis 324). Die darin sich befindenden Nischen (Blindfüllungen) boten die Möglichkeit, dass darin *gegen Bezahlung zum Besten der Gottesacker Kirche oder anderer guter Verwendung Denkmäler der Verstorbenen, auch für ganze Familien, eingesetzt werden können* (Unbekannt an Stadtmagistrat, 24.6.1789, GLA, 200/853). Jedoch waren rund 30 Jahre später von den elf Nischengrabplätzen erst drei Stück verkauft worden, da *die Freyburger ... keinen Geschmack daran gefunden haben, Denkmäler darein zusezen* (Unbekannt an Kaiser Joseph II., 29.7.1789, GLA, 200/853). Erst seit Erbauung der restlichen Ummauerung in den Jahren 1788 bis 1790 erfreuten sich diese Plätze größerer Beliebtheit.

²³ Der älteste Grabstein ist jener der 1787 verstorbenen Maria Barbara Montfort. Obwohl bereits ihr Ehemann und ihre Schwiegereltern ihre letzte Ruhestätte im Münster gefunden hatten, verhinderte das Verbot der Kirchenbestattungen durch Joseph II., dass auch sie dort beigesetzt werden konnte, vgl. KARL MARTIN: Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden, in: Schau-ins-Land 65/66 (1938/39), S. 3-118, hier S. 95. Eine Grabstätte, wenn schon nicht in einer Kirche, so doch zumindest in deren Vorraum, könnte einen gewissen Ausgleich für dieses Manko dargestellt haben.

²⁴ REINER SÖRRIES: Der monumentale Totentanz, in: Tanz der Toten-Todestanz. Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum, hg. vom Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur, Dettelbach 1998, S. 9-51, hier S. 35. Der Autor fährt fort: „... ja man könnte das 18. Jahrhundert geradezu als *Blütezeit* der Totentänze bezeichnen, wenn man die Zahl bekannter und erhaltener Beispiele und ihre praktisch unbegrenzte geographische Verbreitung ... berücksichtigt“, ebd., S. 35f.

Ebenso wie das genaue Datum der Entstehung, so liegt auch der Name des Schöpfers des Totentanzes im Dunkeln. Wurde anfangs Johann Christian Wentzinger (1710-1797) als dessen Maler vermutet,²⁵ so schrieb man später Simon Göser (1735-1816)²⁶ das Werk zu.²⁷ Ingeborg Krummer-Schroth wies die Gemälde Joseph[!] Pfunner (ca. 1713/16-1788) zu,²⁸ welcher 1760 auch die Deckengemälde in der Kapelle geschaffen hat.²⁹ Da die Bilder im Laufe der Zeit mehrfach übermalt bzw. mehr oder weniger gekonnt restauriert wurden und auch diese Fassungen heutzutage nur noch in Form von Schwarz-Weiß-Fotografien überliefert sind, wird man trotz stilistischer Untersuchungen, wie sie etwa der Kunsthistoriker Hermann Ginter unternommen hat,³⁰ hinsichtlich des Künstlers weiterhin auf Vermutungen angewiesen sein. Merkwürdigerweise finden sich auch keinerlei schriftliche Quellen, welche diese Fragen erhellen könnten. So lässt sich lediglich anhand der Kleidung der dargestellten Personen und der Form der Kartuschen zwischen den Bildern auf eine Entstehung bis spätestens etwa 1810 schließen, wodurch der oft genannte Simon Göser als Urheber zumindest in Betracht gezogen werden könnte.³¹

Die ursprüngliche Fassung des Totentanzes hatte bis zum Sommer des Jahres 1856 Bestand, als die vermutlich erste grundlegende Erneuerung mittels Übermalung durch den Kunstmaler Dominik Weber (1819-1887)³² erfolgte, welcher bei dieser Gelegenheit das Werk in dem Sinne renovierte, dass er wesentliche Veränderungen an dem Original vornahm (Abb. 2).³³ So vertauschte er z. B. bei dem fechtenden Jüngling den Dreispitz mit einer zeitgenössischen Kopfbedeckung.³⁴ Die kirchlichen Auftraggeber waren deshalb mit Webers Arbeit nicht recht zufrieden: Als im Jahr 1861 eine Renovierung der Gemälde im Innern der Kapelle in Erwägung gezogen wurde, bekam Webers Angebot daher nicht den Zuschlag.³⁵

²⁵ Vgl. ADOLF POINSIGNON: Der Todtentanz in der Michaëlskapelle des alten Friedhofs zu Freiburg i. B., in: Schau-ins-Land 16 (1890), S. 1-4, hier S. 2.

²⁶ Zu Göser siehe HERMANN BROMMER: Georg Saum und Simon Göser in Straßburg, in: Schau-ins-Land 90 (1972), S. 81-100.

²⁷ Vgl. HERMANN GINTER: Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock. Die Konstanzer und Freiburger Meister des 18. Jahrhunderts, Augsburg 1930, S. 122-125.

²⁸ Vgl. INEBORG KRUMMER-SCHROTH: Johann Christian Wentzinger. Bildhauer, Maler, Architekt (1710-1797), Freiburg 1987, S. 46. Gemeint ist *Johann Pfunner*. Zur Biographie Johann Pfunners siehe HERMANN BROMMER: Benedikt Gambs und Johann Pfunner. Zwei bedeutende Freiburger Barockmaler im Schloss Ebnet, in: Barockschloss Ebnet bei Freiburg i. Br. (Oberrheinische Quellen und Forschungen 2), München/Zürich 1989, S. 104-110.

²⁹ Vgl. DOTTER (wie Anm. 1), S. 9.

³⁰ Vgl. GINTER (wie Anm. 27), S. 122-125.

³¹ Falls das im ersten Bild sichtbare Greiffenegg-Schlösschen bereits in der Originalfassung vorhanden war, könnte der Totentanz erst nach dessen Erbauung im Jahr 1805 entstanden sein. Vielleicht handelt es sich aber auch um eine Hinzufügung von Dominik Weber, die bei späteren Restaurierungen beibehalten wurde.

³² Zu Dominik Weber vgl. KLAUS WEBER: Der Freiburger Kunstmaler Dominik Weber und seine Familie, in: Schau-ins-Land 101 (1982), S. 263-274.

³³ Abbildungen (Kohlepausen) bei ADOLF POINSIGNON: Der Todtentanz in der St. Michaelskapelle auf dem alten Friedhof zu Freiburg im Breisgau, hg. vom Breisgau-Verein „Schau-ins-Land“, Freiburg 1891.

³⁴ Obwohl man sich bei den Vorlagen für die Abbildungen bei POINSIGNON, ebd., für die Anfertigung von Kohlepausen an Ort und Stelle entschieden hatte, damit die Bilder nicht vom Abzeichner *individualisirt würden*, Breisgau-Verein Schau-ins-Land an Stadtrat, 21.7.1889, StadtAF, C3/16/3, wurden die Bildunterschriften aber wohl erst nachträglich und teilweise fehlerhaft hinzugefügt. Besonders offensichtlich ist dies beim Bild des sich zum Requiem ankleidenden Priesters. Während es auf Webers Bild *Die schwarze Mess lis ich vor dich, / Die hieft gar bald hoff ich für mich* hieß, vgl. Christliche Kunstblätter 179 (1880), S. 422, ist auf der Reproduktion im Buch *Die schwarze Welt[!] lis ich vor dich / Die Hieft gar balt hofhoff[!] ih[!] vor mich* zu lesen, was Poinsignon, auf Basis der Abbildung, zu einer entsprechend merkwürdigen Deutung veranlasste, vgl. POINSIGNON (wie Anm. 25), S. 3f.

³⁵ Vgl. Gottesackerfonds an Stiftungsvorstand, 10.5.1861, EAF, B81/3817. Hier ist Furtwängler zu korrigieren, welcher eine Renovation dieser Gemälde durch Weber annahm, vgl. FURTWÄNGLER (wie Anm. 16), S. 18. Die Übermalung, von welcher Furtwängler schreibt, stammt vermutlich von Luz, welcher um 1895 das Innere der Kapelle restaurierte.



Abb. 2 Tod und Jüngling. Ausschnitt aus dem Freiburger Totentanz. Fassung von Dominik Weber aus dem Jahr 1856, entfernt 1893 (aus: POINSIGNON [wie Anm. 33], Bl. IV).



Abb. 3 Ausschnitt aus dem Hertener Totentanz. Fassung von Dominik Weber aus dem Jahr 1887 (Europäische Totentanz-Vereinigung).

Im Jahr 1887 malte Weber eine nochmals aktualisierte Version in die Friedhofskapelle in Hertzen bei Rheinfeldern (Abb. 3).³⁶ Auf diese Weise ergab es sich, dass zeitweilig drei verschiedene Fassungen des Freiburger Totentanzes existierten: Das übermalte Original sowie Webers Freiburger und Hertener Kopien.

Keine vierzig Jahre nach seiner Übermalung war allerdings der Zustand des Freiburger Totentanzes bereits wieder so schlecht, dass der Stadtrat wiederum eine Erneuerung in Auftrag geben musste, welche dem Maler Sebastian Luz (1836-1898)³⁷ übertragen wurde. Nach einer genauen Untersuchung stellte dieser der weberschen Übermalung ein vernichtendes Urteil aus. Nach dem Befund von Luz hatte Weber weder auf die Zeichnung noch auf die Farben des Originals allzu große Rücksicht genommen: *Der Knochenmann war eine Abnormität, er hatte mindestens zwei Rippen zu viel.*³⁸ Luz entfernte im Jahr 1893 Webers Übermalungen und stellte das darunterliegende Original wieder her (Abb. 4).³⁹

Im Zuge der Restaurierung der Kapelle sollten auch die zwei Bilder in den Flachbogenfeldern über den Südfenstern wegen ihres schlechten Erhaltungszustands und geringen künstlerischen Wertes entfernt werden, wie Stadtrat Meess vorschlug. Für die Erhaltung sprach seiner Meinung nach lediglich ein *ironischer Zug, unter den Totentanz die Quacksalberbude [d. h. die Apotheke, Anm. J. F.] mit ihrem damaligen ungeheuerlichen Inhalt zur Darstellung zu bringen.*⁴⁰ Luz sprach sich hingegen für die Erhaltung aus, aber gegen eine Restaurierung wegen der vielen Zeichenfehler, die beizubehalten *kein Maler im Stande wäre.*⁴¹

Der Arbeit von Luz drohte allerdings nach gut zwanzig Jahren bereits wieder die Vernichtung, nachdem sich im Kriegsjahr 1916 Stadtrat Urban Tritscheler an Oberbürgermeister Thoma gewandt und den erneut schlechten Zustand des Totentanzes beklagt hatte.⁴² In seinem Antwortschreiben formulierte der Direktor der Städtischen Sammlungen, Max Wingenroth, die Auffassung: *Was den Totentanz betrifft, so ist die Frage die, ob eine Entfernung der nicht erfreulichen Lutzschen Uebermalung[!] möglichen Erfolg verspricht.*⁴³ Man beschloss schließlich, die Bilder lediglich auszubessern und betraute damit den Maler Otto Endres, welcher die Arbeiten im Herbst 1916 ausführte.⁴⁴ Eine gründliche Restaurierung unter Einbeziehung der Malerei auf der Giebelwand und des Innenraumes wurde schließlich durch den Städtischen Konservator Paul H. Hübner und den Kunstmaler Hanemann ab dem Jahr 1928 durchgeführt.⁴⁵

³⁶ Siehe dazu SIBYLLE ROHDICH: Der Hertener Totentanz, in: Das Markgräflerland I (2007), S. 28-36, mit Abb.; JOHANNES HELM: Die existierenden, verschwundenen und aufgegebenen Kirchen und Kapellen im Markgräflerland und in den angrenzenden Gebieten des ehemals vorderösterreichischen Breisgaues sowie des hochstiftbaselischen Amtes Schliengen. Versuch einer bau- und kunstgeschichtlichen Bestandsaufnahme, Müllheim 1986, S. 270-272.

³⁷ Zu Sebastian Luz vgl. JULIUS DIEFFENBACHER: Hebel-Illustratoren. Zur 150. Wiederkehr von Hebels Geburtstag, in: Schau-ins-Land 37 (1910), S. 1-62, hier S. 34-42; ferner HUBERT SCHIEL: Johann Baptist von Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts, Freiburg 1926, S. 164-171.

³⁸ Luz an Stadtrat, Oktober 1892, StadtAF, C3/16/3. Von Luz wissen wir auch, dass in den (mittleren) Zwickelbildern zwischen den Säulen der Vorhalle einst posaunenblasende Engel zu sehen waren, vgl. Vertrag zwischen Luz und der Stadt Freiburg vom 30.11.1892, ebd., sowie die Inschrift *Wachet und betet!*, vgl. FRIEDRICH SEYFARTH: Unser Freiburg und seine Umgebung, Freiburg 1914, S. 144. In den äußeren Zwickeln war rechts ein Gerippe mit Stundenglas und der Inschrift *Nec momentum / Superest* abgebildet, links eines mit erlöschender Fackel und dem Spruch *E unico / Halitu*, vgl. „Christliche Kunstblätter“ 179 [1880], S. 422.

³⁹ Abbildungen bei REICH (wie Anm. 2), S. 98-100; Ein Totentanz. Zwölf Bilder in der Vorhalle der St. Michaelskapelle auf dem alten Friedhof zu Freiburg i. B., Freiburg 1924.

⁴⁰ Meess an Stadtrat, 5.2.1895, StadtAF, C3/16/3.

⁴¹ Hochbauamt an Stadtrat, 20.2.1895, ebd.

⁴² Tritscheler an Oberbürgermeister, 1.4.1916, ebd.

⁴³ Wingenroth an Tritscheler, 8.4.1916, ebd.

⁴⁴ Beschluss des Stadtrats vom 12.7.1916 sowie Notiz vom 16.11.1916, ebd.

⁴⁵ Vgl. JOSEPH SCHLIPPE: Über Denkmalpflege des alten und Gestaltung des neuen Freiburg, in: Badische Heimat 16 (1929), S. 95-111, hier S. 108.



Abb. 4 Ausschnitt aus dem Freiburger Totentanz. Durch Sebastian Luz 1893 restaurierte Originalfassung, kriegszerstört (StadtAF, M 7032).

Der Fliegerangriff auf Freiburg am Abend des 27. November 1944 bedeutete den Anfang vom Ende des Totentanzes. Einige Bomben fielen auch auf den „Alten Friedhof“, wo sie zwar nicht die Kapelle direkt trafen, durch die Detonationen aber das Dach abgedeckt wurde und die Balken des Dachstuhls rissen. Bedingt durch den Mangel an Material war die Kapelle lange Zeit ungeschützt der Witterung ausgesetzt, was schließlich am 29. August 1945 zum Einsturz des Gebäudes und der Decke führte.⁴⁶ Zu diesem Zeitpunkt war der Totentanz durch eindringende Feuchtigkeit bereits unwiederbringlich zerstört.

Die Rettung des Totentanzes war allerdings auch deshalb nicht besonders forciert worden, weil man ihn aufgrund von Luz' *Entstellung* nicht mehr als besonders hochwertig angesehen hatte.⁴⁷ Es wird allerdings aus den Quellen nie ganz klar, ob diese *Entstellung* nun wirklich Luz

⁴⁶ Vgl. OB Brandel an Schlippe, 30.8.1945, StadtAF, K1/44 Nr. 896.

⁴⁷ Vgl. Protokoll der Stadtratssitzung vom 29.9.1948, StadtAF, C5/2450. Furtwängler spricht von Luz' Restaurierung als einer „entstellten Fälschung“, FURTWÄNGLER (wie Anm. 16), S. 44. Schlippe urteilte, dass der Totentanz durch eine radikale Renovierung von 1893 derart übermalt [war], dass die stilistischen Eigentümlichkeiten verwischt wurden, Schlippe an Prestel-Verlag München, 11.5.1956, Landesdenkmalamt Freiburg (LDA), Akte „Freiburg, Karlstraße 37-39, Alter Friedhof, hier: Friedhofskapelle“. Die Südwestdeutsche Volkszeitung (?) schließlich, hatte bereits 1947 nach einer Untersuchung des Totentanzes durch einen Kunstmaler berichtet: „Velte stellte fest, daß die von Lutz 1894 ausgeführte Renovierung den Simon Göser zugeschriebenen Totentanz ... völlig ent-

oder aber Endres oder Hanemann anzulasten ist. Allerdings war es in der Tat bereits vor der Abnahme von Luz' Arbeit zu *Mißlichkeiten* über deren Ausführung zwischen dem Maler und seinem Kollegen Fritz Geiges gekommen.⁴⁸

In den folgenden Jahren war an eine Erneuerung des Kunstwerks nicht zu denken, da zunächst einmal die Kapelle baulich wiederhergestellt werden musste. Trotzdem stellte man bereits Überlegungen an, welcher Künstler in welcher Weise dann schließlich die Ausführung vornehmen sollte. Zunächst dachte man an den Maler Theodor Kammerer, der dem Planungsamt Entwürfe für einen gänzlich neuen Totentanz vorlegte, welcher mit Sprüchen von Reinhold Schneider oder Eberhard Meckel versehen werden sollte.⁴⁹ In der Kunstkommission wurde Kammerers Entwurf allerdings abgelehnt. Joseph Schlippe schlug in diesem Zusammenhang vor, an der ebenfalls erneuerungsbedürftigen Giebelwand eine Allegorie des 27. November 1944 zu malen.⁵⁰ Auch in der Öffentlichkeit wurde lebhaft an der Diskussion Anteil genommen. Während Anton Müller in seiner Kolumne „Florentin, der Tagebüchler“ sich entschieden gegen eine Neufassung wandte,⁵¹ sah der Verfasser eines Leserbriefs hierin eine Chance, ein Mahnmal für die Bombennacht zu setzen.⁵² Über den Stand der Auseinandersetzung Ende 1955 berichtete Schlippe: *Wir hatten erst gedacht, das alte Thema in neuer Auffassung von einem modernen Künstler malen zu lassen, aber die eingereichten Arbeiten dieser Art waren verheerend. Die Anhänger einer neuzeitlichen Fassung meinten daraufhin, man solle lieber gar nichts malen. Aber die vox populi schreit nach dem uralten Thema mit den treuherzigen Versen, wie der Tod alle Stände, alle Lebensalter und beide Geschlechter sich holt.*⁵³

An verantwortlicher Stelle war inzwischen, zum Ärger von Kammerer,⁵⁴ eine Anfrage an den Münchener Professor Anton Marxmüller ergangen. Marxmüller sollte die ursprüngliche Fassung wiederherstellen und sandte ein Probestück nach Freiburg.⁵⁵ Anscheinend konnte aber auch dieser Entwurf nicht überzeugen, sodass die Angelegenheit mehrere Jahre ruhte. Erst im Jahr 1960 wurde das Thema wieder aufgegriffen. Denkmalpfleger Keller äußerte als Mitglied des Kunstausschusses seine Ansicht, dass für eine originalgetreue Wiederherstellung des Totentanzes ein geeigneter Maler am ehesten in Österreich – und hier speziell in Tirol – zu finden sei.⁵⁶ Schlippe wandte sich daraufhin an die dortigen Denkmalpfleger und stieß dabei auf den bereits sehr renommierten Innsbrucker Maler Wolfram Köberl (*1927). Gleichzeitig bekräftigte der Kunstausschuss sein Votum für die Rekonstruktion des Originals.⁵⁷ Dem stellte sich jedoch bald ein neues Problem entgegen: Durch das Einziehen einer Betondecke in die St. Michaelskapelle waren die Flächen für die zu malenden Bilder um etwa 10 Zentimeter in der Höhe beschnitten worden. Eine Rekonstruktion musste folglich den neuen Platzverhältnissen Rechnung tragen.⁵⁸ Es wurde nun der Freiburger Künstler Manfred Schmid ins Spiel gebracht,

wertet hatte, so daß sein Verlust nicht schwer wiegt“ (zit. nach einem Zeitungsausschnitt, EAF, Nachlass Hermann Ginter I, Nr. 231; laut Vermerk aus der Südwestdeutschen Volkszeitung [für christliche Politik und Kultur], 24.12.1947; dort nicht nachweisbar).

⁴⁸ Vgl. Hochbauamt an Stadtrat, 16.11.1893, StadtAF, C3/16/3.

⁴⁹ Planungsamt an Bürgermeisteramt, 17.3.1953 und 5.10.1953, StadtAF C5/2450.

⁵⁰ Protokoll der Sitzung vom 21.10.1953, ebd.

⁵¹ Badische Zeitung, 27./28.11.1954, Nr. 275.

⁵² *Hat unsere Generation nicht einen viel schaurigeren Totentanz erlebt, auch gerade hier in Freiburg? Würde eine darauf bezügliche Darstellung unseren Kindern und Enkeln nicht ein eindruckliches Menetekel sein, mehr als die mittelalterlichen Bilder?*, Freiburger Wochenbericht, 10./11.3.1955, Nr. 11.

⁵³ Schlippe an Wildermann, 22.12.1955, LDA, Akte „Freiburg - Friedhofskapelle“ (wie Anm. 47).

⁵⁴ Kammerer an OB Brandel, 30.9.1954, StadtAF, C5/2450.

⁵⁵ Anonymus an Marxmüller, 26.12.1955, LDA, Akte „Freiburg - Friedhofskapelle“ (wie Anm. 47). Es handelte sich höchstwahrscheinlich um jenes Bild, welches sich heutzutage im Vorraum der Nonnengruft im „Schwarzen Kloster“ befindet.

⁵⁶ Kunstausschuss-Sitzung vom 5.4.1960, StadtAF, C5/2450.

⁵⁷ Kunstausschuss-Sitzung vom 22.2.1961, ebd.

⁵⁸ Stadtbauamt an Bürgermeisteramt, 12.5.1961, ebd.

welcher die Krozinger Schlosskapelle restauriert hatte. Von Köberl kam währenddessen die Mitteilung, dass er nur zur Verfügung stünde, wenn *er sich nicht sklavisch an die fotografische Vorlage zu halten habe*.⁵⁹ In der Freiburger Öffentlichkeit war indessen der Unmut darüber groß geworden, dass sich in puncto Totentanz nichts tat, weil *snobistische Denkmalpfleger daran wenig Interesse* hätten.⁶⁰ Nachdem Köberl seinen Entwurf vorgelegt hatte, sprach sich der Kunstausschuss fast einstimmig für eine Vergabe des Auftrags an den Innsbrucker Maler aus. Dieser wurde auch beauftragt, die Giebelbemalung zu erneuern, *wobei er sich an das Alte halten sollte*.⁶¹

Als nach langen Jahren der Diskussion im Oktober 1963 der neue Totentanz nun endlich fertiggestellt war (Abb. 5), hatten sich in Freiburg offensichtlich auch die Gegner einer Neufassung mit dem Ergebnis versöhnt. In der Presse finden sich jedenfalls nur positive Bewertungen von Köberls Werk.⁶² Ein Kommentator schrieb: *Freilich tönt diese Melodie des Todes anders als vor der jähen Zerstörung. Was der junge Innsbrucker hier geschaffen hat, läßt erkennen, daß der Maler seine Aufgabe mit viel Einfühlungsvermögen erfüllt hat*.⁶³

Die Bemalung an der südlichen Giebelwand

Die vom Zahn der Zeit ebenfalls sehr mitgenommene Giebelbemalung blieb vorerst unberücksichtigt. Köberl fertigte zwar einen Entwurf an *in freier Anlehnung und Abwandlung des bisherigen Themas der nahezu zerstörten Wandmalerei*,⁶⁴ führte ihn allerdings aus unbekanntem Gründen nicht aus. Der Kunstmaler Manfred Schmid erstellte schließlich im Jahre 1967 ein Gutachten über den Zustand des Giebelgemäldes. Darin konstatierte er, dass die derzeitige Fassung auf eine Putzschicht von Anfang des 19. Jahrhunderts gemalt worden war.⁶⁵

Es ist allerdings zu vermuten, dass sich auf dieser (oberen) Putzschicht zuerst noch eine etwas anders gestaltete Malerei befand. Für eine solche Bemalung, wohl in Zusammenhang mit dem Einbau einer Uhr, spricht ein vermutlich um etwa 1800 herum verfasstes Gedicht des Freiburger Dichters Ignaz Felner (1754-1825),⁶⁶ welches sich auf die Giebelbemalung bezieht: *Willkommen mit den neuen Bildern / geliebter Gottesacker Du! / Da sie des Todes Schrecken mildern / bringt deine Malerey mir Ruh*. Dieses Gedicht erwähnt neben den bereits eingangs beschriebenen Motiven der Giebelbemalung u. a. noch eine Lampe, Kreuz und Anker (Symbole für Glaube und Hoffnung) sowie die Palme als Siegeszeichen.

Falls die genannten *neuen Bilder* tatsächlich erst gegen Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden sein sollten, so stünde diese Bemalung wohl in Zusammenhang mit einer Aufwertung des Friedhofs seitens der Stadt zu jener Zeit, die Ausdruck einer gewandelten Friedhofskultur war, in welcher der Gräberbesuch eine zusehends wichtige Rolle spielte.⁶⁷

⁵⁹ Kunstausschuss-Sitzungen vom 27.10.1961 und 21.2.1962, ebd.

⁶⁰ Freiburger Stadtanzeiger, 9.11.1962, Nr. 255.

⁶¹ Kunstausschuss-Sitzung vom 9.11.1962, StadtAF, C5/2450.

⁶² Vgl. z. B. Badische Zeitung, 2./3.11.1963, Nr. 254; Allgemeine Zeitung/Freiburger Rundschau, 6.11.1963, Nr. 257.

⁶³ Badische Volkszeitung, 31.10.1964, Nr. 253.

⁶⁴ Stadtbauamt an Bürgermeisteramt, 14.6.1966, StadtAF, C5/2451; Köberls Entwurf ebd.

⁶⁵ Gutachten vom 17.12.1967, ebd.

⁶⁶ IGNAZ FELNER: Gedanken auf dem Gottesacker, bey dem Anblicke der Malereyen an der Stirnwand der Gottesackerkirche zu Freyburg, Freiburg, ca. 1800 (Universitätsbibliothek Freiburg i. Br., E 5871,mi-1/43); urn:nbn:de:bsz:25-digilib-2633565669. Zu Ignaz Felner siehe ROLF MAX KULLY: Der Freiburger Dichter Ignaz Andreas Anton Felner, in: Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800, hg. von ACHIM AURNHAMMER (Literarisches Leben im deutschen Südwesten von der Aufklärung bis zur Moderne 1), Freiburg 2002, S. 413-435.

⁶⁷ Ignaz Felner schrieb um jene Zeit: *Durch die Güte des Magistrates, durch die Wohlthätigkeit der Bürger, und durch die rastlose Verwendung des Herrn Schaffners gewinnt unser Gottes-Acker mit jedem Jahre einen schöne-*



Abb. 5 Ausschnitt aus dem Freiburger Totentanz. Fassung von Wolfram Köberl aus dem Jahr 1963 (Europäische Totentanz-Vereinigung).

Vermutlich wurde diese Malerei durch die Restaurierung von Dominik Weber im Jahr 1856 verändert, als er das Zifferblatt der Uhr dem nach einer Reparatur um die Hälfte verkleinerten Zeiger anpassen sollte (Abb. 6).⁶⁸ So wurde z. B. dem einen Gerippe statt der *blanken Hippe*⁶⁹ ein Anker als Symbol der Hoffnung beigegeben.⁷⁰ Diese Malerei war größtenteils unverändert bis Ende der 1960er-Jahre zu sehen. Unter dieser Putzschicht befand sich noch das Original, eine Scheinfassade aus dem 18. Jahrhundert, welche in den folgenden Jahren nach Abschlagen der oberen Putzschicht freigelegt und restauriert werden konnte und die heutzutage zu sehen ist (Abb. 7).⁷¹ Die „Badische Zeitung“ schrieb im Juni 1970 zum endgültigen Abschluss der Restaurierungsarbeiten: „Die Außenfassade der St.-Michaels-Kapelle sieht gegenwärtig wie-

ren und freundlicheren Anblick. Die Besuche dieses Ortes werden immer zahlreicher, und hiemit das Andenken an die Abgeschiedenen, und an das Ende unserer Tage, IGNAZ FELNER: Gedanken und Empfindungen auf dem Gottesacker, Hadamar 1808, S. V.

⁶⁸ Vgl. Stiftungsvorstand an Weber, 12.5.1856, und Stiftungsvorstand an Uhrmacher Kubartz (?), 16.6.1856, EAF, B81/3817.

⁶⁹ Vgl. FELNER (wie Anm. 66).

⁷⁰ Dies ist auf einer Postkarte (gelaufen 1909), welche sich im Besitz des Verfassers befindet, deutlich erkennbar. Auch auf der Fotografie bei POINSIGNON (wie Anm. 25), S. 1, ist dieser Anker zu erkennen. Spätestens durch die Restaurierung im Jahr 1928 wurde die originale Sense wiederhergestellt.

⁷¹ Badische Zeitung, 23.6.1970, Nr. 140.



Abb. 6 Giebelfront der St. Michaelskapelle mit der vermutlich im 19. Jahrhundert entstandenen Bemalung. 1944 beschädigt und Überreste um 1970 entfernt (aus: REICH [wie Anm. 2], S. 85).



Abb. 7 Heutige Ansicht der Fassade mit der 1970 rekonstruierten Originalbemalung aus dem 18. Jahrhundert (Aufnahme Faller 2008).

der so aus, wie sie der Besucher des Alten Friedhofs im 18. Jahrhundert zumindest für einige Zeit gesehen hat.⁷²

Dem heutigen Betrachter bieten sich folglich drei entstehungsgeschichtlich voneinander verschiedene Malereien an der Südseite der St. Michaelskapelle dar: die originalen, wenn auch ausgebesserten Bilder in den Flachbogenfeldern, die vermutlich etwas jüngere Giebelwandbemalung als getreue Rekonstruktion der ursprünglichen Fassung und schließlich der Totentanz in einer ganz neuen Version in Anlehnung an die ursprüngliche.

⁷² Ebd.

Frühstück oder Fastenmahl – Zur ikonografischen Neubewertung eines Gemäldes von Johann Christian Wentzinger

(mit einem Exkurs zur Freiburger Fastnacht der Barockzeit)¹

Zum 75-jährigen Bestehen der Breisgauer Narrenzunft 1934-2009

Von
PETER KALCHTHALER

Die Städtischen Sammlungen Freiburg erwarben am 7. Dezember 1936 von dem Freiburger Antiquar Matthias Göhringer ein Gemälde Johann Christian Wentzingers, das sich zuvor in Breisgauer Privatbesitz befunden hatte (Abb. 1).² Das in Öl auf Leinwand gemalte, 49,5 cm hohe und 123 cm breite Bild ist eines der wenigen eigenhändig signierten und datierten Gemälde der Künstler: Der Kasten in der linken Bildhälfte trägt an der Vorderkante die fragmentarisch erhaltene Beschriftung „J. C. Wen...ger 1753“. Das Bild ist vor dem Verkauf an die Museen stark gereinigt worden. Die Farbe ist stellenweise bis auf die Grundierung mit rotem Bolus abgerieben, die an einigen Stellen durchscheint. Dabei wurde offensichtlich auch ein Teil des Namenszuges gelöscht. Das breite Format legt die Verwendung als Sopraporte nahe. Mehrere solcher über den Türen seines eigenen Hauses angebrachte Gemälde sind in Wentzingers Nachlass verzeichnet.³

Zunächst sei ausgehend von der Signatur auf dem Gemälde Stellung zum immer wieder aufflammenden, gleichwohl müßigen Streit um die Schreibweise von Wentzingers Nachnamen bezogen. Beide Schreibweisen – „Wenzinger“ wie „Wentzinger“ – waren den Zeitgenossen geläufig. Wentzinger selbst schrieb sich in allen erhaltenen Autografen eindeutig als „Wentzinger“, das heißt mit ligiertem „tz“. Den zweiten Vornamen „Johann“ stellte Wentzinger seinem Taufnamen Christian seit Mitte der 1740er-Jahre voran.⁴

Die seit dem Ausbau von Wentzingers Wohnhaus „Zum Schönen Eck“ zum Museum für Stadtgeschichte in zahlreichen Publikationen verwendete Schreibweise „Wentzingerhaus“ und die konsequente Benutzung der Version mit „tz“ durch Museum und Stiftungsverwaltung Freiburg hat Kritik provoziert, die teilweise in Leserbriefen und Beiträgen in der Badischen Zeitung⁵ zum Ausdruck kam. Am deutlichsten äußerte sich Paul René Zander, zuletzt 1997 in sei-

¹ Der Aufsatz ist die überarbeitete und ergänzte Version eines Beitrags, der erschienen ist in: *Curiositas*, Festschrift für Dr. Franz Hundsnurscher, hg. von KARL-HEINZ BRAUN und CHRISTOPH SCHMIDER, Freiburg 1998, S. 71-77.

² Zum Erwerb siehe *Oberrheinische Kunst* 8 (1939), S. 194f. (mit Abb.). Das Gemälde hat die Inv.-Nr. M 36/4.

³ Hierzu PETER PAUL ALBERT: Christian Wentzingers letzter Wille und Nachlaß, in: *Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins* 41 (1928), S. 53-100, hier S. 84f.: 307. 2 *gemalte Subort*; 308. 1 *Subort-Gemälde*; ... 339. 1 *dito (Gemälde) Subort*.

⁴ INGEBORG KRUMMER-SCHROTH: Johann Christian Wentzinger. Bildhauer. Maler. Architekt 1710-1797, Freiburg 1987, S. 9. Erstmals verwendete Wentzinger beide Vornamen im Vertrag zum Rodt'schen Grabmal im Jahr 1743.

⁵ REINHARD LEBNER: „Wen(t)zinger. Winziges ‚t‘“ (Glosse „Übrigens“), in: *Badische Zeitung* vom 23.11.1987; PAUL RENÉ ZANDER: „Wenzinger alias Wentzinger. Schreibweise ist ein Humbug“, Leserbrief in der *Badischen Zeitung* vom 2.9.1992.



Abb. 1 Johann Christian Wentzinger: Fastnacht- und Fastenspeisen, Ölgemälde auf Leinwand 49,5 x 123 cm, signiert und datiert „J.C. Wentzinger 1753“ (Augustinermuseum Freiburg, Inv.-Nr. M 36/4; Aufnahme Vieser).

nem Führer zum Ebnetter Schloss.⁶ Seinen Äußerungen muss ausdrücklich widersprochen werden, denn keineswegs geht die Schreibweise „Wentzinger“ erst auf die 1987 erschienene Wentzinger-Monografie von Ingeborg Krummer-Schroth zurück, sondern wurde schon 1928 von dem Freiburger Stadtarchivar Peter Paul Albert ins Gespräch gebracht: „Bei allen mir zu Gesicht gekommenen eigenhändigen Unterschriften hat der Künstler seinen Namen mit „tz“ geschrieben und verdient diese Schreibung, da der Träger eines Namens allein bestimmend dafür ist, entschieden den Vorzug vor der durch seinen zeitgenössischen Lobredner Heinrich Sautier (1746-1810) nach der grundsatzlosen Rechtschreibung seiner Zeit eingeführten Form Wenzinger.“⁷ Auch Hermann Brommer hat in dieser Zeitschrift schon 1965 angemerkt, dass Wentzin-

⁶ PAUL RENÉ ZANDER: Das Rokokoschloß Ebnet bei Freiburg i.Br. (Schnell, Kunstführer Nr. 2256), Regensburg 1997, S. 14: „Die seit 1987 in Freiburg favorisierte Namensänderung in ‚Johann Christian Wentzinger‘ soll hier nicht übernommen werden.“

⁷ ALBERT (wie Anm. 3.), S. 53, Anm. 1.



ger seinen Namen stets mit „tz“ schrieb und in der Mehrzahl der Quellen diese Namensform vorkommt.⁸ Wentzingers Zeitgenossen schrieben seinen Nachnamen tatsächlich häufig ohne das „t“. Den Namen seines Vaters im Eintrag vom 16. Dezember 1710⁹ im Taufbuch der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Kirchhofen, zu der Wentzingers Geburtsort Ehrenstetten gehörte, kann man zwar als „*Joachim Wentzinger*“ lesen, im Sterbebuch der Freiburger Münsterpfarre ist der am 1. Juli 1797 verstorbene Künstler jedoch eindeutig als „*Wenzinger, Christian. Kunstmahler und Bildhauer*“ vermerkt. Die von seinem Freund Heinrich Sautier verfasste Grabin-

⁸ HERMANN BROMMER: Die Verwandten Johann Christian Wentzingers. Ein Beitrag zur Biographie des Freiburger Barockbildhauers, in: *Schau-ins-Land* 83 (1965), S. 149-175.

⁹ Das archivalisch nicht belegte Geburtsdatum Wentzingers, der 10. Dezember 1710, ist neuerdings bezweifelt worden – u. a. von ZANDER (wie Anm. 6) –, da die für den 16. Dezember dokumentierte Taufe ungewöhnlich lange nach der Geburt läge. Andererseits gibt es keinen Grund, die Angaben von Heinrich Sautier in Zweifel zu ziehen, der dieses Datum in der Grabinschrift nennt, die er für den Freund entworfen hat.

schrift verzichtet ebenso auf das „t“ wie Sautiers 1798 veröffentlichtes langes biografisches Gedicht auf den Künstler und Stifter.¹⁰

Verschiedene Schreibweisen eines Namens sind in der Barockzeit allerdings durchaus verbreitet. Wentzingers Zeitgenosse, der Salemer Klosterbildhauer Joseph Anton Feuchtmayer sei hier beispielhaft angeführt. Er wird auch in den Schreibweisen Feichtmair und Feichtmayr geführt. In einer Zeit ohne staatliche Personaldokumente wurden Namen nach Gehör wiedergegeben. Es ist daher vollkommen legitim, den Künstler so zu schreiben, wie er sich offenbar selber geschrieben hat, ohne dass die alternative Schreibweise deshalb grundlegend falsch wäre.

Der nicht vollständig lesbare Namenszug Wentzingers auf dem Rand der links im Bild stehenden Kiste darf aufgrund der Schreibweise als eigenhändig gelten, entspricht er doch den zahlreichen eigenhändigen Unterschriften des Künstlers, etwa auf dem Antrag zur Aufnahme als *cives academicus* der Universität vom 25. Januar 1754¹¹ oder auf dem Umschlag und den Zusätzen zum Testament¹². Dementsprechend lautete die ursprüngliche Signatur mit Sicherheit „J. C. Wentzinger 1753“.

Das Gemälde ist seit seinem Erwerb durch das Augustinermuseum mehrfach publiziert worden.¹³ Der Katalog zur Freiburger Jubiläumsausstellung im Jahr 1970 beschreibt das Bild als eines von zwei „Küchenstillleben“ wie folgt: „A Zeigt auf schräg und kurvig ins Bild gesetztem Tisch einen Fettklumpen mit Küchenmesser, Eierkorb und Pfanne, Schinken, Schnapsflasche und Weinkrüge, Schnecken sowie Fische für ein leckeres Freiburger Frühstück oder ‚Vesper‘.“ Als „Frühstücksstillleben“ ist das Bild auch im Katalog der Bruchsaler Barockausstellung 1981 bezeichnet und – im Detail ungenau – beschrieben: „Auf einem Kasten und einer Anrichte Flaschen, Teller und Krug, Käse, Brot, Fische, Eier und Obst.“ In Ingeborg Krummer-Schroths Monografie zu Wentzinger wird das Gemälde zutreffender geschildert:¹⁴ „Das ‚Frühstücksstillleben‘ hat links unten an dem braunen Hocker oder einer Kiste die Signatur J. C. Wenz..ger 1753. Darüber auf der Platte steht ein angeschnittener weißer Talgklumpen, über dem ein Messer liegt. Daneben steht eine Schnapsflasche aus braunem Steinzeug und dahinter eine Bierkanne mit Zinndeckel. Auf dem danebenstehenden, merkwürdig geschwungenen Tisch liegen locker beieinander: ein Zinnteller mit Spiegeleiern und Eierschalen, ein gelblicher geflochtener Korb mit Eiern, davor mehrere Fische, ein rosiger gekochter Schinken, mehrere gefüllte Schnecken um ein umgekipptes Weinkrüge aus Fayence.“

Ähnlich in Zusammenstellung und Komposition der Gegenstände, aber straffer und weniger „impressionistisch“ in der Malweise zeigt sich das 1942 ebenfalls beim Antiquar Göhringer erworbene „Küchenstillleben“ mit annähernd gleichen Maßen.¹⁵ Im Zusammenhang mit den beiden Sopraporten wird auch ein drittes, kleineres Gemälde im Augustinermuseum genannt, das 1963 angekauft wurde und einen Kalbskopf mit einem Teller Schnecken zeigt.¹⁶ Die Malweise erinnert eher an das zweite „Küchenstillleben“ als an das „Frühstücksbild“. Der im Folgenden

¹⁰ HEINRICH SAUTIER: Grabschriften auf H. Stadtrath Christian Wenzinger, in: Die Philanthropen von Freyburg oder die Stifter und Wohlthäter der Hauptstadt Freyburg im Breisgau und der Albertinischen Hohenschule, Freiburg 1798, S. 251-257.

¹¹ Universitätsarchiv Freiburg, IV c Akad. Bürgerrecht. Das bei KRUMMER-SCHROTH (wie Anm. 4), S. 259, noch als „seit 1962 unauffindbar“ verzeichnete Dokument ist zwischenzeitlich wieder aufgetaucht.

¹² GLA, Abt. 200/2489, Blatt 55-57, jeweils mit eigenhändigem Namenszug.

¹³ Oberrheinische Kunst (wie Anm. 2); Johann Christian Wenzinger, Katalog zur Ausstellung im Augustinermuseum, Freiburg 1960, S. 15f., Kat.-Nr. 29; Kunstepochen der Stadt Freiburg, Katalog zur Ausstellung im Augustinermuseum Freiburg vom 24.5.-26.7.1970, Freiburg 1970, S. 320f., Kat.-Nr. 408; Barock in Baden-Württemberg, Bd. 1, Katalog zur Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe im Schloß Bruchsal vom 27.6.-25.10.1981, Karlsruhe 1981, S. 129, Kat.-Nr. A 103 (mit S/W-Abb.).

¹⁴ KRUMMER-SCHROTH (wie Anm. 4), S. 43 und 278, Kat.-Nr. 10, Abb. 79.

¹⁵ Ebd., S. 43 und S. 296, Kat.-Nr. 29, Abb. 80, Inv.-Nr. M 42/1.

¹⁶ Ebd., S. 43f. und S. 296, Kat.-Nr. 30, Abb. 81, Inv.-Nr. M 63/3.

geschilderte ikonografische Sinngehalt, nicht zu reden von der Malweise und der Signatur, unterscheidet das „Frühstücksstilleben“ so stark von dem bisher immer in Verbindung genannten „Küchenstilleben“, dass eine Verknüpfung der beiden Sopraporten im Sinne von zusammengehörigen „Gegenstücken“¹⁷ endgültig auszuschließen sein wird.

Bei genauerer Betrachtung zeigen sich im Detail Unstimmigkeiten zwischen dem tatsächlichen Bestand im „Frühstücksstilleben“ und seinen bisherigen Beschreibungen. Die eigentümliche Zusammenstellung der Nahrungsmittel und der den Flaschen und Krügen zuzuordnenden Getränke bzw. die Art der Darstellung dieser Trinkgefäße wirft einige Fragen auf. Im Vorfeld einer Ausstellung zum 200. Todestag Wentzingers wurde die Ikonografie des „Frühstücksstillebens“ genauer in Augenschein genommen.¹⁸ Dabei ergaben sich Erkenntnisse für die Neuinterpretation des Gemäldes, die hier dargelegt werden sollen.

Zunächst fällt auf, dass sich die im Bild verteilten Gegenstände beiderseits einer von links unten nach rechts oben verlaufenden Diagonale anordnen. Oberhalb der Diagonale finden sich in der linken Bildhälfte: Bierkrug und Schnapsflasche, Fettklumpen mit Messer, Eier aufgeschlagen im Teller und ganze Eier im Korb. Unterhalb der Diagonale sind rechts zu sehen: Fische – wohl Heringe –, zum Verzehr vorbereitete, gefüllte Weinbergschnecken und das auf den Kopf gestellte Weinkrügler. Der bisher als Schinken – im Bruchsaler Katalog¹⁹ als „Brot“ – gedeutete große Gegenstand unterhalb des Eierkorbes erweist sich bei näherem Hinsehen als Teil eines großen Fisches, vielleicht eines Lachses oder Karpfens, der quer durchgeschnitten mit der Schnittfläche dem Betrachter zugewandt ist. Nach links sind die Bauchlappen, nach rechts der Rücken mit einem Teil der Rückenflosse zu sehen. Auch die durchschnittene Mittelgräte ist erkennbar. Damit lassen sich die Nahrungsmittel und Gegenstände in zwei eindeutig zusammengehörige Gruppen ordnen.

Fett und Eier können im Zusammenhang mit der Fastnacht gesehen werden, an denen gerade diese Nahrungsmittel extensiv konsumiert wurden. In der schwäbisch-alemannischen Fasnet wird noch heute der Donnerstag vor dem Fastnachtssonntag als „Schmutziger Dunschdig“ bezeichnet.²⁰ Das darin enthaltene Wort „Schmotz“ oder „Schmutz“ ist eine alemannische Bezeichnung für Schmalz, der Tag heißt auch „fetter, schmalziger, feister Donnerstag“. Der im romanischen Sprachraum als „mardi gras“ oder „martedi grasso“ bekannte Fastnachtsdienstag verweist ebenfalls auf das Fett, in dem man hierzulande die Fasnetsküchle ausbackt. Zur Herstellung dieser typischen Fastnachtskrapfen benötigt man ferner eine ungewöhnlich große Anzahl von Eiern.

Beides – Fett wie Eier – durfte in der auf die Fastnacht folgenden Fastenzeit nur eingeschränkt konsumiert werden. Rein wirtschaftlich gesehen diente das ausgedehnte Fressen und Saufen zur Fastnacht dem Verzehr von Vorräten, die in der Fastenzeit nicht weiter abgebaut werden durften. Eine weitere Bezeichnung für den Donnerstag vor Fastnacht ist konsequenterweise auch „Eierdonnerstag“.²¹ Erst an Ostern war der Genuss von Eiern, Fett und Fleisch wieder gestattet. Der im Lauf des vierwöchigen Fastens angesammelte Eierüberschuss konnte mithilfe der zahlreichen Eierbräuche zu Ostern abgebaut werden.²² Zu den an Fastnacht üblichen Essgewohnheiten kam der exzessive Genuss alkoholischer Getränke hinzu, für die

¹⁷ So z.B. in Barock in Baden-Württemberg (wie Anm. 13).

¹⁸ „Johann Christian Wentzinger 1710-1797. Dokumente und Entwürfe“, Ausstellung des Museums für Stadtgeschichte im Wentzingerhaus Freiburg vom 11.12.1997-1.2.1998 (siehe Augustinermuseum Jahresbericht 1997-1999, Freiburg 2000, S. 13).

¹⁹ Barock in Baden-Württemberg (wie Anm. 13).

²⁰ WERNER MEZGER: Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur (Konstanzer Bibliothek 15), Konstanz 1989, S. 16.

²¹ Ebd., S. 16, dort Anm. 51.

²² Ebd., S. 489f.

Bierkrug, Schnapsflasche und im gegenüberliegenden Bildteil der kleine Weinkrug – dieser allerdings als Gegenbild – stehen.

Den Gegensatz zu Fett und Eiern als Fastnachtsschmaus bilden Fische und Schnecken²³ als typische Fastenspeisen.²⁴ Einen Freiburger Beleg liefern die Rechnungsbücher des Heiliggeistspitals, in denen jeweils während der Fastenzeit zwischen Februar und April sinkende Einkäufe von Fleisch, dagegen steigende Ausgaben für frischen („grünen“) und getrockneten Fisch sowie für Schnecken und Froschschenkel verzeichnet sind.²⁵ Das Einnahmen- und Ausgabenbuch von 1605/1606 nennt in der Zeit zwischen dem 11. Februar und Karfreitag, dem 24. März 1606, nur Ausgaben für Karpfen, Rochen, Bücklinge und Heringe. Erst auf Ostersonntag, dem 26. März, wurden ein Kalb gekauft und drei Schweine geschlachtet.²⁶

Das „Brod-, Wein- und Kuchelregister“ von 1776 verzeichnet für den Monat April (Ostersonntag war am 7. April) den Einkauf von 1.600 Stück Schnecken, für den Mai noch 400 und für die vorweihnachtliche Fastenzeit im Dezember 1.700. In den restlichen Monaten des Jahres finden sich keine Ausgaben für Schnecken. Das Register hält auch das System der damals bestehenden fünf Verpflegungsklassen fest. Unterschiede bestanden in Menge, Vielseitigkeit und Art der Lebensmittel. Die Herrenpfündner erhielten beispielsweise mittags durchweg ein viergängiges Menu, bestehend aus Suppe, einem (meist gekochten) Fleischgericht, Gemüse oder Hülsenfrüchte mit Fleischeinlage und einem weiteren Fleischgang. An Fastentagen gab es mittags Fisch verschiedenster Art, Schnecken oder Froschschenkel, abgeschmälzte Nudeln oder Klöße, Kuchlein, Salat und Obst.²⁷

Mit dem Essen eines sauren Herings endet im Fastnachtsbrauchtum noch heute vielerorts der Kehraus am Abend des Fastnachtdienstag. Fisch- und Schneckenessen leiten am Aschermittwoch die Fastenzeit ein.²⁸ Für Überlingen ist ein „Schneckenball“ als Aschermittwochsbrauch überliefert.²⁹ Mehrere Narrengestalten der alemannischen Fasnet zeigen Schneckenhäuschen als Teil der Verkleidung. So sind dem Dreispitz der „Elzacher Schuddig“ Schneckenhäuschen aufgenäht, und beim „Schneckehüüsli-Narro“ in Zell am Harmersbach ist das ganze Häs mit Schneckenhäuschen besetzt. Inwieweit hier eine Verbindung dieses Narrenschmucks zur Fastenspeise besteht oder ob die leeren Schneckenhäusle lediglich als kostengünstiger Schel-
lenersatz dienten, kann diskutiert werden.³⁰ Nicht außer acht lassen darf man beim Narren-

²³ ALFONS WIESINGER: *Narrenschaus und Fastenspeise im schwäbisch-alemannischen Raum*, Konstanz 1980, S. 42ff.

²⁴ Zu Fastenspeisen siehe auch KONRAD KÖSTLIN/MARTIN SCHARFE: *Heischebräuche*, in: *Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung (Volksleben 12)*, Tübingen 1966, S. 156-195, hier S. 166f. mit Anm. 311.

²⁵ Zum Beispiel im Rechnungsbuch des Heiliggeistspitals von 1704, Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), E1 B IIc 1: *Außgaab Geltt umb Grienen Fisch und Außgaab Geltt umb Häring, Schnecken Stockfisch und Fröschen Schänckelin*.

²⁶ StadtAF, E1 B IIc 1, abgedruckt bei SEBASTIAN BOCK: *Die Geschichte des Heiliggeistspitals und der Heiliggeistspitalstiftung Freiburg im Breisgau*, Freiburg 2005, S. 321-334, hier S. 329f.

²⁷ StadtAF, E1 B IIc 1, abgedruckt bei BOCK (wie Anm. 26), S. 338-345.

²⁸ BERNHARD LOSCH: *Anfangs- und Abschlussbräuche*, in: *Dörfliche Fasnacht* (wie Anm. 24), S. 82-155, hier S. 141; WIESINGER (wie Anm. 23), S. 42.

²⁹ DIETER H. STOLZ: *Die Fasnacht in Überlingen*, in: *Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung (Volksleben 18)*, Tübingen 1967, S. 65-105, hier S. 80 und 103.

³⁰ Zur Gestalt des Schuddig siehe PETER MÜLLER: *„Sie stammen von den alten Germanen ab ...“*. Zu Wandel und Deutung der Schuddiggestalt, in: *s'Eige zeige'*. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 2 (1988), S. 35-57.

gewand dagegen die Funktion der Schnecke als Lasterattribut, in diesem Fall der Todsünde *Accidia* (= Trägheit), gleichbedeutend mit dem Esel, dessen Ohren schon der spätmittelalterliche „Standardnarr“ an seiner Kappe trägt.³¹

In die Fastenikonografie fügt sich in Wentzingers Gemälde auch das umgedrehte Krügle, aus dem man keinen Wein mehr trinken kann, denn der Alkoholgenuss ist zur Fastenzeit ebenso verboten wie Fleisch und Eier. Die scherzhaft verbreitete volkstümliche Herleitung des Wortes „Karneval“ vom lateinischen „*carne vale*“ (= Fleisch leb' wohl!) verleiht diesen Verboten Ausdruck.³²

In der Neuzeit setzten sich die seit dem Mittelalter überlieferten kirchlichen Bräuche fort, in denen die Fastnachtszeit als ausgelassenes Fest vor die strenge Fastenzeit mit der Besinnung auf das Leiden des Herrn gesetzt wurde. So erweist sich Wentzingers scheinbar harmloses „Frühstücksstillleben“ als komplexe Darstellung des Gegensatzes Karneval und Fasten, wie ihn zahlreiche Darstellungen – allen voran Pieter Breughels berühmtes Tafelbild „Kampf des Karnevals gegen die Fasten“ von 1559 im Kunsthistorischen Museum Wien – vertreten (Abb. 2 und 3).³³

Auch dort spielen die gegensätzlichen Speisen eine große Rolle: Die fette Fastnacht reitet vom Wirtshaus her auf einem Fass, trägt eine Pastete als Helm und einen Bratspieß mit Spanferkelkopf und Hähnchen als Waffe. Die Begleiter der Fastnacht führen Waffeln, Krapfen und Eier mit sich. In der Bildmitte backt eine Frau am offenen Feuer Waffeln mit einem Waffeleisen, vor sich eine Schüssel mit Eiern und um sich verstreut Eierschalen. Die magere Fastenzeit bringt Brezeln und Fastenwähen, Fische und die den Schnecken als Fleischersatz gleichzusetzenden Miesmuscheln. Dem Maskentreiben und Betrieb in der Wirtschaft stehen der Kirchgang und die guten Werke für die Armen gegenüber, der Fastnachtsmusik mit allerlei Lärminstrumenten die Holzklappern im Begleitzug der Fastenzeit. Breughels Gemälde ist eine Mischung aus allegorischer Darstellung und der Dokumentation tatsächlicher Bräuche zur Fastnachtszeit und deckt sich mit dem Inhalt vieler Fastnachtsspiele. In Freiburg etwa führten zur Fastnacht 1640 Zöglinge des Freiburger Jesuitengymnasiums den Kampf des Karnevals gegen die Fastenzeit als Theaterstück auf.³⁴

Ein zu Wentzingers Sopraporte nahezu zeitgenössisches Beispiel eines Bildpaares, das Fastnachts- und Fastenspeise einander gegenüberstellt, hat der Franzose Jean-Baptiste-Siméon Chardin 1731 gemalt (Abb. 4/5). Es befindet sich seit 1852 im Musée du Louvre in Paris.³⁵ Zwischen allerlei Küchengerät sind hier einerseits Rindfleisch, Nieren und Weinflaschen, andererseits Makrelen und Eier – sie gelten im Frankreich des 18. Jahrhunderts als Fastenspeise – gezeigt. Arrangement und Farbigkeit ähneln der Komposition Wentzingers so stark, dass man

³¹ Zur Geschichte und Gestalt sowie zu den Attributen des Standardnarren siehe WERNER MEZGER u. a.: Narren, Schellen und Marotten. Elf Beiträge zur Narrenidee (Kulturgeschichtliche Forschungen 3), Remscheid 1984; Mezger (wie Anm. 20); speziell zu Freiburg siehe PETER KALCHTHALER: Der Freiburger Münsternarr. Betrachtungen zur Narrenidee im Mittelalter, in: Fasnacht, Fasnet, Carnaval im Dreiland, hg. von DOMINIK WUNDERLIN, Basel 2005, S. 8-15.

³² Karneval leitet sich ab von „*carnislevamen*“/„*carnelevare*“ = Fleischwegnahme, hierzu MEZGER (wie Anm. 20), S. 12.

³³ Kunsthistorisches Museum Wien, Gemäldegalerie Inv.-Nr. 1016. Hierzu MEZGER (wie Anm. 20), S. 469ff.; SIEGFRIED WAGNER: Der Kampf des Fastens gegen die Fastnacht. Zur Geschichte der Mäßigung (Kulturgeschichtliche Forschungen 5), München 1986; ALEXANDER WIED: Breughel. Der Kampf zwischen Fasching und Fasten, Mailand 1996.

³⁴ ROLF SÜB: Zur Geschichte und Gegenwart der Freiburger Fasnacht, in: Masken (wie Anm. 29), S. 107-133, hier S. 112.

³⁵ Chardin. Katalog zur Ausstellung in Paris, Düsseldorf, London und New York 1999/2000, hier: Katalog zur Ausstellung in der Royal Academy of Arts London vom 11.3.-29.5.2000, Paris/London/New York 2000, S. 176ff., Kat.-Nr. 29 und 30.



Abb. 2 Frauen bereiten Fische als Fastenspeise zu. Ausschnitt aus dem Gemälde „Kampf des Karnevals gegen die Fasten“ von Pieter Breughel d. Ä., 1559 (Kunsthistorisches Museum Wien).



Abb. 3 Zubereitung von Fastnachtswaffeln mit Eiern. Ausschnitt aus dem Gemälde „Kampf des Karnevals gegen die Fasten“ von Pieter Breughel d. Ä., 1559 (Kunsthistorisches Museum Wien).



Abb. 4/5 Jean-Baptiste Siméon Chardin: Das Fastenmahl und das Fastnachtsmahl, Öl auf Leinwand, signiert und datiert 1731 (Paris Musée du Louvre, Repro nach Ausstellungskatalog London [wie Anm. 35]).

fast geneigt ist, eine Kenntnis von Chardins Gemälden oder vergleichbarer Werke von seiten Wentzingers anzunehmen. Immerhin soll sich Wentzinger zwischen 1735 und 1737 in Paris aufgehalten haben.³⁶

Exkurs: Freiburger Fastnacht im 18. Jahrhundert

Zu Zeiten Wentzingers gab es in Freiburg noch keine alemannische Volksfastnacht, die hier erst vor 75 Jahren eingeführt wurde.³⁷ Die Fastnacht fand in der vorderösterreichischen Hauptstadt vorwiegend in Festsälen und Lokalen statt, wo sich Bürger und Adel trafen, und wies Parallelen zum Fasching in Wien und anderen österreichischen Städten auf. Auch für Freiburg werden Begriffe wie „Maschgerade, Faschingsfest, Redoute“ genannt. Zwar gab es wie zu allen Zeiten Einschränkungen allzu intensiven Feierns durch die Obrigkeit, doch hatte die damalige Verwaltung durchaus schon die Einnahmemöglichkeiten durch Veranstaltungsgebühren erkannt.

Zur bevorzugten Verkleidung an Fastnacht hatten sich die Kostüme der *Commedia dell'Arte* entwickelt. Bezüglich des Einflusses italienischer Wandertheatergruppen auf die Gestaltung der Fastnacht und der Fastnachtskostüme in der Barockzeit ist in der volkscundlichen Literatur der letzten Jahre mehrfach hingewiesen worden.³⁸ In der Tat war die Verwendung italienischer Theaterkostüme als Narrenkleidung anstelle des mittelalterlichen Standardnarrengewandes in der Barockzeit weit verbreitet. Zur Illustration des Kapitels „Der Fastnachts-Narr“ in der angeblich von Abraham a Sancta Clara verfassten Narrenschiff-Paraphrase „Hundert Ausbündige Narren“³⁹ kopierte der Stecher Johann Christoph Weigel den Mezzetino aus der berühmten, um 1622 entstandenen Grafikfolge „Balli di Sfessania“ von Jacques Callot (Abb. 6).⁴⁰

Im Deckengemälde des theologischen Saals der Bibliothek des Prager Prämonstratenserklosters Strahov, den Pater Siard Nosecký zwischen 1723 und 1727 ausgemalt hat, prügeln unter dem Titulus „Sapientiam atque doctrinam stulti despiciunt“ weiß gekleidete Gestalten in Maske mit Fuchsschwanz auf die am Boden liegende Allegorie der Weisheit ein (Abb. 7). Sie erinnern an die Gestalten der *Commedia dell'Arte* ebenso wie an die Weißnarren in Villingen und Rottweil oder an die Gestalten der „Narro-Altfisherzunft“ in Laufenburg am Hochrhein, die ihr heutiges Gepräge ebenfalls in der Barockzeit erhalten haben.

³⁶ KRUMMER-SCHROTH (wie Anm. 4), S. 10.

³⁷ Zur Geschichte der Freiburger Fastnacht siehe die historische Einführung von Rolf Süß zum Buch: WOLFGANG HERTERICH: *Freiburger Fasnet – einst und jetzt*, Freiburg 1974, S. 9-37; BERTHOLD HAMELMANN: „Helau“ und „Heil Hitler“. Alltagsgeschichte der Fastnacht 1919-1939 am Beispiel der Stadt Freiburg, Eggingen 1989; Süß (wie Anm. 34); PETER KALCHTHALER: *Fastnacht, Karneval, Fasnet in Freiburg. Wandlungen eines Brauchtums*, in: *Fasnacht, Fasnet, Carnaval* (wie Anm. 31), S. 34-47.

³⁸ Siehe PETER MÜLLER: „Jetz Bajaß hopps, un luf di Bei.“ Zu Tradition und Ausprägung der Waldkircher Schalksnarrestalten Jockeli - Hanswurst - Domino – Bajaß, in: *s' Eige zeige'* (wie Anm. 30) 4 (1990), S. 59-80; REINHOLD KRÄMER: „Eine fast leidenschaftliche Liebhaberei“. Kurze Skizze zur Fastnachtforschung unter besonderer Berücksichtigung der bemalten Fastnachtshäuser, in: *Häser, Kleidle, Rollen und Gschell. Weißnarren im schwäbisch-alemannischen Raum. Begleitbuch zur Ausstellung der Historischen Narrozunft Villingen 1584 e.V. in Verbindung mit dem Franziskanermuseum VS-Villingen vom 17.1.-15.3.2003, Villingen-Schwenningen 2003*, S. 5-15, hier S. 12.

³⁹ ABRAHAM A SANCTA CLARA (?): *Centi-Folium Stultorum in Quarto Oder Hundert Ausbündige Narren in Folio ...*, Wien/Nürnberg 1709, neu paginierter Reprint (Die bibliophilen Taschenbücher), Dortmund 1978, Abb. S. 131.

⁴⁰ Jacques Callot. Katalog zur Ausstellung im Musée historique Lorrain, Nancy vom 13.6.-14.9.1992, Paris 1992, S. 220, Kat.-Nr. 149.

Der Fastnachts-Narr.



Ich bin nicht Narr. Zu jederzeit
Nur wann man hält die Fastnachts freud.
Da las ich meine Hümeln auß.
Die lang gesümmst im Narren haupf.
und zeig das ich weils jedem frey:
so groß als andre Narren seyn.

Abb. 6 Der Fasnachts-Narr. Kupferstich von Johann Christoph Weigel (aus: ABRAHAM A SANCTA CLARA (?) [wie Anm. 39]).



Abb. 7 Die Narren verachten die Weisheit. Deckengemälde im theologischen Saal des Prämonstratenserklosters Strahov in Prag, ausgemalt von Siard Nosecký 1723/27 (Aufnahme Kalchthaler 2008).

Im Mai 1770 beim Besuch der Dauphine Marie-Antoinette, der man als Tochter Maria Theresias in der vorderösterreichischen Hauptstadt Freiburg einen begeisterten Empfang bereite, fand unter anderem ein Umzug der Studenten statt, an dem Masken der italienischen Stegreifkomödie beteiligt waren. Sie gehörten im Rahmen der Vier Jahreszeiten zum Winter und begleiteten die Fastnacht: „... und mit einem Male geht es lustig an. Nichts als Musik, nichts als Comoedie, nichts als Masquen, und Rollschlitten: kurz die lebhafteste Fastnacht ist im Anzuge ... In der Mitte steht die Comoedie ... Um sie stehen ihre vertrauten und besten Freunde: es sind dieß Arlequinen, Skaramouchen, Pantalonen und so fort.“⁴¹

So waren die althergebrachten ideengeschichtlichen Grundlagen der Fastnacht, die das Fest in den Lauf des katholischen Kirchenjahres einbanden, trotz der Neuorientierung einzelner Bräuche auch in Freiburg durchaus lebendig geblieben. Ein Beleg ist das von Johann Christian Wentzinger geschaffene Gemälde mit der Gegenüberstellung von Fastnachts- und Fastenspeisen.

⁴¹ Muthmassungen eines Akademikers über den künftigen Umzug, welcher bey Gelegenheit der Durchreise Ihrer Königlichen Hohheit der Dauphine Erzherzogl. Oesterreichischen Prinzessin ANTONIE von den Herren Studenten auf der hohen Schule zu Freyburg wird angestellt werden, Freiburg 21770, fol. 9v und 10r (StadtAF, Dwd 165).

Bevölkerung, Landwirtschaft und Gewerbe am südlichen Oberrhein zu Ausgang des 18. Jahrhunderts

Der Bericht des österreichischen Kameralisten Niklas von Galler über seine
Reise in das badische Oberland 1785*

Von
HORST BUSZELLO

Vor etwas mehr als hundert Jahren veröffentlichte der Heidelberger Historiker Bernhard Erdmannsdörffer in den „Badischen Neujahrsblättern“ den Bericht eines österreichischen Kameralisten über dessen Reise in das badische Oberland im Jahre 1785.¹ Obwohl der Bericht in seiner Mischung aus Landesbeschreibung und Landesstatistik eine interessante Quelle über Land und Leute, über den Zustand der Gesellschaft und den Entwicklungsstand der vorindustriellen Wirtschaft ist, hat er nach meinem Dafürhalten nicht die Beachtung gefunden, die ihm für die Geschichte der südlichen Oberrheinlande am Ende des 18. Jahrhunderts gebührt. Und als regionale Fallstudie sind die Beobachtungen Gallers zudem ein Beitrag zum größeren Thema einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands am Ende des Ancien Régime.

Die folgenden Ausführungen möchten deshalb auf die *Reiserelation* des Grafen Niklas von Galler aufmerksam machen und Hinweise, auch kritische, zu deren Verständnis geben.

Graf Niklas Franz Lambert von Galler wurde am 17. September 1761 geboren.² Er stammte aus einer alten, in der Steiermark, Kärnten und Krain ansässigen Familie. Mit 15 Jahren, 1776, ging der junge Niklas nach Innsbruck, wo er das Jesuitenkolleg besuchte. Drei Jahre später begann er ein Studium an der Universität Salzburg, das er 1782 an der Universität Straßburg fortsetzte. Anfang Juli 1784 begab er sich nach Karlsruhe, Residenz des markgräfllich-badischen Hofes und Sitz der Landesverwaltung für die seit 1771 wieder vereinigte Markgrafschaft Baden.³ Was Niklas von Galler nach Abschluss seiner Straßburger Universitätsstudien nach Karlsruhe zog, war gewiss der aufgeklärte und reformfreudige Geist, der, personifiziert im Markgrafen Karl Friedrich⁴, vorbildhaft über die Grenzen des kleinen Landes

* Die folgende Abhandlung erschien zuerst in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhport, Bd. 7, hg. von ERICH DONNERT, Köln/Weimar/Wien 2008. Der Abdruck im Schau-ins-Land erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Böhlau Verlags. – Der Zweitdruck gab die Gelegenheit, neu erschienene Literatur nachzutragen.

¹ [Graf von Galler] „Relation über meine Reise in die Oberlande der Markgrafschaft Baden vom 15. Juli bis 3. November des Jahres 1785“, hg. von BERNHARD ERDMANNSDÖRFFER unter dem Titel: Das Badische Oberland im Jahre 1785. Reisebericht eines österreichischen Kameralisten (Badische Neujahrsblätter 3), Karlsruhe 1893.

² Die Lebensbeschreibung des Grafen Niklas von Galler ist entnommen aus: Ebd., S. III-V (Vorwort des Herausgebers zur Edition des Reiseberichts).

³ Nach dem Aussterben der baden-badischen Linie des markgräflichen Hauses mit dem kinderlosen Tod des Markgrafen August Georg war dieser Landesteil 1771 an die Linie Baden-Durlach gefallen.

⁴ Karl Friedrich, geb. 1728, Markgraf von Baden-Durlach 1746, Markgraf von Baden 1771, gest. 1811.



Abb.1 Karl Friedrich (1728-1811), Markgraf von Baden-Durlach (1746), Markgraf von Baden nach dem Aussterben der baden-badischen Linie (1771), Großherzog von Baden (1806) (aus: CARL EDUARD VEHSE: Die Höfe zu Baden, Leipzig/Weimar 1992, S. 79).

ausstrahlte.⁵ Nach knapp zweijährigem Aufenthalt, am 30. Mai 1786, verließ Niklas von Galler Karlsruhe und kehrte nach Salzburg zurück, wo er noch im gleichen Jahr, am 27. Dezember, zum erzbischöflichen Hofkammerrat ernannt wurde – *in Rücksicht dessen besonderen Fleißes, erworbener vielen Kameralkenntnisse und anderer trefflicher Eigenschaften*⁶. Im 39. Lebensjahr, am 16. April 1800, starb Graf Galler „an der Auszehrung“.

Ein Jahr nachdem er in Karlsruhe eingetroffen war, am 15. Juli 1785 morgens um 6 Uhr, trat Niklas von Galler von Karlsruhe aus seine Reise in das badische Oberland an, worunter im

⁵ „Der markgräfliche Hof in Karlsruhe fand Anerkennung durch die gebildete Welt ... Der Markgraf führte die Besucher stolz durch die Bibliothek. Goethe kam zu Besuch, Klopstock weilte längere Zeit in Karlsruhe, Lavater war häufig zu Gast. Mit Mirabeau und Du Pont, führenden Physiokraten, pflegte Karl Friedrich eine praktisch-wissenschaftliche Correspondenz. Der aus Sulzburg im Markgräflerland stammende Historiker der Universität Straßburg Schöpflin verlegte in Karlsruhe seine ‚Historia Zaringo-Badensis‘ in sieben Bänden und in lateinischer Sprache“, WOLFGANG HUG: Geschichte Badens, Stuttgart 1992, S. 181. – Der Aufstieg zum deutschen Mittelstaat, verbunden mit großen Gebietserwerbungen, gelang in mehreren Schritten (1803, 1805 und 1806) erst in napoleonischer Zeit; seit 1806 führte der ehemalige Markgraf den Titel Großherzog. Siehe dazu etwa FRANZ LAUBENBERGER: Von der Bildung des Großherzogtums Baden bis zum Vormärz, in: Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart, hg. von HORST BUSZELLO (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg 1), Freiburg ²1986, S. 124-144, bes. S. 124-129.

⁶ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. V. Der Herausgeber des Reiseberichts, Bernhard Erdmannsdörffer, hält es für „nicht unwahrscheinlich“, dass Niklas von Galler als Stipendiat des Salzburger Erzbischofs auf Reisen geschickt wurde, um sich für eine Stelle in der salzburgischen Landesverwaltung auszubilden, ebd., S. IV. Falls dem so sein sollte, könnte der Aufenthalt in Karlsruhe auch durch den Erzbischof – zumindest aber durch die in Salzburg herrschende geistige Atmosphäre – angeregt worden sein; denn „unter Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo ..., dessen Hirtenbrief von 1782 einer der Manifeste der katholischen Aufklärung Deutschlands war, wurde S[alzburg] einer der Ausstrahlungspunkte der neuen Richtung“, Artikel „Salzburg“, in: Handbuch der historischen Stätten Österreichs, Bd. 2: Alpenländer mit Südtirol, hg. von FRANZ HUTER (Kröners Taschenausgabe 279), Stuttgart ²1978, S. 406-415, hier S. 413f.

engsten Verstande ... nur die Markgrafschaft Hochberg⁷, die Herrschaften Badenweiler, Sausenberg und Rötteln verstanden werden.⁸

Erstes Ziel war der Ort Mahlberg in der gleichnamigen Herrschaft, die – nach dem Aussterben der baden-badischen Linie – erst 1771 an Baden-Durlach gefallen war und deshalb, so Galler, *noch nicht zu denen Oberlanden, von denen sie übrigens nur durch einen ungefähr vier Stunden betragenden fremden, meist österreichischen Strich Landes getrennt [ist], gerechnet wird.*⁹ Am 4. September reiste Galler aus Mahlberg ab und erreichte nach einer Reisezeit von sechs Stunden das nächste Ziel – die Stadt Emmendingen, den *Hauptort in der Markgrafschaft Hochberg*. Um das gute Wetter zu nutzen, verkürzte Galler seinen Emmendinger Aufenthalt. Schon am 15. September verließ er die Stadt, um über Freiburg und St. Blasien nach Lörrach zu gelangen, wo er am 19. September eintraf. Lörrach war der Hauptort der badischen Herrschaft Rötteln und Sitz des Oberamts Rötteln-Sausenberg. Am 27. September ging die Reise weiter in die Herrschaft Badenweiler, wo Galler, nach einem Aufenthalt im Ort Badenweiler, in Müllheim viertägiges Quartier nahm. Am 2. Oktober begann Niklas Graf von Galler seine lange Rückreise. Sie führte zunächst wieder nach Emmendingen, wo er sich jetzt einen ganzen Monat aufhielt. Mehrere Abstecher führten ihn von dort u. a. an den Kaiserstuhl, in das Prechtal, nach Tennenbach, Bötzingen, (Alt-)Breisach und Neubreisach (Neuf Brisach) sowie in das Freiamt. Am 3. November brach Galler schließlich von Mahlberg wieder nach Karlsruhe auf, das er noch am selben Tag, um 10 Uhr nachts, erreichte.

Die Reise, die dreieinhalb Monate dauerte, unternahm Galler nach eigenen Angaben *mit höchster Genehmigung meines gnädigen Fürsten*, des Markgrafen Karl Friedrich.¹⁰ Den vorhergehenden einjährigen Aufenthalt in Karlsruhe dürfte Galler daher in engem Kontakt mit den dort tätigen Landesbeamten verbracht haben. Zwar sind wir „nicht darüber unterrichtet, wie der junge Graf Galler seinen Aufenthalt in Karlsruhe im einzelnen benutzt hat. Es ist nicht ersichtlich, ob er mit dem Markgrafen Karl Friedrich selbst in persönliche Berührung trat. Aber offenbar hat man ihm sein Studium auf jede Weise erleichtert, ihm die Teilnahme an Sitzungen der Behörden und selbst Einsicht in die Akten gestattet ...; er knüpfte instruktive Bekanntschaft an mit den für seinen Zweck wichtigsten Mitgliedern des Beamtenstandes, und es scheint, daß er in diesem Kreis eine wohlgelittene Persönlichkeit war.“¹¹

Für diese Annahme spricht nicht zuletzt, dass Galler auf seiner Reise in das badische Oberland Empfehlungsschreiben an die örtlichen Beamten mit sich führte, die ihm die Türen und die Akten öffneten.¹² Auch übernachtete er zumeist nicht in Gasthäusern, sondern im Hause hochgestellter Amtspersonen, die von seinem Kommen im Vorhinein unterrichtet waren. Und schließlich fungierte er noch als Überbringer wichtiger Schriftstücke aus Karlsruhe. Der ausführliche Reisebericht, den Galler anfertigte, war deshalb mehr als eine nur private Aufzeichnung. Er war – wenn nicht ein offizieller – so doch ein offiziöser Bericht über das, was er im Lande vorgefunden hatte, untermischt mit eigenen Urteilen und als solcher gerichtet an die Karlsruher Regierung. Gleichzeitig muss man in ihm aber auch eine Arbeit sehen, mit der er sich später dem Salzburger Erzbischof für eine Anstellung in dessen Diensten empfehlen konnte.

⁷ Die Bezeichnung für die ehemalige Markgrafschaft lautet heute zumeist Hachberg. Ich folge der im Reisebericht verwendeten Schreibung Hochberg.

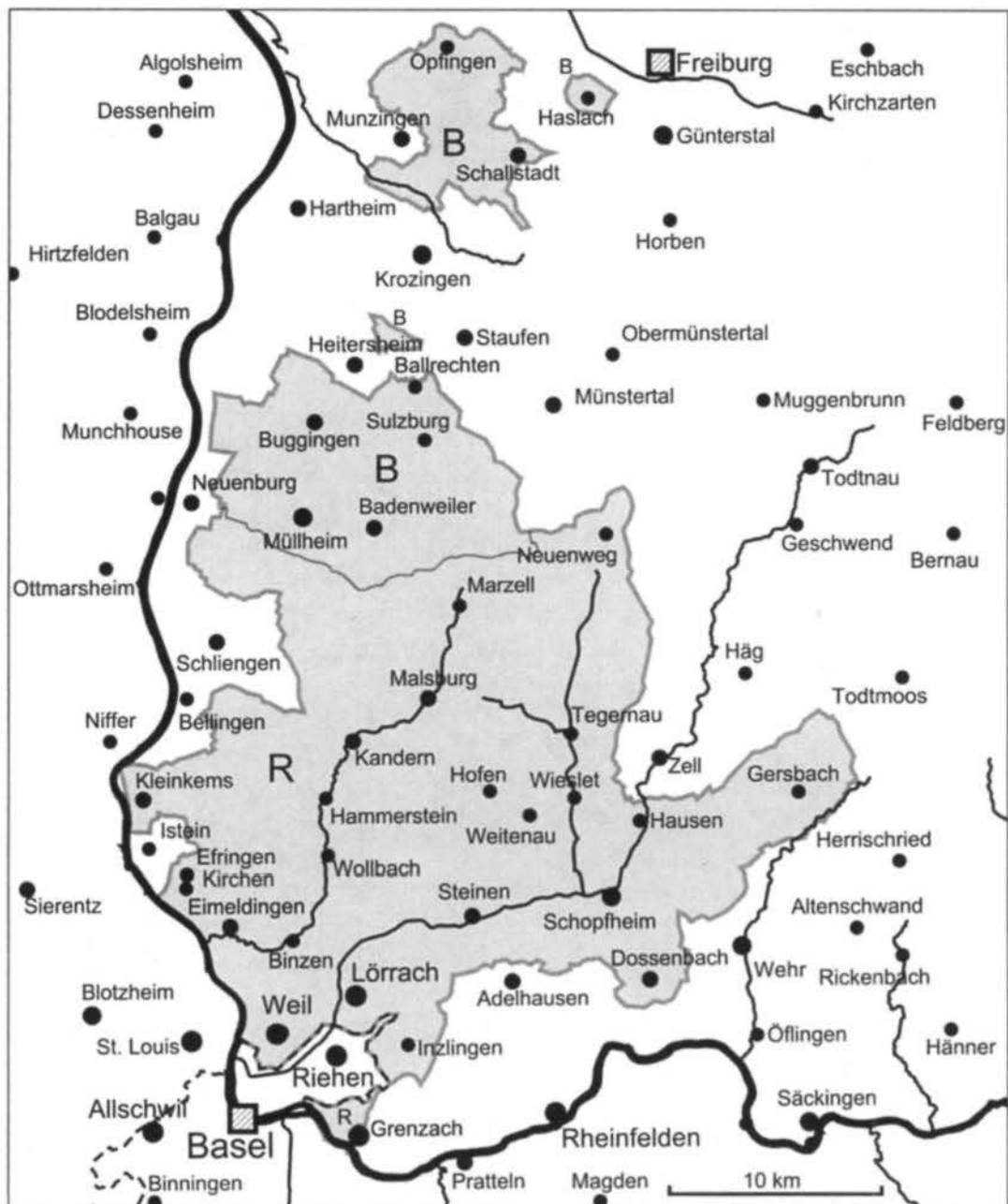
⁸ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 1.

⁹ Ebd., S. 5. – Das baden-badisch-nassauische Kondominat Lahr-Mahlberg war 1629 geteilt worden; für die Herrschaft Lahr entschieden sich die Grafen von Nassau, die Herrschaft Mahlberg war der abgesonderte Anteil des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden. 1771 fiel die Herrschaft an Baden-Durlach; vgl. Anm. 3.

¹⁰ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 1.

¹¹ So Bernhard Erdmannsdörffer, ebd., S. V.

¹² Ebd., S. 20: *da ich vor meiner Abreise von der fürstlichen Rentkammer einen offenen Brief an alle unter diesem Departement stehenden Beamte erhielt ..., so stund mir alles frei.*



B = Herrschaft Badenweiler
 R = Herrschaft Rötteln u. Sausenberg

Ing. grad. Ekkehard Burde, Januar 2002
 nach Historischer Atlas von Baden-Württemberg
 Karte VI, 13: Herrschaftsgebiete u. Ämtergliederung

Abb. 2 Markgrafschaft Baden-Durlach, südlicher Teil, um 1790 (ohne die Herrschaft Hochberg)
 (aus: Das Markgräflerland 2002/Heft 1, S. 7).

Niklas von Galler nennt sich selbst einen „Kameralisten“; und bei *gegenwärtiger Reiserelation* legte er den Schwerpunkt *mehr auf Bemerkungen über kameralische Gegenstände, als architektonische*.¹³

Unter „Kameralismus“ kann man, grob gesagt, die Volkswirtschaftslehre des 18. Jahrhunderts verstehen. Er war die deutsche Spielart des Merkantilismus, dem „das Verdienst gebührte ...“, erste Ansätze einer Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung hervorgebracht und die bis heute unbestritten hervorragende Bedeutung des Staats als Prozeßregler und Impulsgeber beim

¹³ Ebd., S. 47 und 82.

wirtschaftlichen Wachstum erkannt zu haben“.¹⁴ Das Wort „Kameralismus“ leitet sich ab von der fürstlichen (Finanz-)Kammer und deutet damit an, dass anfänglich die Mehrung der fürstlichen Finanzen Zentrum und Ziel des wirtschaftsbezogenen Denkens und Handelns war („Fürstenwohlstandslehre“). Später löste sich der Kameralismus jedoch von der einseitig fiskalischen Ausrichtung und betonte das Wohl der Untertanen als Bedingung und Voraussetzung des Staatswohls. Während der westeuropäische Merkantilismus einseitig die Förderung von Gewerbe und Handel propagierte, galt das Interesse des deutschen Kameralismus ebenso der Landwirtschaft. In der Physiokratie des späteren 18. Jahrhunderts wurden Boden und Landwirtschaft sogar als die eigentlichen Quellen des Reichtums eines Landes angesehen.¹⁵ Gegenstand praktischer kameralistischer Arbeit war zum einen die genaue Erfassung des wirtschaftlichen Potentials, zum anderen dessen fördernde Entwicklung zum Nutzen der Untertanen und des Staates. Hinzugefügt sei, dass der Merkantilismus/Kameralismus nicht das Ergebnis rein wirtschaftstheoretischer Interessen war, sondern als praktische Theorie auf die Gegebenheiten der Zeit antwortete: auf den sich ausbildenden absoluten Fürstenstaat mit seinen finanziellen Anforderungen und auf den Zwang, eine rasch wachsende Bevölkerung in Arbeit und Brot zu setzen.

Das Reisetagebuch: Berichte von Land und Leuten

Niklas von Galler hat seine Reiserelation inhaltlich zweigeteilt – in eine Beschreibung der vier besuchten badischen Oberämter und in ein begleitendes Tagebuch. Dieses hält, mit genauen Datumsangaben, den Reiseweg und die Tätigkeiten an den einzelnen Orten fest. Es liefert zugleich Skizzen von Orten und Menschen am südlichen Oberrhein zu Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Der erste bedeutende Ort, den Galler auf seinem Weg von Karlsruhe nach Mahlberg am 15. Juli 1785 passierte,¹⁶ war Rastatt, die Residenz der 1771 ausgestorbenen baden-badischen Linie des markgräflichen Hauses. Vom Schloss – *die Urteile über die Bauart desselben sind verschieden* – weiß Galler nur zu berichten, dass das Mobiliar fast gänzlich ausgeräumt worden sei; doch stehe der Tisch, an dem die Gesandten 1714 den Rastatter Frieden ausgehandelt haben sollen, noch im ursprünglichen Zimmer.¹⁷ Über die Stimmung im Ort Rastatt schreibt Galler:

*Die Einwohner der Stadt [Rastatt] sprechen noch immer mit vieler Rührung von ihrem letzten Fürsten; die Verschiedenheit der Religion des jetzigen Regentens von der ihrigen und besonders der Umstand, daß die Stadt mit dem Hinscheiden obengedachten Markgrafen aus einer Residenz in ein gewöhnliches Landstädtchen verwandelt wurde, wodurch der gesamten Bürgerschaft manche Vorteile entgehen, mögen die Hauptquelle davon sein.*¹⁸

¹⁴ WILLI A. BOELCKE: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute, Stuttgart 1987, S. 117. Allgemein zu Merkantilismus/Kameralismus und Physiokratismus s. auch WALTER ACHILLES: Landwirtschaft in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte 19), München 1991, S. 10-15. Speziell zu Baden s. HEIKE KNORTZ: Baden im Zeitalter des Merkantilismus, in: ZGO 153 (2005), S. 481-516, bes. S. 482-492, sowie ANDRÉ HOLENSTEIN: „Gute Policey“ und lokale Gesellschaft im Staat des Ancien Régime. Das Fallbeispiel der Markgrafschaft Baden-Durlach, 2 Bde. (Frühneuzeit-Forschungen 9), Tübingen 2003.

¹⁵ Der badische Markgraf Karl Friedrich ließ sich vom deutschen Physiokraten Johann August Schlettwein beraten und stand im brieflichen Verkehr mit Victor Riqueti Marquis de Mirabeau und Pierre Samuel Du Pont de Nemours, den führenden französischen Vertretern dieser Richtung. Auch Galler erwähnt Schlettwein, Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 7. Zu Karl Friedrich und Schlettwein s. CLEMENS ZIMMERMANN: Reformen in der bäuerlichen Gesellschaft. Studien zum aufgeklärten Absolutismus in der Markgrafschaft Baden 1750-1790 (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 3), Ostfildern 1983, S.52-64; ferner ALFRED STRAUB: Das badische Oberland im 18. Jahrhundert. Die Transformation einer bäuerlichen Gesellschaft vor der Industrialisierung (Historische Studien 429), Husum 1977, S. 122-129.

¹⁶ Der Straßenverlauf von damals ist identisch mit dem der heutigen Bundesstraße 3.

¹⁷ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 2. Die Friedenschlüsse von Utrecht (April 1713), Rastatt (März 1714) und Baden/Schweiz (September 1714) beendeten den Spanischen Erbfolgekrieg.

¹⁸ Ebd., S. 2. Der Landesteil Baden-Baden war katholisch, Baden-Durlach evangelisch.

Beim bischöflich-straßburgischen Ort Sasbach (bei Achern) besuchte Galler das *einige hundert Schritte außer Sasbach auf einem Felde errichtete ... Monument des französischen Marschalls Turenne*, der im sog. Holländischen Krieg (1672-1679) *auf eben dem Platze* 1675 von einer Kanonenkugel getötet wurde. Das „Monument“, das Galler vorfand, beschreibt er als *zum Teil schon verwittert*.

Es bestehet aus einem ongefähr vier Schuhe hohen und in Form einer stumpfen Pyramide gehauenen gemeinen Stein, worauf folgende Inschriften zu lesen sind:

- a. *Ici fut tué Turenne.*
- b. *Hier ist Turrennius vertoetet worden.*
- c. *Hic cecidit Turenus die 27. Julii 1675.*¹⁹

Als Graf Galler am 3. November von seiner Reise ins „Oberland“ nach Karlsruhe zurückkehrte, besuchte er den Platz ein zweites Mal. Denn während seines Aufenthaltes in den Oberlanden hatte der Bischof von Straßburg, Kardinal Louis de Rohan, *sein schon lang bekanntes Vorhaben ausgeführt und ... ein den Verdiensten dieses großen Feldherrns angemesseneres Denkmal setzen lassen*. Es stehe an der Seite des zuvor beschriebenen älteren Monuments und habe die Form einer ungefähr 60-70 Schuh hohen Pyramide von dunkelgrauem Marmor. Da es noch nicht fertiggestellt war, konnte Galler nicht sagen, ob auch dieses Denkmal eine Inschrift tragen würde. *Das dabei stehende Gebäude, welches oben erwähnter Fürst schon vor ein paar Jahren aufführen ließ und zur Wohnung für einen Invalide [aus dem Regiment Turenne] bestimmte, wird nun gegenwärtig wirklich von einem solchen Mann benutzt.*²⁰

In Mahlberg wohnte Galler mehreren Amtssessionen bei (*deren dort wöchentlich zwei gehalten werden*).²¹ Verhandelt wurden u. a. ein Unfall, bei dem der Sohn eines Schulmeisters von einem Pferd getreten wurde, eine Vaterschaftsklage, ein Felddiebstahl, ein Diebstahl durch einen ortsfremden Juden im Hause eines Pfarrers. Galler bemängelt, dass die Prozesse oft über Gebühr von den zuständigen Amtspersonen hinausgezögert würden – sei es aus Bequemlichkeit oder aus der Furcht, Verantwortung übernehmen zu müssen. Sei letzteres der Fall, würden die Untersuchungsprotokolle zur Urteilsfindung an die Landesregierung nach Karlsruhe geschickt; und bis zum Eintreffen der Antwort (*des Reskripts*) belaste der Unterhalt der gefangenen Person die öffentliche Kasse. Im Falle des Diebstahls im Pfarrhaus erging aus Karlsruhe das folgende Urteil: Der Dieb sei mit zwanzig, *seiner Gesundheit angemessenen Stockschlägen* zu bestrafen; außerdem dürfe er bei Strafe die badischen Lande für die Dauer von vier Jahren nicht mehr betreten.

Der Diebstahl im Pfarrhaus gab Galler Anlass zu bemerken, dass das Oberamt Mahlberg häufig von *verdächtige[n], nahrungslose[n] Leute[n] oder sogenannte[n] Vaganten* heimgesucht werde. Denn trotz der Wachsamkeit eines der beiden Ortspolizisten (*Hatschiere*) gestalte sich die Überwachung des Oberamtsbezirks sehr schwierig, da die Herrschaft Mahlberg *von so vielen fremden Territoriis durchkreuzet wird*. – Es scheint mir angebracht, bereits hier darauf zu verweisen, dass sich das Problem „vagierender nahrungsloser Leute“ bei Niklas von Galler – zumindest in dessen Reisetagebuch – auf das polizeiliche Problem reduziert, solche Personen vom jeweils eigenen Territorium fernzuhalten, was im Falle der Herrschaft Mahlberg jedoch kaum möglich sei. Die moderne Geschichtsforschung sieht die anwachsenden gesellschaftlichen Unterschichten und Randgruppen hingegen als Folge massenhaft auftretender Armut im 18. Jahrhundert. In diesem Kontext ist wohl auch der in Mahlberg verhandelte Felddiebstahl (*eine unbeträchtliche Quantität Klee*) zu sehen. Er wurde von Frauen, zumeist jungen Müttern,

¹⁹ Ebd., S. 3. Die Inschrift wurde verfasst von Johann Daniel Schöpflin (1694-1771); s. auch Anm. 5.

²⁰ Ebd., S. 81. – Galler beschreibt zwei Denkmäler, ein älteres und ein jüngeres; das letztere von 1785. In der Literatur werden diese nicht immer richtig datiert. Vgl. Artikel „Sasbach“, in: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6: Baden-Württemberg, hg. von MAX MILLER und GERHARD TADDEY, Stuttgart 1980, S. 693. – Das heutige Denkmal wurde 1945 errichtet und von General de Gaulle eingeweiht.

²¹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 17-20.

aus dem badischen Nachbarort der bestohlenen österreichischen Gemeinde begangen. Der Richter verhängte eine Strafe, die abschreckend wirken sollte, da der Wohnort der Diebinnen *dergleichen Unfugen sehr ergeben war*.²²

Im nassauischen Lahr finden das leder- und pelzverarbeitende Gewerbe und vor allem die (Schnupf-)Tabakfabrik der Gebrüder Lotzbeck anerkennende Erwähnung.²³ Im Kloster Ettenheimmünster rühmt Galler die Orgel *des seligen Silbermanns*, die Klosterbibliothek und den Weinkeller. Über Gengenbach weiß er zu berichten, dass sich Kloster und Städtchen – *da sowohl jenes als dieses [reichs-]unmittelbar ist* – immerfort in den Haaren liegen. Von Wittenweier endlich vermeldet Galler, dass der am Rhein gelegene Ort vor wenigen Jahren vom Strom wegverlegt wurde, um der ständigen Überflutungsgefahr zu entgehen: *man trug die Häuser ab, versetzte sie weiter hinein auf das feste Land und die meiste sind nun so eingerichtet, daß man die Balken im Falle der Not auseinanderschlagen und anderswohin bringen möge*.²⁴

Bei seinen Aufenthalten in Emmendingen war die 1689 zerstörte und seither mehr und mehr verfallende Hochburg Gallers erstes Reiseziel.²⁵ Zum unterhalb der Burgruine gelegenen Kammergut (*Domanialgut*) vermerkte er, dass dieses bereits seit einigen Jahren an *Wiedertäufer* verpachtet sei; die Pachtsumme betrage jährlich 100 Louisdor sowie vierzig Wagen Dung für die herrschaftlichen Weinberge.²⁶

Von einem Ritt nach Freiburg waren ihm besonders erwähnenswert *die Trümmer des Stammhauses der Herzoge von Zähringen* auf einer Anhöhe links der Landstraße Emmendingen-Wasser-Denzlingen-Gundelfingen-Freiburg sowie in der Stadt das Münster.

Das Münster ist – wenigstens in meinen Augen – das Merkwürdigste in dieser Stadt und scheint von außen eine Kopie desjenigen von Straßburg zu sein ...; von innen ist die Kirche wegen denen übermalten Fenstern und den ungeweißten Wänden ziemlich dunkel; ihre beträchtliche Länge wird durch ein stärkeres, finsternes Gitter, welches den Chor von dem Langhaus absondert, unterbrochen und durch einen altgotischen Altar, der in der Mitte steht, verunstaltet.

Auch über die Freiburger Universität fällt das Urteil wenig freundlich aus. Die Anzahl der Studierenden nehme in dem Verhältnis ab, in dem die Zahl der *größtenteils von Wien dahin abgeschickten Herrn Professoren sich vermehret*.²⁷

²² Ebd., S. 18f. Zu Unterschichten und Vaganten s. WOLFGANG VON HIPPEL: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte 34), München 1995, sowie WOLFGANG SEIDENSPINNER: Herrenloses Gesindel. Armut und vagierende Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: ZGO 133 (1985), S. 381-386. Zur Massenarmut WILHELM ABEL: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa, Hamburg/Berlin 1974; DERS.: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1352), Göttingen 1977; DERS.: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg/Berlin 1978, S. 241-257.

²³ Das Folgende in diesem Abschnitt nach: Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 20-24. – Zu Lahr s. REINHARD HEBLÖHL: Die Entwicklung der Lahrer Industrie von 1774 bis 1918, in: Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, Redaktion: GABRIELE BOHNERT und DIETER GEUENICH, Lahr 1991, S. 132-152, bes. S. 134-136 und 139f., sowie URSULA HUGGLE: Pioniere der ersten Stunde. Lahrer Unternehmerfamilien, in: Ebd., S. 153-170, bes. S. 162-165 und 168-170.

²⁴ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 24.

²⁵ Ebd., S. 39f. Ich fasse im Folgenden den ersten und den zweiten Aufenthalt Gallers in Emmendingen zusammen. – Bereits im Dreißigjährigen Krieg waren die Festungsanlagen der Hochburg 1636 gesprengt worden. Durch einen Brand wurde 1684 ein großer Teil der oberen Burg beschädigt. 1689, im Pfälzer Erbfolgekrieg, wurden die Festungswerke der Hochburg einschließlich der Wohn- und Wirtschaftsgebäude von französischen Truppen systematisch gesprengt.

²⁶ Ebd., S. 40. – Zu den (Wieder-)Täufern in der Markgrafschaft Baden und insbesondere auf dem Kameralgut Hochburg s. MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN/MARK HÄBERLEIN: Eighteenth Century Anabaptists in the Margrave of Baden and Neighbouring Territories, in: The Mennonite Quarterly Review 75 (2001), S. 471-491, bes. S. 475f.; DIES.: Die Ansiedlung von Täufern am Oberrhein im 18. Jahrhundert, in: Minderheiten, Obrigkeit und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Integrations- und Abgrenzungsprozesse im süddeutschen Raum, hg. von MARK HÄBERLEIN und MARTIN ZÜRN, St. Katharinen 2001, S. 377-402.

²⁷ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 41.

Zum Besuchsprogramm des Grafen Galler während des zweiten Emmendinger Aufenthalts gehörte auch die französische Festung Neubreisach (Neuf Brisach), etwa *eine starke Stunde* von *Altbreisach* entfernt auf der linken Rheinseite gelegen. Bautechnisch sei die Anlage bemerkenswert; nach *Aussage der Kunstverständigen eine der regelmäßigsten Festungen, ein Werk des berühmten Vauban*. Doch die dort stationierten Soldaten und besonders die Offiziere bewerteten Stadt und Festung offensichtlich nach anderen Gesichtspunkten – als *eine der unangenehmsten Garnisons in ganz Frankreich*. Da vom Adel ... außer dem Kommandanten und jeweiligen Stabsoffizieren keine einzige Familie da etabliert sei, gebe es kein gesellschaftliches Leben; der Soldaten und Bürger *größte Zuflucht sind daher ein paar Kaffeehäuser*.²⁸

Ein Ritt in das badische Freiamt galt insbesondere der im Brettental, dem *hintern Teil des Freiamts*, gelegenen Grube, das *Silberloh* genannt, in dem Blei- und Silbererz abgebaut wurde.²⁹ Und als *etwas ganz Besonderes* rühmt Galler den Kaiserstuhl – *in Rücksicht auf die unbeschreiblich weite Aussicht, die man dort genießt*.³⁰

Mit großer Hochachtung erwähnt Niklas von Galler die Personen, denen er in und um Emmendingen begegnete: Hofrat von Draï, Geheimer Hofrat und Oberamtsverweser Schlosser, Kammerrat Enderlin, Superintendent Sander sowie Jacobi, Freiburger Universitätsprofessor und gefeierter Dichter.³¹ In Riegel ließ sich von Galler *bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin von Baden – Nièce des letztverstorbenen Herrn Margrafens von Baden-Baden – ... präsentieren*.³² Für zwei Tage konnte Niklas von Galler schließlich den badischen Rentkammerpräsidenten von Gayling begleiten, der – aus Karlsruhe kommend – am 4. Oktober in Emmendingen eintraf und noch am gleichen Tag zu einer Landesvisitation ins Markgräflerland weiterrei-

²⁸ Ebd., S. 75f.

²⁹ Ebd., S. 77f.

³⁰ Ebd., S. 73f.

³¹ Ebd., S. 40, 42 und 73-76. – Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Draï, Freiherr von Sauerbronn (1755-1830), geboren in Ansbach, trat 1777 in badische Dienste; er wurde Hofrat und Geheimer Rat, später Obervogt, Polizeidirektor und Oberhofrichter. 1818 erschien sein zweibändiges Werk „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich“. Siehe [FRIEDRICH] VON WEECH: Artikel „Draï“, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 5, 1877, Nachdruck Berlin 1968, S. 372. Johann Georg Schlosser (1739-1799), in erster Ehe mit Goethes Schwester Cornelia verheiratet, wurde 1774 Oberamtsverweser des Oberamts Hochberg mit Sitz in Emmendingen; 1787 wurde er nach Karlsruhe zurückberufen, 1794 schied er nach einer Konfrontation mit Markgraf Karl Friedrich aus den badischen Diensten aus. Der allseits gebildete und publizistisch aktive Schlosser wirkte auf eine umfassende Reform der ländlichen Gesellschaft und Hebung der Landeswohlfahrt. Vgl. JOHAN VAN DER ZANDE: Bürger und Beamter. Johann Georg Schlosser 1739-1799 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 119, Abteilung Universalgeschichte), Stuttgart 1986; ZIMMERMANN (wie Anm. 15), S. 65-75; Johann Georg Schlosser (1739-1799). Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek und des Generallandesarchivs Karlsruhe, hg. von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, Karlsruhe 1989. Der Forst- und Kammerrat Enderlin erhielt 1772 vom Markgrafen Karl Friedrich die Goldene Ehren-Medaille für seine Verdienste um die Trockenlegung und Bewässerung von Wiesen; vgl. ZIMMERMANN (wie Anm. 15), S. 140, dort Anm. 292. Zu Nikolaus Christian Sander bemerkt von Galler: *Er ist außer seinem Hauptfach, der Theologie, fast in allen Wissenschaften bewandert, ein Mitarbeiter der Berliner allgemeinen deutschen Bibliothek und seine gelehrte Korrespondenz erstreckt sich bis nach Engelland*; zu Sander siehe auch Anm. 117. Johann Georg Jacobi (1740-1814) war von 1784 bis zu seinem Tode Professor der schönen Wissenschaften in Freiburg; seine Berufung hatte für einiges Aufsehen gesorgt, war er doch als Protestant auf einen Lehrstuhl der bis dahin streng katholischen Freiburger Universität berufen worden. Als Dichter erfreute sich der Verfasser anakreontischer Verse vor allem bei der „gebildeten Damenwelt“ großer Beliebtheit. Im Hause Schlossers, mit dem er durch dessen zweite Heirat verschwägert war, verbrachte Jacobi „alle seine Samstag und Sonntag“ mit Gleichgesinnten. Vgl. STEFAN TOLKSDORF: Mit Fackel, Leier und der schönen Iris, in: Badische Zeitung vom 8.7.2000, S. V. Um die Liste der Begegnungen Gallers fortzuführen, sei auch Friedrich Freiherr von Zinck genannt, „Emmendinger Pensionär und Horaz-Verehrer“, ebd.

³² Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 42f. – Zur Prinzessin Elisabeth Eleonora Augusta s. MECHTHILD MICHELS: Prinzessin Elisabeth Eleonora Augusta von Baden-Baden (1726-1789) und ihre Hofhaltung zu Riegel und in Freiburg, in: Schau-ins-Land 125 (2006), S. 107-134.

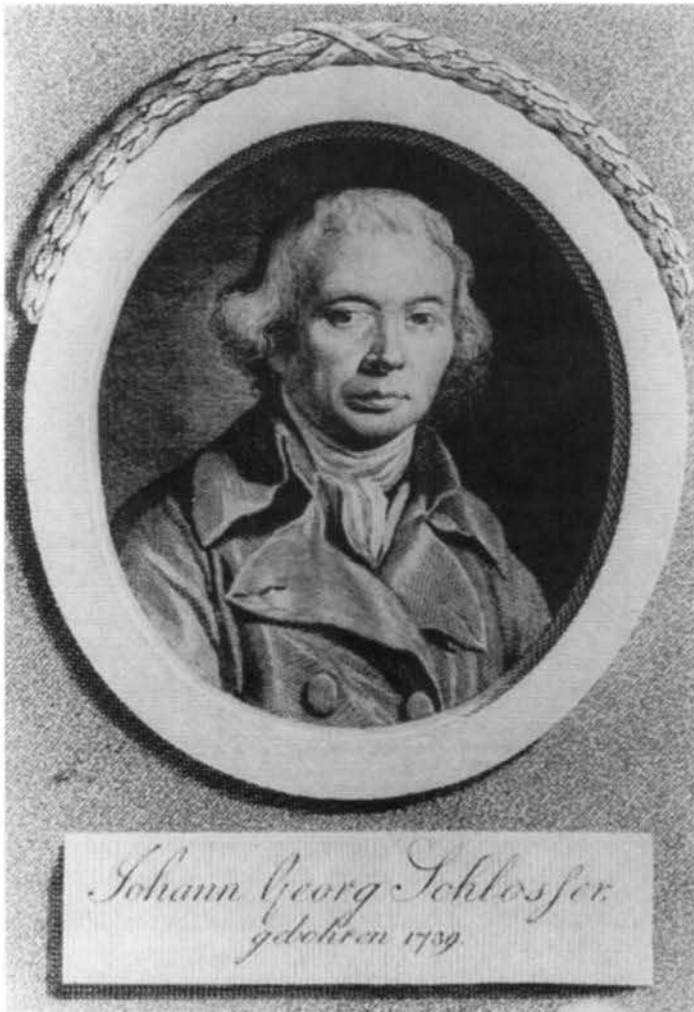


Abb. 3 Johann Georg Schlosser (1739-1799), Jurist und Schriftsteller, seit 1773 in markgräfllich-badischen Diensten; 1774-1787 Oberamtsverweser in Hochberg. Kupferstich von Christoph Wilhelm Bock, 1788 (aus: Schlosser, Begleitbuch zur Ausstellung [wie Anm. 31], S. 253).

ste.³³ – In keinem oberländischen Verwaltungsbezirk traf von Galler auf soviel politische und geistige „Prominenz“ wie in Hochberg. Und die Begegnungen müssen einen großen Eindruck auf den jungen Galler gemacht haben, da er sie und die Personen eingehend schildert, während es sonst auch heißen kann: *deren Charaktere mir entfallen sind*.³⁴

Der Weg von der Herrschaft Hochberg in das südlich gelegene Markgräflerland führte zunächst hinter Freiburg an der Kartause vorbei (*deren Aufhebung und Verkauf an die Meistbietende vor ein paar Jahren in den dortigen Gegenden sehr viel Aufsehens machte*), über Eb-

³³ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 72f.: *Der Herr Kammerpräsident bereiset fast jährlich einen Teil der badischen Lande, um seine Lokal-Kenntnisse zu erweitern und sich von verschiedenen Gegenständen nähere, wenigstens zuversichtlichere Aufschlüsse zu erwerben ... Donnerstag, den 6ten, gegen neun Uhr vormittags schieden wir [in Müllheim] auseinander.* Der Bericht über die „Inspektions“-reise des Geheimen Rates und Rentkammerpräsidenten Christian von Gayling im Spätjahr 1785 ist referiert von KONSTANTIN SCHÄFER: Landesvisitationen in der badischen Markgrafschaft, in: Alemannisches Jahrbuch 1960, S. 158-202, hier S. 185-193. Von Gayling wurde begleitet von Kammerrat Cancrin, der ebenfalls von Niklas von Galler erwähnt wird. Das besondere Interesse von Gaylings galt auf der Reise von 1785 offensichtlich der Landwirtschaft; er empfahl den Bauern den Kleeanbau, die Fruchtwechselwirtschaft und das Beizen des Saatguts. Daneben informierte er sich über eine Hanf- und Flachsspinnerei in der Vogtei Tegernau; er besichtigte die Indienne-Fabrik in Lörrach, die Grube „Silberloch“ im Brettental, das Kameralgut bei der Hochburg und die Vogel'sche Hanf- und Baumwollspinnerei und -weberei in Emmendingen. Die Parallelen zur Reise des Niklas von Galler sind deutlich.

³⁴ So z. B. in: Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 46.

net (ein Dorf nebst einem Schlosse und großen Garten, dem Grafen von Sickingen gehörig) und nach Zarten. Nach dem *Himmelreich* begann der *dunkle Schwarzwald* mit fürchterlich schönen *Scenen*.³⁵

*Ein 6spänniger Güterwagen, der gerade vor mir [den sehr steilen Weg] hinauf fuhr, hatte wenigstens 6-8 Vorspannpferde; indes ist der Weg sehr breit und schneckenförmig angelegt; an der Seite ist er mit hölzernen Geländern, welche bei Gelegenheit der Durchreise der Dauphine gemacht und seit der Zeit fast durchgehends unterhalten wurden, wohl verwahrt.*³⁶

Einige ... kameralistische ... Bemerkungen geben zugleich eine anschauliche Schilderung vom Leben der Menschen im Schwarzwald:

*Auf dieser Seite des Schwarzwalds sehe ich ... kein einiges Dorf, wohl aber mehrere, hie und da zerstreute Bauernhöfe, deren Besitzer zum Teil sehr vermöglich sein sollen. Wenn sich die Bewohner dieses Gebirgs, worunter es auch sehr viele Arme giebt, nicht durch die Viehzucht und das Holz ernährten, so würden sie entweder Hungers sterben oder ihre einsame Hütten verlassen müssen; denn der Ackerbau reicht zu ihrem Unterhalte bei weitem nicht hin und erfordert auch eine ganz besondere Behandlung ... Wegen der lang anhaltenden, auch öfters in den Sommermonaten einfallenden Kälte werden nur einige Fruchtgattungen, als Gerste, Haber, Roggen, etwas Weizen und Rüben gebauet. Öfters gelangen diese Kreszenzien wegen zu kalter Witterung gar nicht zur erforderlichen Reife und in trockenen Sommern verderben sie von der großen Hitze, die zwischen diesen Steinwänden weit fühlbarer sein muß. Alle eben erwähnte Fruchtgattungen standen noch in diesen Gegenden auf dem Felde, da ich sie den 16ten September passierte. In der Herrschaft Mahlberg wurden sie wenigstens schon vor 6 Wochen eingeheimset. [Aus Mangel an Dünger wird das Feld] äußerst selten mehrere auf einander folgende Jahre gebauet; es bleibt 6-8 oder noch mehrere Jahre liegen und dienet zur Weide; dann wird der Wasen im Sommer, wenn er gut ausgetrocknet ist, wieder umgebrochen und die eben beschriebene Operation wiederholt.*³⁷

Am 16. September erreichte Galler das Kloster St. Blasien, wo er Quartier nahm. Tags darauf besichtigte er die 1783 geweihte Kirche, *die ganz nach Geschmack der Rotunda in Rom [des Pantheons] ist*, und die übrigen Klostergebäude, von denen das *Stiegengebäude bei Hof* und die *Bibliothek* besonders hervorgehoben werden.³⁸

³⁵ Alle Zitate ebd., S. 44. – Zur Freiburger Kartause s. PETRA ROHDE: Die Freiburger Klöster zwischen Reformation und Auflösung, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 418-443, bes. S. 439f.

³⁶ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 45. 1770 reiste die Tochter Maria Theresias, Maria Antonia/Marie Antoinette, von Wien nach Paris, um dort den Dauphin und späteren französischen König Ludwig XVI. zu ehelichen. In der Sprache der Zeit war Marie Antoinette die „Madam La Dauphine“. Ihre Reise führte über den Schwarzwald (Breitnau, Höllental, Kirchzarten und Ebnet) zunächst nach Freiburg und von dort über Emmendingen und das Kloster Schuttern nach Straßburg und weiter nach Paris. Vgl. JOSEPH SARRAZIN: Die Dauphine Marie-Antoinette in Freiburg vom 4. bis 6. Mai 1770, in: Schau-ins-Land 26 (1899), S. 33-57; KRISTIANE SCHMALFELDT: „Summa summarum alle Einnamb undt Ausgaaben“. Vom städtischen Haushalt, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 2 (wie Anm. 35), S. 277-302, hier S. 289.

³⁷ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 44f. Die von Galler beobachtete Zweiteilung der Bewohner in *sehr Vermögliche* und *sehr viele Arme* war eine Folge des auf dem Schwarzwald (mit Ausnahme des Hotzenwaldes) herrschenden Ackerrechts; vgl. S. 89. Bei der Bodennutzung beschreibt Galler die in den Höhenlagen des Schwarzwaldes herrschende Feld-Gras-Wirtschaft mit mehrjähriger Brache.

³⁸ Ebd., S. 46-48. Mit großer *Bestürzung* musste Galler erfahren, dass der Abt, es war kein Geringerer als Martin Gerbert (1720-1793, Abt seit 1764), einen Tag zuvor das Kloster verlassen hatte. Ein Brand hatte 1768 große Teile des Klosters, darunter auch die Kirche, zerstört. Seit 1772 wurde die Klosterkirche neu errichtet, 1783 wurde sie geweiht. Vgl. HANS JAKOB WÖRNER: Bemerkungen zur Baugeschichte, in: St. Blasien. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche, hg. von HEINRICH HEIDEGGER und HUGO OTT, München/Zürich 1983, S. 195-213.

Weiter ging der Weg über Schopfheim und durch das Wiesental, dessen Schilderung in scharfem Kontrast zu der des Schwarzwaldes steht:

Wenn jemals eine Gegend von einem Dichter besungen zu werden verdiente, so ist es dieses eben erwähnte Thal, welches bei 3 Stunden lang ist und sich zwischen Bergen hinziehet. Der helle Wiesenfluß, welcher es seiner beträchtlichen Länge nach durchschlängelt, trägt zu seiner Fruchtbarkeit ungemein viel bei. Auf beiden Seiten des Thals sind einzelne Häuser, und das Schloß Rötteln, welches auf einem fruchtbaren Rebberge liegt, und dessen beträchtliche Ruinen von seinem vormaligen Umfange und Ansehen zeugen, beschließet es. Je näher man gegen Lörrach kömmt, desto mehr öffnet sich das Ganze; die Berge scheinen zu verschwinden, und endlich hat man nichts, als ein beinahe unübersehbares flaches Land vor sich. Doch alle diese Worte sind vergebens; das reizende, malerisch Schöne dieser Gegend läßt sich eher fühlen als beschreiben. Jedermann, der sie gesehen hat, spricht mit einer Art von Enthousiasme davon.³⁹

Schließlich erreichte Galler Lörrach. Es ist der Hauptort in der Herrschaft Rötteln und der Sitz der fürstlichen Beamte des Oberamts; es ist größtenteils von Stein gebaut und enthält 1600-1700 Seelen.⁴⁰ Von einem knapp zweitägigen Besuch in Basel vermerkt Galler den „Markgräflerhof“, den „Totentanz“ beim Predigerkloster, die Stadtbibliothek, das Münster, das Arsenal (mit Kanonen, Musketen, Hellebarden, Säbeln und dergleichen Mordgerätschaften, wovon aber heutzutage wohl der geringste Teil zu brauchen sein dürfte), die Seidenbandfabrik der Gebrüder Sarasin sowie die Gemälde- und Kupferstichsammlung des Christian von Mechel.⁴¹

In Badenweiler, wohin Galler am 27. September von Lörrach aus aufgebrochen war, waren es – neben der romanhaft schönen Gegend – alte römische Bäder, denen sein Interesse galt. Nur ein Jahr zuvor, 1784, waren die Ruinen zufällig entdeckt worden,

aus Veranlassung eines neu aufzuführenden herrschaftlichen Gebäudes, zu welchem man die, auf einer an den Flecken anstoßenden großen Matte unter dem Schutte hervorragende Steine benutzen wollte ... Ein hiesiger Ingenieur hat sie mit möglichster Sorgfalt geometrisch aufgenommen, und ein Schüler des Herrn von Mechel, Herr Gmelin, ... hat sie erst in abgewichenen Spätjahr ziemlich getreu auf Kupfer gestochen.⁴²

Von Müllheim, dem Hauptort der Herrschaft Badenweiler und Sitz der Oberamtsverwaltung, weiß Galler nur zu berichten, dass von den dortigen Häusern nur wenige ein äußerliches Ansehen haben; Sulzburg sei ein armselige[s] Landstädtchen, welches an der badischen Grenze in einer rauhen Gegend liegt ... Einige tausend Schritte außer dem Orte sind mehrere Erzgru-

³⁹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 50.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd., S. 61-64. – Der „Markgräflerhof“ gehört dem Herrn Markgrafen von Baden. E[r] diente diesen Fürsten, welche das Bürgerrecht allda haben, in diesen Kriegszeiten öfters zu einem Asyle; der beträchtlichste Teil des Archives wurde dort aufbewahret, und es ist erst wenige Jahre, daß selber nach Rastatt transportiert wurde. Der „Markgräflerhof“ in der Neuen Vorstadt wurde nach dem Brand von 1698 als großes Palais neu errichtet. Der „Basler Totentanz“ befand sich an der Innenseite der Friedhofsmauer des Predigerklosters. In der Nacht des 5. August 1805 wurde die Mauer von Basler Bürgern niedergerissen; 23 Bruchstücke des Gemäldes konnten aus den Trümmern gerettet werden; neunzehn befinden sich heute in der Barfüßerkirche/Basler Stadtmuseum, vier gelten als verschollen. Lukas (1730-1802) und Jakob Sarasin (1742-1802), Erbauer des „Blauen“ und „Weißen Hauses“, betrieben in Basel eine bedeutende Seidenbandfabrik. Vgl. NIKLAUS RÖTHLIN: Artikel „Sarasin“, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 22, Berlin 2005, S. 436-437. Der Kupferstecher und Verleger Christian von Mechel (1732-1817) richtete in seinem Haus in der Basler St.-Johann-Vorstadt eine Kupferstichakademie und ein Kunsthandelsgeschäft ein, das internationalen Ruf genoss; Goethe und Kaiser Joseph II. waren zu Gast. Bedeutung erlangte von Mechel u. a. dadurch, dass er das Werk von Hans Holbein d. J. in großem Umfange zugänglich machte. Siehe LUCAS WÜTHRICH: Artikel „Mechel“, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 16, Berlin 1990, S. 579f.

⁴² Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 69. Auch von Gayling besuchte auf seiner Reise in die südlichen Teile der badischen Markgrafschaft 1785 die neu entdeckte römische Bäderanlage, wo er allerdings die regendurchlässige Abdeckung der Mauerreste monierte, SCHÄFER (wie Anm. 33), S. 186.

ben. Heitersheim ist der Sitz des Großpriors der deutschen Malteser Zunge, ansonsten jedoch ein unbeträchtlicher Marktflecken.⁴³

Am 2. Oktober reiste Niklas von Galler von Müllheim wieder ab. Über Freiburg ging der Weg zurück nach Emmendingen.

Die Chaussee von Müllheim bis Freiburg ziehet durch folgende Ortschaften: a. Hügelheim, b. Buggingen, c. Seefeldten (zu dem Oberamt Badenweiler gehörige, eben nicht sehr beträchtliche Dörfer). Hier fängt das österreichische Territorium an. Rechts siehet man die große badische Vogtei Gallenweiler und in der nämlichen Lage, aber etwas entfernter die Ruinen des Schlosses Staufen, welche auf einer Anhöhe stehen. Am Fuße derselben liegt der Ort gleiches Namens; er gehört ... dem Gotteshaus St. Blasien. Heitersheim folgt unmittelbar darauf, liegt aber etwas näher an die Chaussee; die Landeshoheit stehet dem Hause Österreich zu. d. Krotzingen. Der Ort gehöret dem Freiherrn von Pfirdt. e. Offnadingen, f. Norsingen, g. Scherzingen sind österreichische Ortschaften. Da[nn] fällt man wiederum in das Badische, nämlich in die sogenannte untere Badenweiler Vogteien ein, fährt durch h. Wolfenweiler, i. Leutersberg, siehet links Mengen und Schallstadt, kömmt sofort wieder auf österreichisches Territorium durch k. Wendlingen, l. St. Georgen nach Freiburg. Die badische Vogtei Haslach liegt links zwischen beiden eben genannten Orten, ganz abgerissen von denen übrigen, zu dem Oberamt Badenweiler gehörigen Ortschaften; ihre Banngrenzen reichen beinahe bis an die Landstraße.⁴⁴

Mit der zitierten Wegeskizze hat Galler ein einprägsames Bild von der territorialen Zersplitterung in diesem Teil der südlichen Oberrheinlande gegeben. – Am 3. Oktober traf von Galler wieder in Emmendingen ein.

Die Oberamtsbeschreibungen: Bevölkerung, Gesellschaft, Wirtschaft

Der eigentliche Zweck der Reise Gallers war nach eigenen Angaben nicht auf *architektonische* (wir würden sagen: bildungstouristische), sondern auf *kameralische Gegenstände* gerichtet.⁴⁵ Und somit dürfte Galler die dem Reisetagebuch eingearbeiteten *Beschreibungen* der besuchten Herrschaften bzw. Oberämter als den wichtigeren Teil seiner *Reiserelation* angesehen haben. Was unter diesen Beschreibungen zu verstehen ist, zeigt am besten das Raster, nach dem sie jeweils gegliedert sind:

- Größe, Grenzen und Bevölkerung der Oberämter
- Bodenbeschaffenheit und Bodenschätze
- Landwirtschaft
 - Viehzucht
 - Ackerbau
 - Obst- und Gartenbau
 - Weinbau
 - Wiesenbau
 - Wald- und Holzkultur
- Gewerbe, Manufakturen, „Fabriken“
- Preise der Lebensmittel
- Ausfuhr, Einfuhr, Bilanz
- Vermögensstand der Bewohner
- Moralischer Charakter und Religion
- Judenhaushaltungen
- Münzfuß, Münzen, Maß, Gewicht
- Verwaltung: Fürstliche Bedienstete und deren Bezahlung.

⁴³ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 70f.

⁴⁴ Ebd., S. 71f.

⁴⁵ Ebd., S. 47.

Was Galler hier bietet, ist eine Landesbeschreibung aus der Sicht des Kameralisten, des „Ökonomen“. Er beschreibt den Zustand des Landes und die getroffenen Maßnahmen zur Besserung des allgemeinen Wohls, aber auch die Versäumnisse und retardierenden Elemente, das Festhalten am Alten und Überkommenen. Die Angaben beruhen auf eigenen Beobachtungen sowie auf amtlichen Erhebungen und Aufzeichnungen, zu denen Galler durch Empfehlungsschreiben der Karlsruher Regierung überall Zugang hatte.

Wie sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Perspektive und Ziel solcher *Beschreibungen* verändert hatten, verdeutlicht ein Vergleich mit älteren „Visitations“-Berichten. War zuvor der Lebenswandel der Untertanen und die Korrektheit der Arbeit geistlicher und weltlicher Amtsträger ein wesentlicher Gegenstand der Nachforschung (ging es mit anderen Worten darum, „Lotterleben“ und Verwaltungsfehler aufzuspüren),⁴⁶ dominierte jetzt der Bereich der Ökonomie, die Erfassung des Zähl- und Messbaren, die Statistik.⁴⁷ Zwar gibt es auch bei Galler das Kapitel „Moralischer Charakter und Religion“, doch ist es mit Abstand das jeweils kürzeste und enthält oft nur Gemeinplätze. „Der aufgeklärt absolutistische Staat begann, die Menschen zu zählen, das Land zu vermessen, das Leben zu erfassen“⁴⁸ – und gezielt-fordernd zu verändern.

Bevölkerung: Stand und Entwicklung

Zu Ende des Jahres 1784 lebten im Oberamt Hochberg nach den Angaben Gallers 20.490 Einwohner. Wie für Galler aus den *Seelentabellen* der letzten Jahre ersichtlich, war die Bevölkerung kontinuierlich angewachsen. Der Überschuss der Geburten gegenüber den Sterbefällen betrage nach Auskunft des *Landphysicus* durchschnittlich pro Jahr 157. Das ergibt ein natürliches Wachstum von durchschnittlich 0,8%; im Jahr 1785 betrug es, bezogen auf das Vorjahr, sogar 1% (Geburtenüberschuss 202). Als augenfälligen Beweis für die Zunahme der Menschen in diesem Oberamt führt Galler auch an, *daß viele Kirchen und Schulhäuser, die ehemals geräumig genug waren, jetzt nach und nach erweitert werden müssen*.⁴⁹

Im Oberamt Rötteln-Sausenberg belief sich die Bevölkerung 1784 auf 28.105 Seelen. Nach einem Niklas von Galler vorliegenden Auszug aus den Geburts- und Sterbelisten der Jahre 1760 bis 1779 überstieg in diesem Zeitraum von 20 Jahren die Zahl der Geburten die der Todesfälle um 2.368. Mithin verzeichnete das Oberamt einen durchschnittlichen natürlichen Zuwachs von 118 Personen pro Jahr, so dass wir von einem natürlichen Wachstum in der Größenordnung von 0,4-0,5% ausgehen dürfen. Eine Erklärung für die im Vergleich zu Hochberg geringere Zuwachsrates findet Galler in der niedrigeren Geburtenzahl, die auch für das Oberamt Badenweiler gelte: *Man macht den Bauern dieses Oberamts sowohl als der Herrschaft Badenweiler den Vorwurf, daß sie selten mehr als 2, höchstens 3 Kinder zeugen; sie suchen dadurch die Teilung*

⁴⁶ Siehe dazu SCHÄFER (wie Anm. 33), S. 158-173, mit dem Beispiel einer Visitationsreise des Markgrafen Karl Wilhelm von 1717.

⁴⁷ So etwa im Bericht des Badenweiler Oberamtmannes Salzer von 1754, FRITZ SCHÜLIN: Merkwürdiges im Umbruch und Wandel der Agrarwirtschaft im Markgräflerland der Regierungszeit des Markgrafen Karl Friedrich (1746-1811), in: *Das Markgräflerland* 1976, S. 4-48, hier S. 36-43, oder in den Reiseberichten des badischen Rentkammerpräsidenten Christian von Gayling von 1776 bis 1801, SCHÄFER (wie Anm. 33), S. 173-201. Die Forschung stimmt darin überein, dass die rationale Erfassung und Durchdringung der Gesellschaft in der Markgrafschaft Baden(-Durlach) mit der Reformpolitik des Markgrafen Karl Friedrich in engem Zusammenhang steht; dazu jetzt HOLENSTEIN (wie Anm. 14). Vergleichbar für Vorderösterreich ist die „Statistik der Kaiserl. Königl. Vorlande“ von Alphons Lugo 1797, ediert in: *Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde*, hg. von FRIEDRICH METZ, Freiburg ²1976, S. 797-818.

⁴⁸ WOLFGANG HUG: Sozialer und politischer Wandel am Oberrhein um 1800, in: *Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart* (wie Anm. 5), S. 104-123, Zitat S. 106.

⁴⁹ Alle Zitate in diesem Abschnitt in: *Das Badische Oberland* (wie Anm. 1), S. 27f.

der Güter zu vermeiden. Bemerkenswert war es für Galler auch, dass im Oberamt Badenweiler, bei einer Gesamtbevölkerung von 10.631 Seelen, 570 Personen von 66 und mehreren Jahren gezählt wurden (5,36%).⁵⁰

Die Angaben Gallers zu Stand und Entwicklung der Bevölkerung im badischen Oberland fügen sich ein in das Bild, das die Geschichtswissenschaft vom demographischen Verlauf gezeichnet hat.⁵¹

Nach dem Dreißigjährigen Krieg mit seinen großen Menschenverlusten wuchs die Bevölkerung – in Teilen der Oberrheinlande allerdings verlangsamt durch die nachfolgenden „Franzosenkriege“ (1672-1714) – rasch an, und spätestens in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die eingetretenen Bevölkerungsverluste wieder ausgeglichen. Danach setzte sich das Wachstum, in Wellen und insgesamt etwas verlangsamt, fort; „eine Phase raschen Anstiegs waren ... die 70er Jahre“.⁵²

Die natürlichen Zuwachsraten lagen im 18. Jahrhundert, bezogen auf ganz Deutschland, zwischen einem Spitzenwert von 1,3% und einem Tiefstwert von 0,3%.⁵³ Für das Gebiet des heutigen Baden-Württemberg ist für den Zeitraum 1715-1800 von einer jährlichen Zuwachsrate von 0,74% auszugehen.⁵⁴

Bevölkerung: Soziale Gliederung und Lebensverhältnisse

Zur sozialen Gliederung der Bevölkerung: zum Verhältnis von „Arm“ und „Reich“ macht Galler nur beschreibende Angaben. Hier stützte er sich ganz überwiegend auf Beobachtungen, die er „auf der Durchreise“ und gleichsam „vom Wege aus“ gemacht hat.

In den „Riedorten“ der Herrschaft Mahlberg fand Galler einen guten Vermögensstand der Bewohner vor. Das Vermögen sei, aufgrund des gewinnbringenden Getreide- und Hanfanbaus, gleichmäßig verteilt: *In diesen Orten findet man nur zwei, drei bis vier sehr reiche Leute, die gemeinlich kleine Dorftyrannen sind ... Es giebt allda mehrere mittelmäßig reiche, viele wohlhabende und sehr wenig ganz arme Unterthanen. Anders sei die Lage in den „Weinorten“. Man trifft zwar hie und da auch reiche und mittelmäßig gutstehende Familien an, aber die Anzahl der gering Bemittelten und Armen übersteigt jene weit. Sehr viele stecken tief in Schulden, weil sie auf den Herbst – die Weinlese – hin leicht Geld gelehnt erhalten.* Der Grund für die

⁵⁰ Alle Zitate in diesem Abschnitt in: Ebd., S. 51, 54f. und 65f. – Die verhältnismäßig niedrige Geburtenrate im Oberamt Rötteln-Sausenberg und eingeschränkt im Oberamt Badenweiler wurde auch sonst vermerkt; s. STRAUB (wie Anm. 15), S. 139, dort Anm. 148. Zum Altersaufbau der männlichen Bevölkerung in der Markgrafschaft Hochberg s. ALBRECHT STROBEL: Agrarverfassung im Übergang. Studien zur Agrargeschichte des badischen Breisgaus vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 23), Freiburg/München 1972, S. 32.

⁵¹ Zusammenfassend HORST BUSZELLO: Bauer, Tagelöhner, Handwerker. Zur ländlichen Sozial- und Ernährungsgeschichte am Oberrhein im 18. Jahrhundert, in: Geschichte erforschen, erfahren, vermitteln. Festschrift für WOLFGANG HUG (Gesellschaft, Erziehung und Bildung 32), Rheinfelden/Berlin 1992, S. 5-21, bes. S. 5f., wo die ältere Literatur ausgewertet ist. Sprechend ist die Grafik der Entwicklung der Einwohnerzahlen in der Markgrafschaft Hochberg 1620-1800, in STROBEL (wie Anm. 50), S. 30. Dazu SCHÜLIN (wie Anm. 47), S. 4-48, bes. S. 12f. (Zahlen für 1643 und 1664), S. 36-43 (Bericht des Badenweiler Oberamtmanns Salzer 1754, mit Vergleich zu einer Erhebung von 1709: demnach eine Zunahme der Haushaltungen von ca. 60%); DERS.: Statistik der Einwohner in den Orten des Oberamts Rötteln: 1643, 1709, 1740, [sowie] Einwohner der Orte in der Diözese Rötteln im Jahre 1757, in: Das Markgräflerland 1972/Heft 3 und 4, S. 214-217. Auch wenn die Zahlen nicht immer vergleichbar sind, so bleibt doch das Ergebnis eines rapiden Bevölkerungszuwachses.

⁵² STROBEL (wie Anm. 50), S. 29-33, Zitat S. 29.

⁵³ CHRISTIAN PFISTER: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie. 1500-1800 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 28), München 1994, S. 79f.

⁵⁴ NORBERT OHLER: Zur Bevölkerungsgeschichte von Baden-Württemberg in vorstatistischer Zeit, in: ZGO 152 (2004), S. 9-22, hier S. 15 und 19f.



Tagelöhner.
 Art. gute Nacht auf heit' furd' bocht
 will ich lauffen
 Mein Trema laß nur auch den Scheg-
 gen wäcker lauffen.

Vieh-Magd.
 Ich mache alles mit, und geh mir
 Lust dazu
 Weil meine Säen schon sind verlehrt
 und erndtet.

Abb. 4 Tagelöhner und Viehmagd, um 1700
 (aus: SIGRID JACOBET/WOLFGANG JACOBET:
 Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen
 Volkes, 1550-1810, Köln 1986, S. 54).

schlechte Vermögenslage, erstaunlich angesichts steigender Weinpreise, liege in einem Bündel von Umständen, die insgesamt zu einem geringen Verdienst aus dem Weinverkauf in dieser Herrschaft führten.⁵⁵

Für die Markgrafschaft Hochberg macht Galler nur indirekte Angaben zum Lebensstandard der Bevölkerung. Die Lebensmittel stünden dort *in etwas höherem Werte, welches der Konkurrenz der Käufer, wozu die Lage der Markgrafschaft vorteilhaft ist*, sowie der Qualität der Produkte zuzuschreiben sei. Um diese Beobachtung Gallers nicht fehlzuinterpretieren, sei sofort hinzugefügt: Höhere Preise für Lebensmittel waren jedoch nur von Vorteil für die größeren Bauern, die regelmäßig Nahrungsmittel dem Markt zuführten; für Kleinbauern, Tagelöhner und Handwerker, die ganz oder teilweise Nahrungsmittel (dazu-)kaufen mussten, waren sie indes von Nachteil. Für einen eher geringen Wohlstand könnten zwei weitere Bemerkungen Gallers sprechen. Der hochbergische Landmann wisse sich *in seinen Bedürfnissen mehr, als seine Nachbarn einzuschränken*, und seine tägliche Kost sei sehr einfach: *Abgesottene Grundbirn mit frischem Butter und Salz ist seine Hauptnahrung und Wein sein Hauptgetränk. Bei denen et-*

⁵⁵ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 14.

was Vermöglicheren wird jährlich sehr viel Schweinefleisch verzehret. Im ganzen stehe das Oberamt jedoch gut da und solle unter dem gegenwärtigen Oberbeamten, Herrn Geheimen Hofrat Schlosser, der äußerst thätig ist, große Fortschritte gemacht haben.⁵⁶

Für das Oberamt Rötteln-Sausenberg konstatiert von Galler einen *hohe[n] Wert aller Landesprodukte, in welchem selbe seit den 1770er teuern Jahren ... stehen*; diese sind Getreide, Wein, Holz, rohes oder verarbeitetes Eisen. Der Grund für das hohe Preisniveau sei die nahe gelegene Schweiz, in die diese Waren exportiert werden; Getreide sei in Lörrach fast doppelt so teuer wie in der Gegend um Karlsruhe. Im Blick darauf spricht Galler von *den blühenden Umständen der dortigen Inwohnerschaft*, wobei er auch die Professionalisten und Handwerksleute in dieses Urteil mit einbezieht, da sie sich ihre Arbeiten *nach Verhältnisse der Preise der Lebensmittel bezahlen* lassen. Üppigkeit in Essen und Trinken wie auch in der Kleidung sei bei den *Röttler Bauer[n]* sehr groß, und *die ganze Lebensart derselben kann mit der eines Bauern in [den] Unterlanden in gar kein Verhältnis gesetzt werden*. Auf dem Oberamt konnte man Niklas von Galler mehrere Bauern benennen, deren Vermögen sich auf 50-80.000 Gulden belaufe. Galler fügt hinzu, *daß diese Volksklasse [d. h. die der sehr Reichen im Oberamt Rötteln] verhältnismäßig größer sei, als in anderen Gegenden und daß so oft ein einziger reicher Bauer in die Stelle mehrerer Mittelmänner eintrete*. Andererseits muss von Galler aber auch darauf hinweisen, dass all jene Menschen, *die keine Grundstücke haben und mithin alle Kreszenzien erkaufen müssen, aber keine zu verkaufen haben, ... übel daran seien*. Sie bildeten die *arme ... Klasse des Landvolks*, deren Kinder in die Schweiz abwanderten, um in den dortigen „Fabriken“ ihren Lebensunterhalt zu verdienen, womit sie dem heimischen Arbeitsmarkt nicht mehr zur Verfügung stünden. – Zusammengefasst könnten die Ausführungen Gallers darauf hindeuten, dass die Bevölkerung im Oberamt Rötteln stärker als anderswo zweigeteilt war: in die Klasse der vermögenden Großbauern und die der armen, weil nicht oder nur unzureichend mit Land ausgestatteten klein- und unterbäuerlichen Schicht.⁵⁷

Auch in der Herrschaft Badenweiler findet Galler *überhaupt ... ziemlich begüterte Unterthanen*. Wenngleich der Wohlstand in den *niedern*, d. h. nördlichen Vogteien größer sei als in den *obern*, da deren Bewohner ihre landwirtschaftlichen Produkte, nämlich beste Früchte, guten Wein und vorzüglich schönen Hanf, in der nahe gelegenen Stadt Freiburg mit gutem Gewinn verkaufen könnten. Verglichen mit den Röttelner Bauern führten die Badenweiler Landleute zwar eine *einfachere Lebensart*, aber wie dort sei auch hier das *Vermögen zu wenig verteilt*; was heißt, dass einer vermögenden Oberschicht auch hier eine arme Unterschicht gegenüberstand.⁵⁸

Die Aussagen Gallers zum Vermögensstand der Bevölkerung sind deskriptiv und damit vage. Sie treffen gegebene Sachverhalte, bedürfen jedoch einer erklärenden (und bisweilen korrigierenden) Ergänzung.

Die von Galler bereisten badischen Oberämter Mahlberg, Hochberg, Rötteln-Sausenberg und Badenweiler lagen – von Randzonen abgesehen – im sog. Real- oder Freiteilungsgebiet.⁵⁹ Bei dieser Form der Vererbung war im Grundsatz der hinterlassene Besitz unter alle erbberechtigten Nachkommen gleichmäßig zu verteilen. Wenngleich es einschränkende und Sonderbestimmungen gab,⁶⁰ begünstigte dieses Erbrecht tendenziell die Güterzersplitterung mit fließend

⁵⁶ Ebd., S. 34f.

⁵⁷ Ebd., S. 53f.

⁵⁸ Ebd., S. 66 und 68: *muß es da auch sehr viele Arme geben, und besonders solle die Judenschaft in Müllheim und Sulzburg immer mehr in Verfall geraten*.

⁵⁹ Zu den Erbsitten „Realteilungsrecht“ und „Anerbenrecht“ vgl. STROBEL (wie Anm. 50), S. 85-93, und STRAUB (wie Anm. 15), passim, bes. S. 26ff. und 129ff. Zu den sozialen Auswirkungen beider Erbrechte s. auch BUSZELLO (wie Anm. 51), S. 6-9.

⁶⁰ STROBEL (wie Anm. 50), S. 85-89. Auch SCHÜLIN (wie Anm. 47), S. 20: „Ab 1760 durften Äcker und Matten nicht mehr weiter als bis zu einem Viertel (= 9 ar) geteilt werden.“

ineinander übergehenden Vermögensklassen. Es begegnen alle denkbaren Hofgrößen, und die Schicht der großen Bauern („Wagenmeier“) ging ohne klare Grenzlinie in die der mittleren und kleinen Bauern über („Einspänner“ oder „Karrenmeier“); die letzteren wiederum ließen sich kaum von den Tagelöhnern unterscheiden, die in der Regel ebenfalls über geringen Landbesitz verfügten. Nach Meinung des Hochberger Oberamtsverwesers Schlosser lagen selbst viele mittlere Bauern an der unteren Grenze der Selbstversorgung: Sie stellten weder *rechte Ackersleute noch rechte Tagelöhner vor; [sie waren gezwungen, sich zu verschulden], um ein paar elende Mannshauet Matten zu kaufen, weil sie kein Vieh halten können und doch müssen*.⁶¹ Die Mehrzahl der (Land-)Handwerker schließlich war vermögensmäßig den Tagelöhnern gleichzustellen.⁶² – Auf seinem Weg über den Schwarzwald konnte Galler auch die Auswirkungen des Anerbenrechts beobachten.⁶³ Dieses führte zu einer klaren Zweiteilung der Gesellschaft in eine gleichbleibende Anzahl vermögiger Hofbesitzer (Erben) und unvermögender Nichterben, die entweder „weichen“ oder ihr Leben als Knechte und Mägde auf dem Hof des Erben (des jüngsten Sohnes) oder der Erbin (der ältesten Tochter) führen mussten.

Im Oberamt Hochberg betrug im Jahr 1760 der Anteil der „Reichen“ 5,2% der Gesamthaushaltungen, während sich der Anteil der „mittelmäßigen“ Bauern auf 48,5%, der der „Armen“ auf 46,3% belief. Im Oberamt Badenweiler lag 1754 der Anteil der „Guten“ bis „Reichen“ bei 14,3%, der der „Mittelmäßigen“ bei 33,8%, der der „Armen“ bei 51,8%. Ein drittes Beispiel: Im Oberamt Rötteln betrug 1803 der Anteil der Bauern 42%, der der Tagelöhner 25% und der einer „Restgruppe“ 33%.⁶⁴ – Der Grund für die hohe Zahl von „Armen“⁶⁵ lag einmal in der Kombination von Bevölkerungswachstum und Realteilung der Güter im Erbfall, was der Badenweiler Oberamtmann Salzer bereits 1749 so beschrieb: *Die Einwohner vermehren sich täglich. Die Güther werden [durch Erbteilung] verstückeret, folgl. die Nahrung schwächer ... Aus reichen Bauern werden mittelmäßige Burger. Diese verwandeln sich in Tagelöhner. Und wer gibt hernach der letzten Gattung zu schaffen?*⁶⁶ Der zweite gewichtige Faktor war die Entwicklung der Preise und Löhne. Während die Preise für Lebensmittel ab ca. 1734 stiegen (mit einem nochmaligen Schub in den 70er-Jahren⁶⁷), verharteten die Löhne ab ca. 1720 auf einem gleichbleibend niedrigen Niveau.⁶⁸ Von dieser Entwicklung profitierten die größeren Bauern, die regelmäßig Nahrungsmittel auf dem Markt anbieten konnten. Es litten die ärmeren Menschen (Kleinbauern, Tagelöhner, Handwerker), die auf (Zu-)Verdienst durch Lohnarbeit angewiesen waren, um Nahrungsmittel zu kaufen – deren Situation sich in Teuerungs- und Hungerjahren nochmals und dramatisch verschärfte.⁶⁹

Vergleicht man die Ergebnisse moderner Forschung mit den Angaben Gallers zum Vermögensstand der Bevölkerung im badischen Oberland, so muss man zu dem Schluss kommen,

⁶¹ Zitiert nach STROBEL (wie Anm. 50), S. 127. – Die untere Grenze für einen „ackerbauenden“ vollbäuerlichen Betrieb (Selbstversorgerhof) lag in der Rheinebene und im anschließenden Hügelland bei guter Landesbeschaffenheit und fortschrittlicher Betriebsart bei ca. 2,5 ha („Mittelmänner“ oder „Einspänner“). Ein größerer Hof besaß etwa 5 ha und mehr („reicher Bauer“ oder „Wagenmeier“); der Besitz eines Tagelöhners lag bei unter 1-1,4 ha, BUSZELLO (wie Anm. 51), S. 8f.

⁶² BUSZELLO (wie Anm. 51), S. 6-9.

⁶³ Siehe S. 82.

⁶⁴ Hochberg: STROBEL (wie Anm. 50), S. 126; Badenweiler: SCHÜLIN (wie Anm. 47), S. 36-43; Rötteln: STRAUB (wie Anm. 15), S. 147f., dort Anm. 191.

⁶⁵ Kleinbauern, Tagelöhner, (Dorf-)Handwerker – alle diejenigen, „die zwar in der Landwirtschaft ganz oder zum Teil tätig waren, deren eigener Betrieb aber mangels hinreichender Größe kein auskömmliches Einkommen abwarf“, so ACHILLES (wie Anm. 14), S. 107.

⁶⁶ Zitiert nach STRAUB (wie Anm. 15), S. 92.

⁶⁷ Der Wohlstand der Röttelner Bauern hing für Galler wesentlich mit *den 1770er teuern Jahren* zusammen; siehe S. 88.

⁶⁸ Vgl. STRAUB (wie Anm. 15), S. 40-52; BUSZELLO (wie Anm. 51), S. 9-13.

⁶⁹ Hungerjahre waren im 18. Jahrhundert die Jahre 1709-14, 1740/41, 1770/71 und 1789/90.

dass dieser das Ausmaß der „Armen“ in der Gesellschaft und damit die soziale Problematik nicht hinreichend deutlich werden lässt. Hat Galler seine Angaben schöngefärbt oder unterlag er einer selektiven Wahrnehmung?⁷⁰ Das gesellschaftliche Ideal sah Galler jedenfalls im begüterten, moderat reichen Bauern, d. h. in einer breiten Mittelschicht:

So schädlich die allzugroße Verstückelung der Grundstücke ist, eben so wenig Vorteil hat sich das gemeine Wesen von denen allzugroßen Bauernhöfen zu versprechen. Im erstern Fall giebt es gewöhnlich arme und zugleich liederliche Leute, die sich vom Feldbau nicht ernähren können und sich doch schämen, durch Tagelohn ihr Brod zu gewinnen ... Die Bauerngüter von zu großem Umfang hingegen werden selten, teils aus Mangel an Besserung [Dung], teils aus Abgang [Mangel] an Tagelöhnern gehörig gebauet. Öfters macht auch der reiche Bauer den kleinen Dorftyrannen, indem er nach und nach alles an sich kauft, wozu den übrigen das Geld fehlet.⁷¹

Zumindest in der Haltung gegenüber der unterbäuerlichen Schicht, den „Armen“, folgte Galler den gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Vorstellungen, die führende Beamte in Baden zur Rentabilisierung der Höfe entworfen hatten. Schon 1776 vertrat Rentkammerpräsident von Gayling die Meinung, dass *die Güter solcher Leute, deren Besitzungen keinen eigenen Zug verlohnten, an andere vermöglichere Eigenthümer* verpachtet werden sollten. Und im gleichen Sinne beschrieb Johann Georg Schlosser die kleinbäuerlichen Betriebe mit unverhältnismäßiger Viehhaltung als wesentliches Hindernis für eine wohlstandssteigernde Agrarreform:

Große Verbesserungen sind bei der Verteilung der Güter unmöglich ... erfordern viele Hände und Vorschuß, der kleine Bauer kann diese nicht aufbringen ... [Der Kleinbauer] lebt von seinen Gütern, wie ein Meister, [wäre er] dienstbar oder Tagelöhner, so müßte er sich mit seinem Tagelohn begnügen, und das was er jetzt unnötig verschwendet, bliebe in der Hand des Bauern [der ihn als Tagelöhner beschäftigt], welche von dem Ertrag umso mehr verkaufen, also Geld ins Land schaffen könnten.⁷²

Landwirtschaft: Ackerbau und Weinbau

Es war sicherlich kein wissenschaftlich-theoretisches, sondern ein höchst praktisches Interesse, das Niklas von Galler der Landwirtschaft in den badischen Oberämtern entgegenbrachte. Denn die im 18. Jahrhundert schnell wachsende Bevölkerung⁷³ musste jahrein, jahraus in ausreichendem Maße mit Nahrungsmitteln versorgt werden, und die Landwirtschaft hielt mit der steigenden Nachfrage nicht oder nur mühsam Schritt. Betroffen von den steigenden Preisen – bei retardierenden Löhnen – waren vor allem diejenigen Menschen, die darauf angewiesen waren, Nahrungsmittel ganz oder teilweise zu kaufen – also Kleinbauern, Tagelöhner und Lohnarbeiter.⁷⁴ Großbauern hingegen verdienten sowohl an den kontinuierlich steigenden Preisen als auch an den kurzfristigen Preissprüngen in Notjahren.

⁷⁰ Dazu FRANZ QUARTHAL: Öffentliche Armut, Akademikerschwemme und Massenarbeitslosigkeit im Zeitalter des Barock (Oberrheinische Studien 6), Karlsruhe 1985, S. 153-188, hier S. 183: „Die wirtschaftliche und soziale Realität der Handwerker und Bauern während des 18. Jahrhunderts sah jedoch anders aus, als sie sich in den akademischen Reformschriften darstellte.“ Siehe auch S. 78f.

⁷¹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 55.

⁷² Zitat von Gayling: STRAUB (wie Anm. 15), S. 129; Zitat von Schlosser: ZIMMERMANN (wie Anm. 15), S. 72f., dort Anm. 143, und S. 73 mit Anm. 145.

⁷³ Siehe S. 85f.

⁷⁴ Vgl. S. 88f.

Die skizzierten Umstände legten es nahe, dass von Galler nach den Innovationen fragte, die zur Ertragssteigerung im Ackerbau eingeführt worden waren. Und er sparte nicht mit Kritik, wo er ein unbedachtes Festhalten an überholten Produktionsweisen feststellen musste.⁷⁵

Eine eingehende Schilderung gibt Galler vom Ackerbau in der Herrschaft Mahlberg:

Die Ackerfelder werden in dieser Herrschaft durchgehends in drei Zelgen oder Fluren eingeteilt, nämlich: Winter-, Sommer- und Brachfeld ...

1. *Im Winterfeld wird Weizen, Korn [= Roggen] und gemischte Frucht, nämlich Weizen und Korn unter einander, gebauet; vom Spelz oder Dinkel aber weiß man in dortiger Gegend nichts ... Im Durchmesser wird die Aussaat in mittelmäßig guten Jahren neun- bis zehnfach eingeerntet. [Nachdem das Getreide geerntet ist,] werden die Ackerfelder ... mit Rübsamen besäet ... Bei vermischter guter Witterung soll ein Joch Acker 150 und mehr Körbe voll Stupfelrüben abwerfen können.*

2. *Im Sommerfeld bauet man: a. Sommerweizen, aber sehr wenig und nur in den Riedorten; b. Gerst und Sommerweizen untereinander, Molzer genannt, auch nicht viel; c. lautere Gerst; d. Gerst mit Linsen oder Wicken vermischet am meisten und e. Habern, diesen aber meistens nur auf frisch umgebrochenen Matten und Weiden.*

In die lautere Gerst wird gewöhnlich entweder sogleich bei der Aussaat, oder wenn sie schon drei bis vier Zoll lang ist, holländischer Klee gesäet ... Der Sommerweizen gibt in mittleren Jahren die Aussaat sieben- bis acht-, die lautere Gerste sechs- bis sieben-, die gemischte Gerste und der Haber aber acht- bis neunfach wieder zurück.

3. *Man sieht in der Herrschaft Mahlberg sehr selten im Brachfeld einen Acker ohne Anblümung. Die Kreszenzien, die darin gepflanzt werden, sind:*

1. Hanf, sehr viel. 2. Grundbirn [=Kartoffeln], in Menge. 3. Winterreps, viel. 4. Sommerreps, wenig. 5. Magsamen [=Mohn], ziemlich, aber nicht mehr so viel wie vormals, weil er sehr selten gerät. 6. Ackerbohnen, viel. 7. Erbsen, nur so viel, als man davon in d[en] Haushaltungen braucht. 8. Welsch- oder Türkisch-Korn, nicht in großer Menge, weil man sich desselben nur bei der Schweinszucht bedient. 9. Linsen und 10. Wicken, sehr selten allein, sondern unter der Gerste. 11. Kraut, nur so viel, als in den Haushaltungen gebraucht wird. 12. Klee, sehr viel, aber nur holländischer, der im dritten Jahre ein Ende hat, damit in selbem die Kleeäcker wieder mit Winterfrucht angeblümt werden können. 13. Hirse wird nur da und dort zwischen anderen Gewächsen gesäet. 14. Flachs, keiner, weil er bisher niemals gut solle ausgefallen sein.⁷⁶

Demnach war im Oberamt Mahlberg noch das alte System der Dreifelderwirtschaft erkennbar, mit vorherrschendem Getreideanbau. Doch trug die dritte Flur nur noch den Namen „Brachfeld“, da auch sie mit Früchten angebaut, d. h. „besömmert“ wurde.⁷⁷ Man war also, und zwar durchgehend, zur „verbesserten Dreifelderwirtschaft“ oder Fruchtwechselwirtschaft übergegangen. Der Wechsel brachte eine erhebliche Ertragssteigerung mit sich, war aber nicht unumstritten, da das „Brachfeld“ nicht mehr oder nur zeitlich sehr eingeschränkt als Viehweide genutzt werden konnte.⁷⁸

⁷⁵ Im folgenden beschränke ich mich auf den Acker- und Weinbau; ich gehe nicht ein auf Gallers Bemerkungen über Obst- und Gartenbau sowie Waldwirtschaft. Zur Landwirtschaft und den Innovationen s. MEINRAD SCHAAB: Siedlung, Gesellschaft, Wirtschaft von der Stauferzeit bis zur Französischen Revolution, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 1, Teil 2, hg. von MEINRAD SCHAAB und HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Stuttgart 2000, S. 457-585, bes. S. 539-545; FRIEDRICH-WILHELM HENNING: Die Innovationen in der deutschen Landwirtschaft im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert, in: Innovationsforschung als multidisziplinäre Aufgabe, Redaktion: FRANK R. PFETSCH (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert 14), Göttingen 1975, S. 157-168; STRAUB (wie Anm. 15), S. 116-129; SCHÜLIN (wie Anm. 47), S. 18-34.

⁷⁶ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 10f. – Zu den angebauten Pflanzen s. UDELGARD KÖRBER-GROHNE: Nutzpflanzen in Deutschland. Kulturgeschichte und Biologie, Stuttgart ³1994.

⁷⁷ Zur Besömmern der Brache s. ACHILLES (wie Anm. 14), S. 21f.: „Ohne großen Schaden für andere Früchte konnte man das Brachfeld erst im größeren Umfang besömmern, als man – zuerst vorsichtig tastend – dazu überging, Leguminosen [Hülsenfrüchte wie Erbsen, Bohnen, Linsen oder Wicken] darauf anzubauen.“

⁷⁸ Dazu WILHELM ABEL: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Deutsche Agrargeschichte 2), Stuttgart ³1978, S. 315-318.

Der menschlichen Ernährung dienten aus dem Winter- und Sommerfeld Weizen und Roggen, auch Hafer; aus dem „Brachfeld“ Kartoffeln (*Grundbirn*), Bohnen, Erbsen, Linsen, Kraut, Hirse. Von besonderer Bedeutung war der vermehrte Anbau der Kartoffel, da eine Ackerfläche über die Kartoffel einen 3,6-fach höheren Nährwert als beim Getreideanbau lieferte und die Kartoffel zudem den Getreideanbau nicht schmälerte, da sie auf dem Brachfeld angebaut wurde. Die Handelspflanzen Hanf, Raps und Flachs verschafften den Landwirten, vor allem aber der unterbäuerlichen Schicht ein zusätzliches Geldeinkommen.

Die Grundzüge des Feldbaus in der Herrschaft Mahlberg galten auch für die Markgrafschaft Hochberg. Nach einer Galler vorliegenden Anblümungstabelle aus dem Jahr 1774 wurden angebaut:⁷⁹

- Weizen, Roggen, Dinkel, Einkorn;
- Gerste, Hafer;
- Kraut, Bohnen, Erbsen, Linsen, Wicken, Lewat (Raps), Hirse, Mohn, Mais, Hanf, Flachs, Klee, Brachrüben, Stupfelrüben, Kartoffeln.

In der Markgrafschaft Hochberg herrschten die zelgenlose Flurverfassung und das Zweizelgensystem, jeweils mit oder ohne Brachfeldwirtschaft (letzteres bedeutete Fruchtwechselwirtschaft). Das Dreizelgensystem mit Brachfeldwirtschaft (Dreifelderwirtschaft) kam nur an wenigen Orten vor.⁸⁰ Die *Anblümungstabelle* von 1774 wies neben den angebauten Pflanzen auch *Brachfelder* aus, die jedoch nur 13% der Gesamtackerfläche betrug. Wir können annehmen, dass die brachliegenden Felder bis 1785 weiter zurückgegangen sind, so dass auch im Oberamt Hochberg die „Anblümung“ einstiger Brachfelder, d. h. die Fruchtwechselwirtschaft praktisch die Regel war. Dies wollte auch Galler sagen, wenn er schrieb:

*Von diesen, nämlich denen Brachfeldern muß ich folgendes erinnern, damit ich mir nicht selbst zu widersprechen scheine. Die dritte Zelge oder Flur pflegt man hier durchgehends Brachfeld zu nennen, ob sie gleich nicht brach liegen bleibt, sondern mit verschiedenen Kreszenzien, die ich oben bei der Herrschaft Mahlberg anführte, bepflanzt wird.*⁸¹

Nur hat Galler die Agrarverhältnisse (Flurverfassung und Bodennutzung) in Hochberg gründlich verkannt, indem er von einer Dreifelderwirtschaft (Dreizelgensystem mit einstiger Brachwirtschaft) ausging.

*Von äußerster Wichtigkeit war in Hochberg, so Galler, der Hanfanbau, der besonders um Teningen und Köndringen betrieben werde. In Malterdingen werde sogar ein wöchentlicher und beträchtlicher Hanfmarkt abgehalten. Um die Verdienstmöglichkeiten der Bewohner noch zu steigern, habe der Oberamtsverweser Schlosser schon mehrere Vorschläge gethan, und dieses war die erste Veranlassung der in Emmendingen errichteten Hanf- und Baumwollen-Manufaktur, wovon unten ein mehrers.*⁸²

⁷⁹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 30f. Die Anblümungstabelle wurde zwar schon im Jahre 1774 verfertigt und seitdem, ich gestehe es zwar, kann und wird sich vermutlich vieles geändert haben; allein ich konnte vieler Mühe ohngeachtet keine neuere erhalten.

⁸⁰ Ich folge hier der detaillierten Untersuchung von HUGO OTT: Studien zur spätmittelalterlichen Agrarverfassung im Oberrheingebiet (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 23), Stuttgart 1970, S. 69-72, gegen STROBEL (wie Anm. 50), S. 137.

⁸¹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 31.

⁸² Ebd., S. 31f.; zur Emmendinger „Manufaktur“ siehe S. 97f. Zum Hanfanbau am südlichen Oberrhein und in der Markgrafschaft Hochberg vgl. jetzt EDGAR HELLWIG: *Dem hechel man aber solle vom lb zue hechlen mehers nicht dan ein Creützer gegeben werden*. Hanfanbau, -verarbeitung und -handel am Oberrhein in der frühen Neuzeit und ein Lohnkampf der Hanfhechler in Kenzingen nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: *Schau-ins-Land* 125 (2006), S. 73-102, und 126 (2007), S. 147-185, bes. S. 153-160; siehe auch MICHAELA SCHMÖLZ-HÄBERLEIN: Die Hochberger Weber im 18. Jahrhundert. Strukturen und Entwicklung eines regional organisierten Textilgewerbes am Oberrhein, in: *Vorindustrielles Gewerbe. Handwerkliche Produktion und Arbeitsbeziehungen in Mittelalter und früher Neuzeit*, hg. von MARK HÄBERLEIN und CHRISTOF JEGGLE (Irseer Schriften. Studien zur schwäbischen Kulturgeschichte NF 2), Konstanz 2004, S. 83-108, bes. S. 85-89.

In Rötteln-Sausenberg wiederum trat, so Galler, der Hanfanbau zurück und machte der Flachs-anbau, vor allem in den Waldgegenden, *einen Hauptgegenstand der dortigen Landwirtschaft aus*.⁸³

Große Beachtung schenkte von Galler natürlich dem Weinbau.⁸⁴ In Mahlberg und Hochberg rügte er, dass die dortigen Weinbauern mehr auf Quantität denn auf Qualität setzten und sich deshalb gegen die Einführung *ausländischer* Rebsorten wehrten. Diese erbrächten zwar weniger, aber doch besseren Wein. Vorbildhafte Anbauversuche mehrerer Privatpersonen sowie auf einem herrschaftlichen Rebstück bei Emmendingen hätten bei den übrigen Weinbauern bisher kaum Wirkung gezeigt. In Mahlberg hätten die Weinbauern zudem *in ihren Weinbergen so viele fruchttragende Bäume, besonders Nußbäume stehen, daß diese von weitem eher einem Waldstück gleichen, als einem Rebberg*. In Rötteln-Sausenberg werde den Weinbauern der Vorwurf gemacht, dass sie *die Rebstöcke zu dick beisammen pflanzten und den Wein beim Trotten nicht wohl behandelten*. Dazu Galler:

Ich lasse es dahin gestellt sein, bemerke aber dabei, daß demeohngeachtet hier ... ein vorzüglich guter Wein gezogen wird, der unter dem Name Markgräfler-Oberländer eben so beliebt als bekannt ist und häufig in die Schweiz und Oberschwaben verführet und teuer bezahlt wird ... Der Grenzacher rote Wein passiert häufig für Burgunder.

Landwirtschaft: Viehzucht

Seine Beobachtungen zur Viehzucht⁸⁵ in der Herrschaft Mahlberg leitete von Galler mit einem gelehrt-theoretischen Exkurs ein:

Die Notwendigkeit der Viehzucht war auch dem rohesten Landmann schon einleuchtend, ehe noch die Landwirtschaft als eine besondere Wissenschaft angesehen und behandelt wurde. Mehrere Kameralisten ... geben an, wie viel Morgen Wiesen zur Stallfütterung für eine gewisse Anzahl Rindvieh erfordert werden; wie oft die Äcker gebessert werden müssen; wie viel Wägen Besserung zu einem einzigen Morgen erforderlich seien, und daß man auf ein völlig erwachsenes und im Stalle gut gefüttertes Stück Rindvieh jährlich nicht mehr als fünf Wägen Besserung rechnen könne.

*Ohne Besserung kann der Boden, und sollte es auch der beste sein, wenigstens in der Folge der Jahre nichts nur Halbvollkommenes hervorbringen. Ein Mann also, der eine Landwirtschaft nach theoretischen Regeln einrichten und behandeln wollte, müßte vorerst alle Grundstücke aufmessen und nach oben berührter Art und Weise berechnen, wie viel Stück Rindvieh er notwendig ernähren müsse, um die alle Jahre notwendige Besserung für seine Grundstücke zu erhalten. Allein dergleichen Subtilitäten lassen sich von einem Bauern nicht erwarten, der oft durch Not gedrungen auf andere Auswege, als Vermischung verschiedener Erdarten etc. verfällt und sehr wohl dabei fährt.*⁸⁶

Mit diesen Bemerkungen hat Niklas von Galler das Grundproblem der Landwirtschaft benannt – die Notwendigkeit, den Acker ausreichend zu düngen, d. h. ihm die Nährstoffe zurückzugeben, die ihm durch den Pflanzenanbau entzogen wurden. Dabei verfiel der Bauer in der vorindustriellen Zeit zwar auf *Auswege* (wie Galler schreibt),⁸⁷ doch musste die Besserung des Bodens in der Hauptsache über den Viehdung geschehen. Galler erwähnt Berechnungen darüber, wieviel Stück Rindvieh erforderlich seien, um einen Morgen Acker ausreichend zu dün-

⁸³ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 52. Weitere Angaben zum Feldbau in Rötteln-Sausenberg und Badenweiler macht Galler nicht.

⁸⁴ Das Folgende ebd., S. 12 (Mahlberg), 32f. (Hochberg) und 52 (Rötteln-Sausenberg).

⁸⁵ Allgemeine Literatur siehe Anm. 75.

⁸⁶ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 7f. Von den „Kameralisten“, die sich mit dem Verhältnis von Ackerbau und Viehzucht beschäftigten, nennt Galler Schlettwein.

⁸⁷ Ein Beispiel: *Das Stroh oder die Stengel vom Welschkorn, Lewat [Raps], Ackerbohnen, Grundbirn, Wicken, Mag-samen läßt der Landmann nicht unbenützet, er verbrennet selbe entweder auf dem Felde, oder er führet sie nach Hause, breitet sie den Winter über in seinem Hofe oder an andern Orten also aus, daß es vom Vieh betreten, von Mistpfützen befeuchtet und mürb gemacht werden könne. Im Frühjahr wird es mit andern Dung vermengt und wiederum auf die Äcker geführt*, ebd., S. 31.

gen.⁸⁸ Da sich solche *Subtilitäten* einem Bauern aber nicht vermitteln ließen, ging er sofort zu praxisbezogenen Nachforschungen und Vorschlägen über.

Den sichersten Weg, die Menge des verwertbaren Dungs zu steigern, sah Galler in der Ausdehnung der Stallhaltung der Rinder⁸⁹ – bei möglicherweise vermehrter Viehzahl –, da auf diese Weise der anfallende Dung ohne Verlust gesammelt und gezielt auf dem Acker ausgebracht werden konnte. Vorbedingung für eine längere Stallhaltung war aber ein Mehr an Viehfutter. Deshalb empfahl von Galler den Anbau von Futterpflanzen und eine Verbesserung des Wiesenbaus.

Futterpflanzen, die auf dem Winter-, Sommer- und Brachfeld gezogen werden konnten, waren Stupfel- und Brachrüben, Wicken, Mais und vor allem (holländischer) Klee, der zusammen mit der Gerste oder auf der Brache angebaut wurde.⁹⁰ Von entscheidender Bedeutung war für Galler jedoch ein verbesserter Wiesenbau. Denn *er ist zur Viehzucht ebenso unentbehrlich, als diese wegen der nötigen Besserung zum Feldbau; es ist nicht möglich, daß eins ohne dem anderen bestehen könne, so sehr hängt alles aneinander.*⁹¹

Aus der Herrschaft Mahlberg weiß Galler nur wenig Gutes über den Zustand der Wiesen und Weiden zu vermelden.⁹² An *natürlichen Wiesen oder Matten*, d. h. an beweidbaren Allmenden, herrsche in den meisten Gemeinden kein Mangel. Doch so wenig die Bauern diese, etwa durch Bewässerung, verbesserten, so sehr vernachlässigten sie auch ihre privaten Wiesen, da sie auf die Vermehrung der Futterkräuter nur wenig Sorgfalt verwendeten:

Die meiste Bauern sehen ihre Wiesen, wenn sie das Oehmd zu Hause haben, nicht mehr an, bis sie im folgenden Jahr wieder heuen wollen; sie verlassen sich im Sommer auf das Kleefutter und Weiden und im Winter auf die Stupfelrüben, hauptsächlich aber das Futterstroh.

Und tadelnd fügt Galler hinzu: *sie bedenken nicht, wie viel dem Sommer hindurch durch das Weiden an Dung verloren gehet.* Zur Verbesserung empfiehlt er, trockene und dürre Matten umzuberechnen, zu düngen und mit gutem Gras- oder Kleesamen anzusäen, um so einen größeren Futterertrag zu erhalten.⁹³

In der Markgrafschaft Hochberg stehe der Wiesenbau hingegen *in der größten Vollkommenheit und [werde] dahero andern Gegenden zum Muster vorgestellt.*⁹⁴ Die Wiesen werden hier, *so viel möglich, eben gemacht* und mit einer leichten Schräglage angelegt oder mit Abzugsgräben versehen, damit sie nicht unter stehendem Wasser leiden; sodann werden sie, der Witterung angemessen, bewässert. Sehr lobend äußert sich Galler auch über die Bewässerung der Wiesen in Rötteln-Sausenberg,⁹⁵

die, wie ich nicht zu viel zu behaupten glaube, in diesem Oberamt zu einem besondern Grade der Vollkommenheit gebracht ist ... Die Wasserleitungen sind geometrisch ausgeteilt, und jedem Besitzer eines Wiesenstücks ist die Zeit, wo er sich derselben bedienen darf, bestimmt ... Als ein erprobtes Mittel, die Wiesen in bessern Stand zu setzen, wird auch die Umbrechung derselben auf etliche Jahre zu Ackerfeld, die frische Besäung mit Klee und vorzüglichen Grassorten sehr empfohlen und öfters Gebrauch davon gemacht.

⁸⁸ Siehe dazu auch ABEL (wie Anm. 78), S. 292-299, bes. S. 295; ACHILLES (wie Anm. 14), S. 8-10.

⁸⁹ Galler gibt Auszüge aus den letzten „Viehtabellen“: Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 8 (Mahlberg), 28 (Hochberg), 51 (Rötteln-Sausenberg) und 67 (Badenweiler). Weitere Angaben zum Viehbestand: STRAUB (wie Anm. 15), S. 119, dort Anm. 42; SCHÜLIN (wie Anm. 47), S. 15f., 34f. und 44.

⁹⁰ Siehe S. 91. Ein Hektar Wiese liefert 35 Doppelzentner Heu, ein Hektar Kleeacker dagegen 60 Doppelzentner Kleeheu.

⁹¹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 11.

⁹² Ebd.

⁹³ Leider wird nicht deutlich, ob Galler hier von den privaten oder von den Allmendweiden spricht. Im letzteren Fall würde er zugleich für eine Separierung der Allmenden eintreten. „Die ... ‚liberale‘ Politik der Überführung von Gemeindeeigentum in Privateigentum mit der Absicht einer Rentabilisierung der Höfe lief letztlich auf eine Unterstützung des vermögenden Bauerns, des Zugbauerns, bei Benachteiligung der kleineren Bauern und Tagelöhner hinaus“, STRAUB (wie Anm. 15), S. 128f.

⁹⁴ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 32.

⁹⁵ Ebd., S. 52.

Überhaupt werde der Kleeanbau stark betrieben; *er ist auch an vielen Orten wegen dem zu geringen Verhältnis der Wiesen zu den Äckern ohnentbehrlich.*

In der Herrschaft Badenweiler machen [d]ie Matten, welche der dortige Landmann durch Hilfe der Wässerung zu einem guten Ertrag zu bringen versteht, ... den Kleebau weniger notwendig. Auch trete er hinter dem Anbau von Brach- und Stupfelrüben zurück, die zur Mastung der Ochsen, worauf sich der dortige Bauer sehr stark legt ..., gebraucht werden.⁹⁶

Gewerbe, Manufakturen und „Fabriken“

Seine Beobachtungen zur Lage der Manufakturen und „Fabriken“ im Oberamt Rötteln-Sausenberg beginnt Niklas von Galler mit der Feststellung:

Das Hauptgewerbe des Landmanns ist und muß die Landwirtschaft sein; wann aber diese bei zunehmender Bevölkerung und besonders bei Unteilbarkeit der Bauerngüter nicht hinreichend ist, alle Hände zu beschäftigen, so müssen Nebengewerbe und zwar solche, die mit denen Landesprodukten im Verhältnis stehen, eingeführet werden.⁹⁷

Galler hatte erkannt, dass – als Folge der rapiden Bevölkerungszunahme – ein wachsender Teil der ländlichen Bevölkerung in der Landwirtschaft kein ausreichendes Einkommen mehr erzielen konnte und deshalb auf Verdienstmöglichkeiten im gewerblichen Sektor angewiesen war. Die hier angesprochenen Menschen fand Galler vor allem im Gebiet des Anerbenrechts (mit *Unteilbarkeit der Bauerngüter* und „weichenden“ Erben). Hinzuzufügen ist freilich, dass die Situation im Realteilungsgebiet nicht grundsätzlich anders war. Die durch Teilungen zu klein gewordenen Äcker konnten ihre Besitzer nicht mehr ernähren, Zuverdienst im Taglohn oder im Gewerbe war lebensnotwendig geworden.⁹⁸ Und Gleiches galt für einen Teil der Landhandwerker und der städtischen Lohnabhängigen; auch hier waren viele „Arme“ auf Verdienst außerhalb ihrer eigentlichen Beschäftigung angewiesen.

Ein taugliches Mittel, der Not der „Armen“ abzuhelfen, sah Galler im *Spinnen und Weben leinener und hänfener Waren*, da diese Tätigkeit

neben dem Feldbau [in Heimarbeit] getrieben werden könne, mehrere[n] Familien nach Maßgabe ihres Fleißes ein sicheres Einkommen [beschere] und den beträchtlichen Vorteil verschaffe, daß die Kinder des armen Landmannes schon frühe zur Arbeit gewöhnet werden; daß dabei auch alte und kränkliche Personen ein, ihren Kräften angemessenes Geschäft bekommen, welches sie ernährt und dem Lande nützlich oder doch weniger lästig mache. Überdies könne es dergleichen Waren nie an Absatz fehlen, da der Verbrauch derselben immer stark [sei].⁹⁹

Eingehender beschreibt von Galler das Schicksal eines Verlagsunternehmens zur Produktion von Leinwand im Oberamt Rötteln. [U]m [dem] nahrungslosen Zustand [armer Einwohner vor allem in den Waldorten des Oberamts] aufzuhelfen,¹⁰⁰ wurde es 1777 vom Staat eingerichtet, doch alsbald einer Gruppe von Kaufleuten aus Mülhausen überlassen und durch Privilegien abgesichert. Das Unternehmen stand jedoch schon nach wenigen Jahren vor dem Ende

⁹⁶ Ebd., S. 66.

⁹⁷ Ebd., S. 55.

⁹⁸ Zu den Erbrechten und ihren sozialen Auswirkungen siehe S. 88f.

⁹⁹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 55. – Allgemein zu Gewerbe, Manufaktur und „Industrie“ siehe WILFRIED REININGHAUS: Gewerbe in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte 3), München 1990; zum deutschen Südwesten BOELCKE (wie Anm. 14), S. 39-163, SCHAAB (wie Anm. 75), bes. S. 550-563; zu Baden KNORTZ (wie Anm. 14).

¹⁰⁰ In mehreren und vorzüglich in den Waldorten des Oberamts Rötteln solle die Landwirtschaft nicht hinreichend sein, die nicht genug begüterte Einwohner daselbst zu beschäftigen, Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 55f. Zur „Entwicklungsschere“ zwischen den Waldorten und den Reborten im badischen Oberland s. STRAUB (wie Anm. 15), S. 129-143.

(1783). Zwar wurde es von anderen „Entrepreneurs“ übernommen (die auch die Wollspinnerei einführten), doch trügen sich jetzt auch diese mit der Absicht, den Betrieb aufzugeben.¹⁰¹

Dagegen befand sich eine 1753 in Lörrach gegründete Indienne-Fabrik, ebenfalls vom Staat mit Privilegien abgesichert,

*noch immer in gutem Stande und beschäftigt das ganze Jahr hindurch 200-300 Hände; die meisten Arbeiter sind Unterthanen, anbei werden auch viele Kinder, die noch in die Schule gehen und ohne diesem Etablissement ihren Eltern vielleicht zur Last fallen würden, beschäftigt ... So viel ich weiß, ist diese Fabrik die einzige in den badischen Landen, die bloß aus eigenen Mitteln des Entrepreneurs, ohne herrschaftliche Vorschüsse etabliert wurde.*¹⁰²

Von einer 1782 ebenfalls in Lörrach eingerichteten Satinfabrik spreche man dagegen, so Galler, *mit weniger Zuversicht ...; vermutlich haben die Bestellungen, auf welchen der Hauptabsatz beruhete, nach und nach abgenommen.*¹⁰³

Knappe Erwähnung finden Eisenwerke in den Orten Hausen und Kandern sowie in der Gegend von Schopfheim (die ersten beiden Werke in herrschaftlichem, die letzteren in privatem Besitz), eine Drahtfabrik, eine Papiermühle sowie Nagel- und Blechschmieden, die *denen Unterthanen des Oberamts Rötteln vielen Verdienst [brächten], ohne welchem wenigstens die sogenannte Wälderer – Bewohner der Waldorte – müßig sein und ihren Nebenmenschen durch Betteln zur Last fallen würden.*¹⁰⁴

In der Herrschaft Badenweiler traf von Galler keine Manufakturen oder Fabriken an.¹⁰⁵ Erwähnen konnte er nur mehrere Erzbergwerke, wovon eines bei Sulzburg – *auf herrschaftliche Kosten gebauet* – zu *ziemliche[r] Hoffnung* Anlass gebe.¹⁰⁶

Ein ähnliches Bild bot sich Galler in der Herrschaft Mahlberg: *Von Manufakturen und Fabriken ist in der ganzen Herrschaft ... nichts anzutreffen.* Da für die Landwirtschaft ein Mangel an Arbeitskräften bestehe, habe sich das Oberamt sogar der Einrichtung von Spinn-, Strick- und Nähschulen stets und mit Erfolg verweigert.¹⁰⁷ Die Spinn-, Strick- und Nähschule, von der hier die Rede ist, sollte in Baden(-Durlach) seit dem Generaldekret von 1767 den „normalen“ Schulbesuch und die Mitarbeit der Kinder in der Landwirtschaft ergänzen. Diese Anstalt, so wurde ein Jahr später ausdrücklich festgestellt, *[sei] nicht bloß zum Spiel oder Schein aufgestellt ..., sondern [um] tüchtige Hausmütter zu ziehen und die Nahrungsmittel zu befördern.* Jungen sollten anstelle des Spinnens das Stricken erlernen.¹⁰⁸

¹⁰¹ Die Beschreibung von Galler ist im Einzelnen wenig präzise. Siehe deshalb die eingehendere Darstellung bei STRAUB (wie Anm. 15), S. 134f. 1778 übernahmen vier Mülhauser Kaufleute das Unternehmen, darunter auch Samuel Vogel, der 1783 ausschied, um sich in Emmendingen zu engagieren. Das Unternehmen verarbeitete Hanf und Flachs aus der Herrschaft Hochberg. 1786 galt die Spinnerei, trotz eines herrschaftlichen Darlehens in Höhe von 3.000 fl., als „so gut wie aufgehoben“. Der Sitz des „Commissionärs“ und damit der Gesellschaft war in Tegernau.

¹⁰² Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 56f. Die Indienne-Fabrik wurde vom Berner Fabrikanten Johann Friedrich Küpfer errichtet (Indienne = bedruckter Baumwollstoff). Dazu PAUL ROTHMUND: Streiflichter aus drei Jahrhunderten. Lörrach vom 16.-18. Jahrhundert, in: Lörrach – Landschaft, Geschichte, Kultur, hg. von der Stadt Lörrach, o. O. und o. J. [um 1982], S. 211-282, bes. S. 239f.; auch SERGE CHASSAGNE: Oberkampf. Un entrepreneur capitaliste au Siècle de Lumière, Paris 1980, S. 26f.

¹⁰³ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 57f.

¹⁰⁴ Ebd., S. 58; auch S. 49f. Vgl. ELMAR VOGT: Vor 300 Jahren wurde das Eisenwerk in Hausen eröffnet, in: Das Markgräflerland 1986/Heft 1, S. 129f.; DERS.: Vom Eisenwerk zur Großherzoglich Badischen Hüttenverwaltung, in: Das Markgräflerland 1993/Heft 2, S. 44-47.

¹⁰⁵ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 68.

¹⁰⁶ Ebd., S. 65 und 70. Ein weiteres staatliches Eisenwerk lag bei Badenweiler, *welches aber wegen verschiedenen Reparationen eben stille stand.*

¹⁰⁷ Ebd., S. 13.

¹⁰⁸ ZIMMERMANN (wie Anm. 15), S. 96-102, bezeichnet diese Spinn-, Strick- und Nähschule als „Industrieschule des Typs A“, „in der es tatsächlich um pädagogische Ziele ging“; sie vermittelte das Fach Handarbeit als Teil der Hauswirtschaft. Zitat ebd., S. 100.

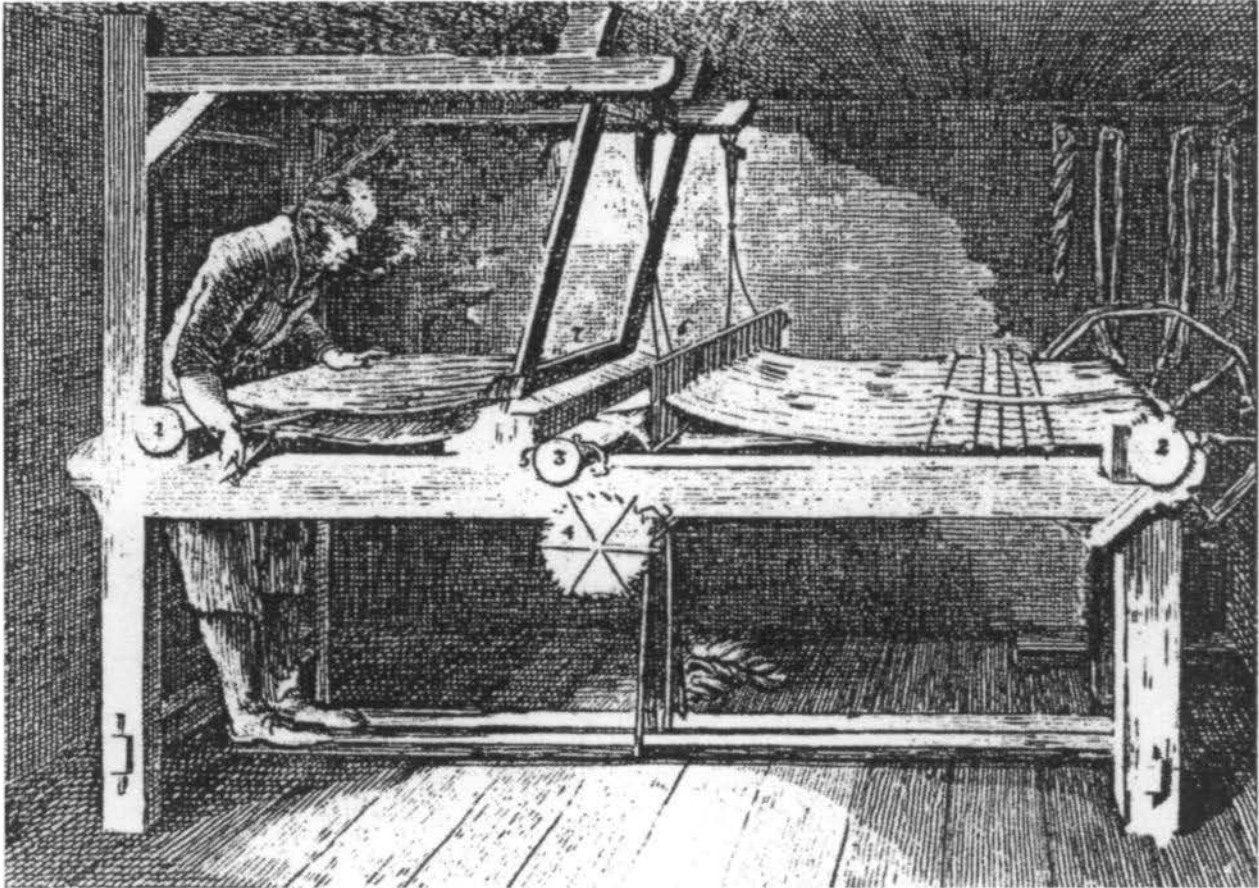


Abb. 5 Der Weber. Kupferstich von Daniel Chlodowiecki (aus: SIGRID JACOBETT/WOLFGANG JACOBETT: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes, 1550-1810, Köln 1986, S. 64).

Für die Herrschaft Hochberg heißt es:

Ich muß hier wiederholen, daß die Viehzucht, der Frucht-, Hanf- und Weinbau den beträchtlichsten Nahrungszweig der hochbergischen Unterthanen ausmachen; denn die übrigen Arten von Gewerben, als Steinbrüche, Ziegeleien, Töpfer-Arbeiten, Branntwein-Brennereien u. dgl. sind von zu geringer Bedeutung.¹⁰⁹

Eine Ausnahme war nur die 1784 mit erheblicher staatlicher Unterstützung errichtete Hanf- und Baumwollspinnerei und -weberei des Samuel Vogel aus Mülhausen.¹¹⁰ Sie hatte mit dem Fabrikantenhaus und zwei Webereigebäuden (mit insgesamt 19 Webstühlen) ihren betrieblichen Mittelpunkt in Emmendingen; 11 weitere Webstühle standen in Köndringen, Eichstetten und Malterdingen. Das Spinnen von Hanf und Baumwolle wurde größtenteils „außer Haus“ in den umliegenden Ortschaften betrieben; daran waren mehrere hundert Familien (vor allem Kinder und Frauen) beteiligt. Dem Vogelschen Unternehmen – einer Mischung aus Verlag und Manufaktur – war auch ein Waisenhaus („Armeninstitut“) mit Schule und „Spinnschule“ in Em-

¹⁰⁹ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 35.

¹¹⁰ Ebd., S. 35 und 79. Dazu FRANZ JOSEF GEMMERT: Das Textilunternehmen Samuel Vogels in Emmendingen. Ein sozialpolitischer Versuch J. G. Schlossers, in: Schau-ins-Land 80 (1962), S. 105-115; Schlosser, Begleitbuch zur Ausstellung (wie Anm. 31), S. 217-224; SCHMÖLZ-HÄBERLEIN (wie Anm. 82), S. 105f.; DIES.: Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende des Alten Reiches, in: Geschichte der Stadt Emmendingen, Bd. 1, hg. von HANS-JÖRG JENNE und GERHARD A. SAUER, Emmendingen 2006, S. 279-421, hier S. 348. Siehe auch S. 96 mit Anm. 101.

mendingen zugeordnet.¹¹¹ Dessen Insassen arbeiteten gegen bloße Kost und Kleidung für das Unternehmen. Als Galler 1785 die Spinnerei und Weberei in Emmendingen besuchte, waren für sie dort 49 Kinder tätig, von denen

*mehrere [es] zu einer besonderen Feinheit im Spinnen gebracht [haben]; doch es würde zu weitläufig sein, hier mehreres davon zu erwähnen, nur muss ich [Niklas von Galler] noch bemerken, daß Herr Hofrat Vogel seit einiger Zeit einen Mann bei sich habe, der eine Maschine verfertigt, womit eine einzige Person 30mal so viel, als auf die gewöhnliche Art, spinnen kann.*¹¹²

Was Galler noch nicht wissen konnte: Auf Drängen Vogels wurde 1789 das Waisenhaus, da es nicht rentabel arbeite, aufgehoben, die Spinnerei darin eingestellt.¹¹³

Gefördert wurde in der Markgrafschaft Hochberg auf Initiative Johann Georg Schlossers auch der Silberbergbau:

*Wegen beträchtlichen Baukosten warfen selbe bisher noch nichts ab, aber man hofft, wenn sie mit der Zeit der nicht ungegründeten Erwartung entsprechen sollen, daß diese Art von Gewerbe dem dortigen Nahrungsstande einen noch lebhaftern Betrieb verschaffen werde.*¹¹⁴

Zusammenfassung

Auf seiner Reise in das badische Oberland im Sommer und Frühherbst des Jahres 1785 war die Aufmerksamkeit des jungen Grafen Niklas von Galler weniger auf architektonisch-touristische Attraktionen, sondern mehr auf *kameralische*, d. h. (volks-)wirtschaftliche, *Gegenstände* gerichtet.

In Übereinstimmung mit der physiokratischen Grundhaltung am markgräflich-badischen Hof nahm auch für Galler die Landwirtschaft im wirtschaftlichen Gesamtgefüge den ersten Rang ein. Sie war es, die eine wachsende Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen hatte und gleichzeitig durch Verkauf ihrer Produkte ins *Ausland* das Geld im Land mehren sollte. Zu jedem Oberamt stellte von Galler daher die *Ausfuhr, Einfuhr [und die] Bilanz* zusammen.

Vermehrung der Nahrungsmittel und Hebung des Wohlstandes waren gekoppelt an Reformen und Innovationen, denen – so Galler – die beschränkten Mittel der Untertanen, ökonomische und mehr noch mentale, oft entgegenstanden.

Wirtschafts- und gesellschaftspolitisch setzte Galler auf den hinreichend mit Land ausgestatteten, wohlsituierten, doch nicht exzeptionell reichen Bauern. Denn gegen die Besitzer *allzugroße[r] Bauernhöfe* äußerte Galler deutliche Vorbehalte: aufgrund der Betriebsgröße produzierten sie nicht effektiv genug und für das Zusammenleben im Dorf seien sie nicht selten eine Belastung. Die mit zu geringem Landbesitz ausgestatteten Kleinbauern und Tagelöhner wiederum konnten für den Fürsprecher von Innovationen kein Ansprechpartner sein, da deren ökonomische und geistige Disponiertheit zu den angestrebten Reformen querlag.¹¹⁵ Allein deshalb traten sie nur marginal in das Blickfeld Gallers.

Im volkswirtschaftlichen Gesamtkonzept des Niklas von Galler spielten Gewerbe, Manufakturen und Fabriken eine „Nebenrolle“. Wenn Galler deren Förderung bejahte, dann primär zu dem Zweck, die „Armen“ und „Überzähligen“ auf dem Land mit Arbeit und Einkommen zu versorgen, d. h. das Land und die Landwirtschaft zu entlasten. Die wirtschafts- und gesell-

¹¹¹ Diese „Spinnschule“ ordnet ZIMMERMANN (wie Anm. 15), S. 102-105, der „Industrieschule des Typs B“ zu. Sie beruhe letztlich auf der Ausbeutung der Kinderarbeit zum Vorteil eines „Fabrik“-Unternehmens.

¹¹² Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 79.

¹¹³ GEMMERT (wie Anm. 110), S. 112f.

¹¹⁴ Das Badische Oberland (wie Anm. 1), S. 35. Vgl. S. 80.

¹¹⁵ Vgl. S. 90. Von Galler verzichtet auch nicht auf das moralisierende Argument, dass arme Leute gewöhnlich *liederliche Leute* seien.

schaftspolitische Perspektive in die Zukunft hat Johann Georg Schlosser deutlicher aufgewiesen als Galler, obwohl dieser im Grundsatz zugestimmt haben dürfte:

Ein anders aber, von dem ich mir viel versprach, war das: alles anzuwenden, Handgewerbe ins Land zu bringen. Ich dachte nämlich so: wenn unsere 20000 Menschen [im Oberamt Hochberg] von nichts als dem Ackerbau leben sollen, so kann ein Vater unmöglich seine Güter einem Kinde lassen, denn die übrigen haben, wenn sie auch ihr Geld herausbekommen, alsdann kein Gewerbe; wenn ichs aber möglich mache, daß ein Mann, oder ein Mädchen sieht, daß sie durch ihre Handarbeit mehr erwerben können, als durch eine kleine Cultur von ein bis zwey Juch. [ca. 0,4 bis 0,8 ha], so werden viele solche kleine Bauern von selbst vom Bauernwesen abstehen, bey den Theilungen ihre Güter einem Bruder überlassen ... Es werden, dachte ich, dann nach und nach keine Bauern mehr unter vier bis sechs Juch. [ca. 1,6 bis 2,4 ha] Güter, sich auf das Bauernwesen legen wollen.¹¹⁶

Die finanzielle Förderung der Vogel'schen *Fabrik* in Emmendingen verfolgte mit dem zugeordneten Waisenhaus überdies eine sozialpädagogische Absicht. Ob die vom Staat (das heißt in diesem Fall: von Johann Georg Schlosser) bejahte und geförderte „industrielle“ oder „fabrikgemäße“ Kinderarbeit zu vertreten sei, war allerdings schon damals umstritten.¹¹⁷

Es bleibt zum Schluss eine grundsätzliche Frage, die zu beantworten jedoch über den Gegenstand dieses Beitrags hinausginge. War die praktizierte und von Galler akzeptierte Wirtschaftspolitik des badischen Hofes erfolgreich – im Blick auf das tatsächlich Erreichte¹¹⁸ und im Blick auf die selbstgesteckten merkantilistisch-kameralistischen Ziele¹¹⁹?

¹¹⁶ JOHANN GEORG SCHLOSSER: Schreiben an *** über Herrn Schlettweins, Etwas, die Markgrafschaft Hochberg glücklich zu machen; in dessen neuesten Archiv I Buch s. 443, in: Journal von und für Deutschland 1786, S. 113f.

¹¹⁷ Vgl. GEMMERT (wie Anm. 110), S. 109-112 (aus einem positiv gehaltenen Bericht von 1787). Dagegen die Stellungnahmen des Superintendenten Sander und des Karlsruher Kirchenrats, ZIMMERMANN (wie Anm. 15), S. 103f., ferner SCHMÖLZ-HÄBERLEIN (wie Anm. 82), S. 106f.; DIES. (wie Anm. 110), S. 361-363.

¹¹⁸ STRAUB (wie Anm. 15), S. 143-148, betont die „Stabilisierung der agrarischen Produktion im Oberland“, die auch in Krisenjahren Hungersnöte verhindert habe.

¹¹⁹ KNORTZ (wie Anm. 14), bes. S. 514-516, kommt zu einem negativen Urteil.

Netzwerke der Freundschaft und Gelehrsamkeit im Spiegel der Bücher

Die Freiburger Theologen Johann Leonhard Hug (1765-1846) und
Franz Karl Grieshaber (1798-1866) und ihre Sammlungen

Von
ANGELA KARASCH

Die Säkularisation der Klosterbibliotheken im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert hatte nicht nur die Überführung dieser Sammlungen in fürstlichen und öffentlichen Besitz zur Folge. Sie bedeutete zugleich auch eine allgemeine Belebung des Buchmarktes und ermöglichte es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gelehrten, Bibliophilen und historisch Interessierten, ihre privaten Büchersammlungen mit wertvollen Drucken und Handschriften anzureichern und Handschriften- und Quellenforschung sozusagen am „eigenen Objekt“ zu betreiben; Sammler und Wissenschaftler konnten hier eins werden. Textfunde und Wiederentdeckungen waren Sammlungsobjekt und Impuls für philologische und historische Studien zugleich.

Bücher und Handschriften waren darüber hinaus aber ebenso Zeichen und Träger besonderer Wertschätzung, Freundschaft und Verehrung unter den Gelehrten. Sie wurden gewidmet, geschenkt und getauscht, und die entsprechenden Einträge spiegeln bis heute die Beziehungen zwischen Gebenden und Nehmenden. Für Freiburg und die Freiburger Universität war in dieser Zeit das Wirken der Theologen und Sammler Johann Leonhard Hug und Franz Karl Grieshaber von besonderer Bedeutung; ihr Sammeleifer und ihr Austausch – untereinander sowie mit Joseph von Laßberg und Franz Pfeiffer – lassen sich noch heute in den Freiburger Sammlungen greifen.

Johann Leonhard Hug

Johann Leonhard Hug (1765-1846)¹ (Abb. 1) studierte Theologie und klassische und orientalische Philologie in Freiburg, wurde 1789 in Konstanz zum Priester geweiht und 1791 an der Freiburger Theologischen Fakultät zum Professor der orientalischen Sprachen, hebräischer Altertümer und der Einleitung in das alte Testament ernannt. In dieser vollständigen Bezeichnung seiner Professur, die 1793 erweitert wurde zu einer Doppelprofessur für Altes und Neues Testament, deuten sich uns heute nicht nur die Spannbreite seiner Arbeiten auf dem Gebiet der

¹ Zu Leben und Werk von Johann Leonhard Hug siehe insbesondere ERWIN KELLER: Johann Leonhard Hug. Beiträge zu seiner Biographie, in: Freiburger Diözesan-Archiv 93 (1973), S. 6-223; GERALD MÜLLER: Johann Leonhard Hug (1765-1846). Seine Zeit, sein Leben und seine Bedeutung für die neutestamentliche Wissenschaft, Erlangen 1990. Eine Zusammenstellung der Veröffentlichungen von und zu Hug bietet die Universitätsbibliothek Freiburg (UBF) im Internet unter <http://www3.ub.uni-freiburg.de/index.php?id=1248>. Für Dokumente aus dem persönlichen Nachlass von Johann Leonhard Hug (Korrespondenz, wissenschaftliche Manuskripte) siehe UB Freiburg, NL 6.



Abb. 1 Baumgärtner: Johann Leonhard Hug. Öl auf Leinwand (UBF, Kunst-Inv. Nr. 1/102).

Bibelwissenschaft, Orientalistik und Klassischen Philologie an, sondern ebenso die thematischen Schwerpunkte seiner Bibliothek und seiner Sammlungen. Gesundheitsbedingte Reisen führten ihn durch Italien und vertieften zugleich seine Kenntnisse über die dortigen Denkmäler der Kunst und Wissenschaft. Studienaufenthalte gaben ihm Gelegenheit, 1799 die biblischen Handschriften in der kaiserlichen Bibliothek in Wien einzusehen sowie 1802 und 1809/1810 den „Codex Vaticanus“ in Paris eingehend zu studieren und zu kommentieren, wohin diese bedeutendste frühe Bibelhandschrift unter Napoleon zeitweise verbracht worden war. Zahlreiche Veröffentlichungen weisen den herausragenden Wissenschaftler der biblischen und historischen Theologie aus. Nach Hugs Tod 1846 schrieb der befreundete Konstanzer Generalvikar Johann von Wessenberg an seinen Bruder: *Durch seinen [Hugs] Tod verliert die Alma Albertina [die heutige Albert-Ludwigs-Universität Freiburg] ihre größte Zierde – er hinterlässt bedeutende literarische Schätze, über welche er ... zu Gunsten der Universität disponieren wollte.*

In der Tat hatte Hug in seinem Testament von 1839 der Universität Freiburg alte Manuscripte und gedruckte Bücher vermacht, außerdem seine Kollektion griechischer und römischer Münzen und einzelne Antiquitäten.² Über Besitz- oder Kaufvermerke lassen sich heute aber nur wenige Stücke seinem Vermächtnis direkt zuordnen. Doch da nach seinem Tod 1846 die Über-

² Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 35/114. Vgl. auch WINFRIED HAGENMAIER: Johann Leonhard Hug (1765-1846) als Handschriftensammler, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 100 (1980), S. 487-500; ANGELA KARASCH: *Verborgene Pracht. Illuminierte Handschriften in Freiburger Sammlungen*, in: *Verborgene Pracht. Mittelalterliche Buchkunst aus acht Jahrhunderten in Freiburger Sammlungen*, Katalog der Ausstellung des Augustiner Museums Freiburg in der Universitätsbibliothek Freiburg vom 8.6.-28.7.2002, Redaktion: DETLEF ZINKE, Lindenberg 2002, S. 18-20.

nahme des Nachlasses von Erbstreitigkeiten beeinträchtigt wurde, erstellte man ein Verzeichnis mit Schätzpreisen. Nachdem die Universität sich zur Zahlung eines Viertels des Preises verpflichtet hatte, konnten die wichtigsten Teile des Nachlasses dauerhaft für Freiburg gesichert werden. Am Ende dieses Verzeichnisses wurden die zu übernehmenden Handschriften gesondert und nach Sprachen gegliedert aufgeführt, sodass sich im heutigen Bestand der Universitätsbibliothek die lateinischen, griechischen und deutschen Handschriften aus Hug'schem Besitz zweifelsfrei identifizieren lassen.³

Insgesamt kamen mit dem Nachlass – neben mehr als 1.500 gedruckten Büchern – auch 55 Codices, 3 Handschriftenfragmente und eine Handschriftenrolle in die Universitätsbibliothek Freiburg; einige dieser Manuskripte zählen zu den herausragenden illuminierten Handschriften der heutigen Sammlung.⁴ Die Nachlasshandschriften spiegeln die Interessen und Arbeitsschwerpunkte Hugs deutlich wider. Es handelt sich um Bibeln und theologische Schriften, um Handschriften mittelalterlicher Liturgie und Gebetspraxis, um Texte klassisch-römischer und spätrömischer Autoren in Humanistenhandschriften und um Kommentare zu antiken Autoren, schließlich auch um eine Gruppe orientalischer Handschriften. Augenfällig ist, dass für den Handschriftensammler Hug offensichtlich nicht nur die Texte selbst, ihr Quellencharakter und ihr historischer Wert von Interesse waren, sondern ebenso die visuelle und zugleich ästhetische Komponente der einzelnen Stücke.

Die Art des Handschriftenerwerbs durch Hug ist nicht in allen Fällen bekannt. Umso interessanter sind die Beispiele, die weitergehende Einblicke gestatten. Hierzu gehört eine heute in der Universitätsbibliothek Freiburg aufbewahrte Sammelhandschrift des 10./11. Jahrhunderts.⁵ Diese wohl im süddeutsch-schweizerischen Raum entstandene Handschrift enthält vor allem Schriften des Johannes Cassianus und somit wichtige Quellen zum frühen abendländischen Mönchtum und zu seinen orientalischen Einflüssen. Dem Textbeginn in der mittelalterlichen Pergamenthandschrift geht ein mit feinen Deckfarben gefertigtes ganzseitiges Autorenbild voran (Abb. 2). Diese Miniaturenseite rückt den Autor des Textes, seine Autorität im Wortsinn ins Bild und gibt so dem Codex seinen besonderen Wert. Diese Bildseite wurde aber auch für spätere Besitzer der Handschrift zum bevorzugten Ort, ihren Besitz zu vermerken. So findet sich hier der – nur schwach erkennbare – Eintrag *J.V. Lasperg. 1793*. Auf der gegenüberliegenden Seite ist am oberen Rand eine weitere Notiz zu lesen: *Josephus Laspergius Suo Leonardo Hugio 1794*. Joseph von Laßberg, in dessen Besitz die Cassian-Handschrift also 1793 war, hatte sie 1794 „seinem“ Leonhard Hug geschenkt.

³ UAF, B 6/458.

⁴ Siehe hierzu das Verzeichnis der Handschriften aus dem Nachlass Hug in HAGENMAIER (wie Anm. 2), S. 492-500.

⁵ UBF, Hs. 380; Beschreibung in WINFRIED HAGENMAIER: Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. (ab Hs. 213) (Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 1,3), Wiesbaden 1980, S. 116f.

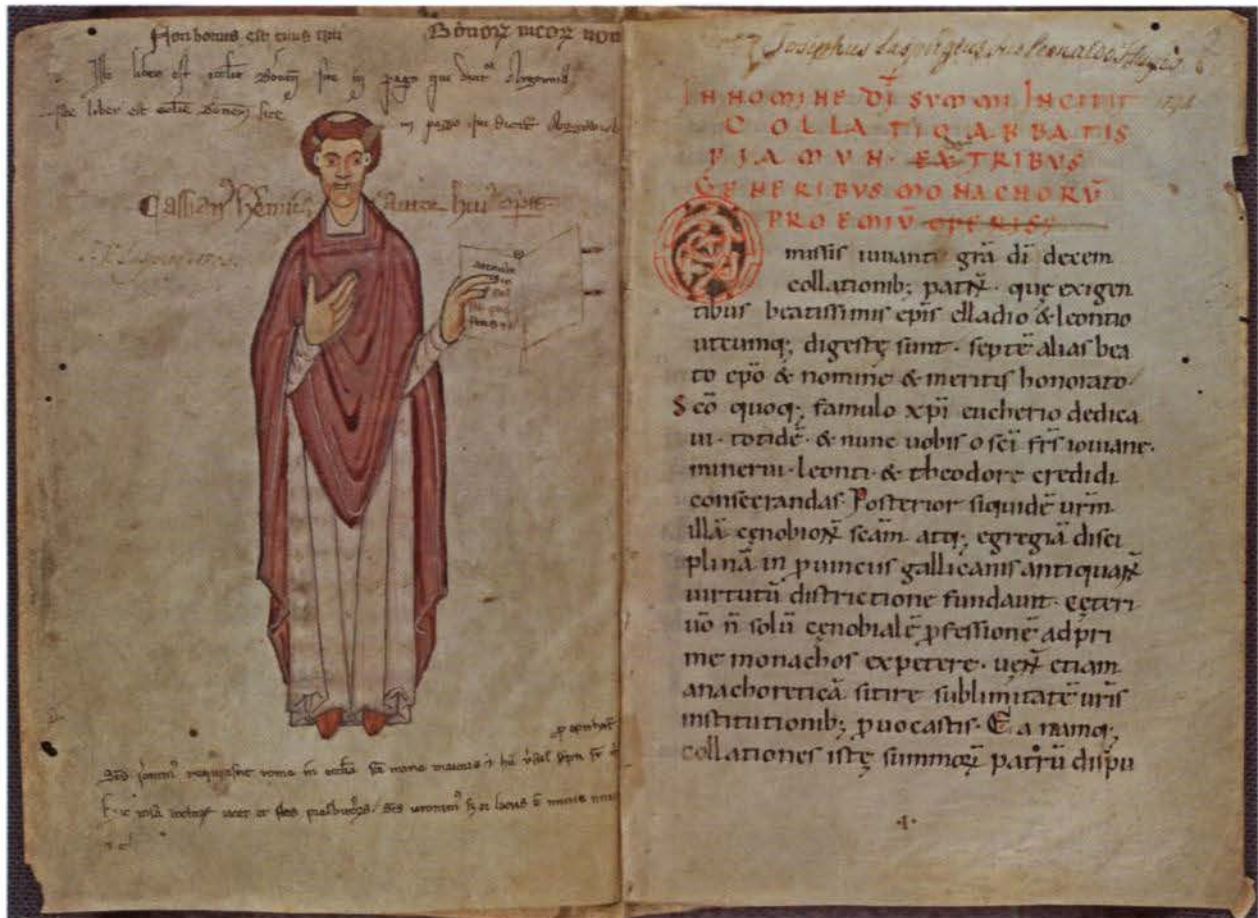


Abb. 2 Johannes Cassianus: *Collationes Patrum*, 10./11. Jahrhundert. Links Besitzvermerk Laßbergs 1793, rechts Schenkungsvermerk Laßbergs an Hug 1794 (UBF, Hs. 380).

Johann Leonhard Hug und Joseph von Laßberg

Joseph Freiherr von Laßberg (1770-1855)⁶ war seit seiner Studienzeit 1787 in Freiburg Johann Leonhard Hug freundschaftlich verbunden. Wichtiges Bindeglied dieser Freundschaft waren die klassisch-humanistischen Studien und das Interesse an Altertümern und Geschichte. Während für Hug aber Antike und christlich-lateinisches Mittelalter die Eckpfeiler seines Sammelns blieben, rückte für Laßberg das Sammeln von Denkmälern deutscher Sprache und die Beschäftigung mit Zeugnissen deutscher Literatur, somit das deutschsprachige Mittelalter zunehmend ins Zentrum seines Interesses. Zu den markantesten und bis heute bekanntesten Aktivitäten Laßbergs auf diesem Gebiet gehört sicher der Erwerb der Handschrift C des Nibelun-

⁶ Zu Joseph von Laßberg als Handschriften- und Büchersammler siehe insbesondere VOLKER SCHUPP: Joseph von Laßberg als Handschriftensammler, in: *Unberechenbare Zinsen. Katalog zur Ausstellung der vom Land Baden-Württemberg erworbenen Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek*, Stuttgart 1993, S. 14-33; VOLKER SCHUPP: Joseph von Laßberg, die Fürstlich-Fürstenbergische Handschriftensammlung und Johann Leonhard Hug, Professor an der Universität Freiburg, in: *Freiburger Universitätsblätter* 131 (1996), S. 93-106; Joseph von Lassberg – des letzten Ritters Bibliothek. Katalog zur Ausstellung der Thurgauischen Kantonsbibliothek und der Thurgauischen Bodman-Stiftung im Bodman-Haus Gottlieben/Schweiz vom 7.4.-28.10.2001, hg. von HEINZ BOTHIEN, Frauenfeld 2001; Joseph Freiherr von Laßberg (1770-1855) und seine Bibliothek. Begleitbuch zur Ausstellung vom 17.2.-12.4.2001 in der Badischen Landesbibliothek, hg. von UTE OBHOF und RAINER FÜRST, Karlsruhe 2001; KLAUS GANTERT: Die Bibliothek des Freiherrn Joseph von Laßberg. Ein gescheiterter Erwerbungsversuch der Königlichen Bibliothek zu Berlin in der Mitte des 19. Jahrhunderts (Euphorion. Beihefte zum Euphorion 42), Heidelberg 2001; Joseph von Lassberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag, hg. von KARL S. BADER, Stuttgart 1955.

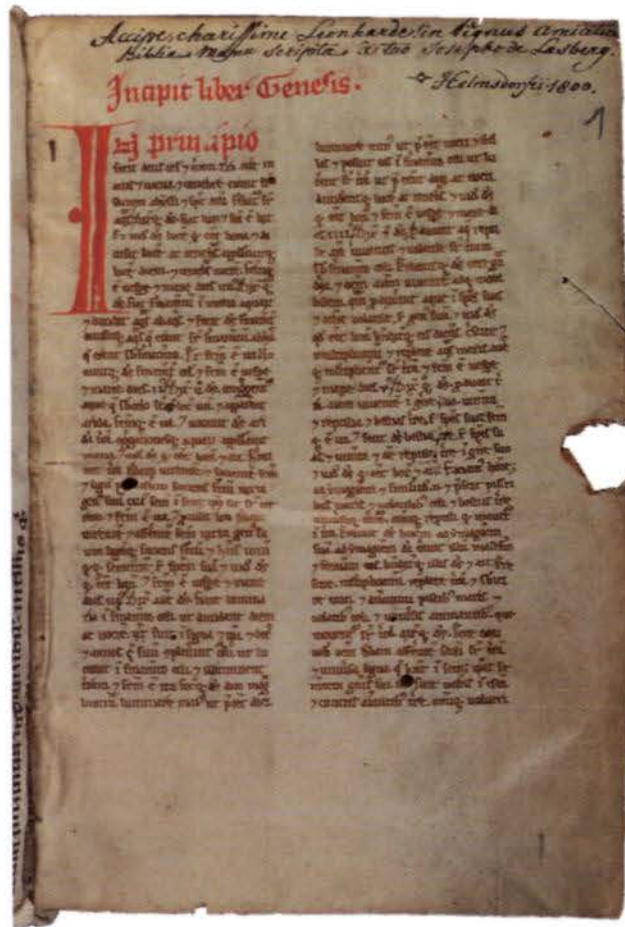


Abb. 3 Bibliorum sacrorum veteris testamenti pars, 1. Hälfte 13. Jahrhundert. Handschriftliche Widmung Joseph von Laßbergs an Johann Leonhard Hug, fol. 1r (UBF, Hs. 382).

genlieds 1815 mit Mitteln der ihm eng verbundenen Fürstin Elisabeth von Fürstenberg.⁷ Der gelehrte Austausch mit Laßberg, der nach 1798 auf den Gütern Helmsdorf, Eppishausen und zuletzt Meersburg als Privatgelehrter lebte und hier seine Bibliothek kontinuierlich ausbaute, Laßbergs Kennerschaft auf dem Gebiet der Handschriften und seine Kontakte zu anderen Sammlern und Händlern waren für Johann Leonhard Hug wichtige Impulse für den Aufbau der eigenen Handschriftensammlung. So war die persönliche Wertschätzung, die im Schenken von Handschriften ihren Ausdruck fand, auch keine einseitige. Bereits 1792 hatte Hug dem 22-jährigen Laßberg eine reich illuminierte deutsche Handschrift des 15. Jahrhunderts⁸ geschenkt. Und Laßberg hatte die freundschaftliche Geste nicht nur mit dem oben beschriebenen Geschenk 1794 erwidert, sondern nochmals im Jahr 1800 bekräftigt, wie es der Schenkungseintrag in einer feinen Bibelhandschrift des frühen 13. Jahrhunderts mit Pfand der Freundschaft schön formuliert (Abb. 3): *Accipe, charissime Leonharde! in Pignus amicitiae Bibliam Manu Scriptam a tuo Josepho de Lasberg. Helmsdorfii. 1800.*⁹

⁷ Siehe auch UTE OBHOF: Die ‚Nibelungenlied‘-Handschrift C, Codex Donaueschingen 63/Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Joseph Freiherr von Laßberg [1770-1855] und seine Bibliothek 2), Berlin 2005.

⁸ Heute Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Hs. Don. 106.

⁹ UBF, Hs. 382; Beschreibung in HAGENMAIER (wie Anm. 5), S. 120. Zur Transkription des Widmungseintrags vgl. SCHUPP, Freiburger Universitätsblätter (wie Anm. 6), S. 96.

Doch zwischen Laßberg und Hug wechselten Handschriften nicht nur als Geschenke. Entsprechend den unterschiedlichen Interessenschwerpunkten der beiden wurden Handschriften auch getauscht, und Laßberg vermittelte und verkaufte auch an Hug. Es ließ sich nachweisen, dass insgesamt elf der Handschriften aus dem Nachlass Hug auf Laßberg zurückzuführen sind. Die heutige Hs. 372 in der Universitätsbibliothek Freiburg etwa, eine kunstvoll illuminierte italienische Handschrift der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Suetons Geschichte der römischen Kaiser ging nachweislich 1830 durch Kauf von Laßberg an Hug.¹⁰ Laßberg hatte sie in Mainz erworben; Vorbesitzer war der kurmainzische Bibliothekar Franz Josef Bodmann (1754-1820). Da in der Sammlung Hug noch weitere reich verzierte Humanistenhandschriften aus Italien mit Texten antiker Autoren Bodmann als Vorbesitzer ausweisen und sie weitere auffällige Gemeinsamkeiten zeigen, darf geschlossen werden, dass diese Handschriften den selben Weg in die Freiburger Sammlung genommen haben.

Allen Handschriften im Nachlass von Johann Leonhard Hug gemeinsam ist ihre besondere künstlerische Qualität. So mag es nicht erstaunen, dass eine der wertvollsten Handschriften im heutigen Bestand der Universitätsbibliothek Freiburg ebenfalls diesem Nachlass entstammt: ein um 1070/1080 im Kölner Raum entstandenes und für den Gebrauch in St. Viktor in Gladbach nachgewiesenes Sakramentar (Hs. 360a).¹¹ Diese Handschrift mit Texten des Messkanons und der Sakramentspendung ist kostbar ausgestattet mit über 40 Zierseiten und ganzseitigen Miniaturen, die stilistisch nach Köln verweisen und der strengen Gruppe der ottonischen Kölner Malerschule zugeordnet werden können. Die Zierseiten in Deckfarbenmalerei mit Gold, Silber und Purpurgrund tragen den Kalender für die Erzdiözese Köln; ganzseitige Miniaturen zeigen Papst Gregor I., dann die von einem Engel getragene Initiale V vom Beginn der Präfation (*Vere dignum et iustum est ...*), Blatt 15v schließlich trägt das Kanonbild, ein Kruzifixus als Initiale T (*Te igitur ...*). Während die Gregor-Miniatur mit ihren antikisierenden Stilelementen das bewusste Anknüpfen an die Antike in ottonischer Zeit aufgreift (Abb. 4), findet die Darstellung des toten Christus am Kreuz im Kanonbild zu einem für die Buchmalerei dieser Zeit eigenen sehr ernsten und versunkenen Ausdruck. Wie Johann Leonhard Hug die heutige Handschrift 360a erwerben konnte, ist unbekannt. Sie ist aber ein augenfälliger Beleg, dass bei der Auswahl liturgischer Handschriften Hug ästhetische und künstlerische Aspekte besonders gewichtete.

Franz Karl Grieshaber

Doch die als Professorenvermächtnisse des 19. Jahrhunderts in die Freiburger Universitätsbibliothek gelangten Bücher- und Handschriftensammlungen wären allein mit dem Nachlass von Johann Leonhard Hug nur unvollständig beschrieben, ebenso das Netzwerk der sammelnden und miteinander kommunizierenden Gelehrten um Hug. Zu nennen ist hier vor allem Franz Karl Grieshaber (Abb. 5), der 1861 testamentarisch große Teile seiner Bibliothek der Freiburger Universität vermachte und aus dessen Nachlass – ebenfalls nach Rechtsstreitigkeiten um einzelne Stücke – schließlich 44 meist theologische Codices, 66 lateinische und deutsche mittelalterliche Handschriftenfragmente und zahlreiche Inkunabeln Eingang in die heutigen historischen Sammlungen der Bibliothek fanden.¹² Die meisten der Handschriften tragen einen eigenhändigen Besitzvermerk Grieshabers und können daher eindeutig seiner Sammlung zugewiesen und innerhalb des Gesamtbestands von Handschriften in der Universitätsbibliothek auch heute durchaus noch als geschlossene Gruppe erfasst werden.

¹⁰ UBF, Hs. 372; Beschreibung in HAGENMAIER (wie Anm. 5), S. 109.

¹¹ UBF, Hs. 360a; Beschreibung in HAGENMAIER (wie Anm. 5), S. 94-96.

¹² WINFRIED HAGENMAIER: Die Handschriftensammlungen Franz Karl Grieshabers (1798-1866) in der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, masch., Köln 1975.

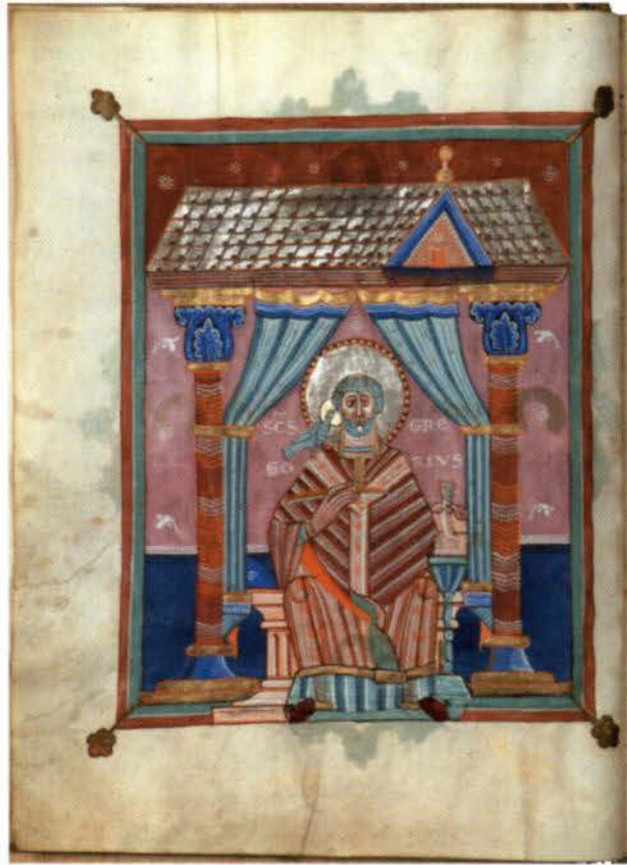


Abb. 4 Sakramentar, um 1070/80. Heiliger Gregor, Miniatur, fol. 13v (UBF, Hs. 360a; Aufnahme Vieser).



Abb. 5 A. G. Zimmermann (?): Franz Karl Grieshaber, 1835. Öl auf Leinwand (UBF, Kunst-Inv. Nr. 1/103).

Anders sieht es für die Druckwerke aus Grieshabers Bibliothek aus. Alle Drucke wurden nämlich noch im 19. Jahrhundert allein nach fachlich-thematischen Gesichtspunkten in den Buchbestand der Universitätsbibliothek Freiburg eingeordnet und aus ihrem vorherigen Zusammenhang gerissen. Sie als Gruppe noch ganz unmittelbar zu erkennen, ist daher heute nicht mehr so einfach möglich. Nur das einzelne Buch selbst kann aufgrund eines handschriftlichen oder gestempelten Besitzvermerks oder eines Vermächtnis-Exlibris Grieshaber zugeordnet werden. Da seit den letzten Jahren aber diese alten Besitzkennzeichnungen in den Büchern von Fall zu Fall als Hinweis in die aktuellen Bibliothekskataloge aufgenommen wurden, lässt sich auf Katalogebene – zumindest theoretisch – ein Eindruck von der Bibliothek Grieshabers innerhalb des historischen Buchbestands der Universitätsbibliothek Freiburg gewinnen. Neben den Handschriften und alten Drucken gehören heute in der Universitätsbibliothek zum Erbe Grieshabers auch noch die Dokumente des eigentlichen Nachlasses: Manuskripte, Notizen, Briefe und verschiedene Objektbestände wie beispielsweise seine Sammlung an Wachs- und Papiersiegeln.¹³

Franz Karl Grieshaber (1798-1866)¹⁴ studierte Theologie und klassische und deutsche Philologie in Freiburg; zu seinen akademischen Lehrern zählte Johann Leonhard Hug. Aus dem Lehrer-Schüler-Verhältnis entwickelte sich eine Freundschaft, die bis zu Hugs Tod 1846 bestand. Nach Priesterweihe 1821 und kurzer Lehrtätigkeit in Freiburg 1825 ging Grieshaber von 1826 bis 1857 als Gymnasialprofessor an das Lyzeum in Rastatt. Sein pädagogisches Wirken dort ist in etlichen Publikationen bis heute greifbar. Darüber hinaus ließen seine schriftstellerischen Aktivitäten und seine wissenschaftlichen Interessen ihn mit zahlreichen Persönlichkeiten seiner Zeit in Verbindung treten, neben Ernst Moritz Arndt, Jacob Grimm, Ludwig Uhland, Wilhelm Wackernagel vor allem auch mit Joseph von Laßberg und Franz Pfeiffer (1815-1868).

Gerade der Austausch mit dem Schweizer Germanisten Franz Pfeiffer kam entscheidend Grieshabers eigener Beschäftigung mit mittelalterlichen deutschsprachigen Texten und Handschriften entgegen. Pfeiffer widmete sich der Erforschung der mittelhochdeutschen Literatur – wobei er wiederum auf die Unterstützung durch Laßberg setzen konnte –, edierte zahlreiche deutsche Schriftdenkmäler und gründete 1856 die Zeitschrift „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde“. Grieshaber konnte über Pfeiffer nicht nur Handschriften erwerben, er erhielt sie im Einzelfall auch als Freundschaftsgeschenk, so eine Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit der deutschen Übersetzung des Psalmenkommentars des Nikolaus von Lyra durch Heinrich von Mügeln, wie der Eintrag *Meinem lieben Freunde F. K. Grieshaber – Prof. am Lyceum in Rastatt – zum Christfeste 1844. Stuttgart – Fr. Pfeiffer zeigt*.¹⁵ Pfeiffer war es auch, der Grieshaber veranlasste, bei einem Antiquar in Augsburg ein Fragment der Handschrift Q des Nibelungenlieds zu erwerben, um es dann 1856 in der Zeitschrift „Germania“ zu edieren.¹⁶

Das Bewahren deutscher Sprachdenkmäler stand durchaus im Einklang mit Grieshabers Sammelmotivation. Sein besonderes Interesse fanden hierbei die mittelalterlichen deutschsprachigen Zeugnisse aus Liturgie und Frömmigkeitspraxis. „Ältere noch ungedruckte deut-

¹³ Vgl. ebd. – Für Dokumente aus dem persönlichen Nachlass von Franz Karl Grieshaber (Korrespondenz, wissenschaftliche Manuskripte) siehe UBF, NL 4.

¹⁴ Vgl. WILHELM SCHERER: Franz Karl Grieshaber, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 9, Leipzig 1879, S. 663f., und HAGENMAIER (wie Anm. 12).

¹⁵ UBF, Hs. 469; Beschreibung in WINFRIED HAGENMAIER: Die deutschen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek und die mittelalterlichen Handschriften anderer öffentlicher Sammlungen (Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 1,4), Wiesbaden 1988, S. 112f.

¹⁶ UBF, Hs. 511; Beschreibung in HAGENMAIER (wie Anm. 15), S. 138f. Vgl. auch ANGELA KARASCH: Nibelungenfieber, in: Expressum. Informationen aus dem Freiburger Bibliothekssystem 1 (2004), S. 7-11 (Online-Ausgabe unter <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/75/>).

Ich empfehle mit Aufopferung
 geben Graf. Rath, Domdechant, Professor
 und Comthur
 Dr. Johann Leonhard Hug
 zu Freiburg, meinem theuren Lehrer aus
 innigster Liebe, Verehrung und Dankbarkeit.
 Rastatt am 28. Juli
 1844.
 Franz Karl Grieshaber.

Abb. 6 Franz Karl Grieshaber: Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts, Bd. 1, Stuttgart 1844. Handschriftliche Widmung an Johann Leonhard Hug (UBF, K 427, da-1).

sche Sprachdenkmale religiösen Inhalts“ und „Predigttexte“ aus seiner Handschriftensammlung veröffentlichte Grieshaber schließlich auf Anraten seines Freundes Franz Pfeiffer und in enger Zusammenarbeit mit ihm seit den 1840er-Jahren.¹⁷ Diese Editionstätigkeit ließ aber noch weitere freundschaftliche Verbindungen aufscheinen. Im Vorwort zum ersten Band der dem Heidelberger Professor Friedrich Creuzer gewidmeten Ausgabe der „Predigttexte“ schrieb Grieshaber:¹⁸

„Möge dem ehrwürdigen Greisen diese meine schlichte Gabe nicht unwerth sein, und ihr auch noch der Umstand bei ihm zur Empfehlung dienen, dass ich sie aus einer Handschrift schöpfe, welche ich als freundschaftliches Andenken an meinen theuren Lehrer ‚Meister Leonhard von Kostenz‘, in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur seit seiner Begrüßung durch seinen Laßberg im Liedersaal fortan geheißten, seinen edlen Freund, Herrn Geheimenrath, Domdechant und Comthur Dr. Hug zu Freiburg bewahre! Diesen aber, ich bin davon lebendigst überzeugt, wird es nur freuen, wenn er Etwas, worauf er selbst eigentlich den ersten Anspruch zu machen hatte, zur Beehrung eines von ihm hochverehrten Freundes verwendet sieht. Denn auch ihm gilt, was vor Jahren einer seiner innigsten Freunde bei einer ähnlichen Veranlassung an mich schrieb: ‚Was einem lieben Freunde Frohes und Ehrenhaftes begegnet, et mihi circum praecordia ludit‘.“

Das gedruckte Exemplar der „Predigttexte“, das sich heute in der Universitätsbibliothek Freiburg befindet, entstammt aber nicht der Bibliothek Grieshabers sondern der Hugs, denn es trägt von der Hand Grieshabers den Schenkungsvermerk an seinen *theuren Lehrer aus innigster Liebe, Verehrung und Dankbarkeit* Johann Leonhard Hug (Abb. 6).

Betrachtet man weiterhin das Profil der Büchersammlung Grieshabers, wird deutlich, dass sich sein Interesse an historischen Quellen durchaus auch mit einer regionalgeschichtlichen Komponente verband. So stammt eine beträchtliche Zahl der Handschriften seiner Sammlung aus den Bibliotheken säkularisierter Klöster des süd- und südwestdeutschen Raums; von den Handschriften des 16. und 17. Jahrhunderts waren etliche in diesen Klöstern selbst geschrie-

¹⁷ Ältere noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts, hg. von FRANZ KARL GRIESHABER, Rastatt 1842; Deutsche Predigten des XIII. Jahrhunderts, 2 Bde., hg. von FRANZ KARL GRIESHABER, Stuttgart 1844/1846 (Nachdruck, Hildesheim 1978). Vgl. auch HAGENMAIER (wie Anm. 12), S. 31-37.

¹⁸ Deutsche Predigten (wie Anm. 17), S. XVI.



Abb. 7 Ulrich von dem Türlin: Arabel, letztes Drittel 13. Jahrhundert, Fragment (UBF, Hs. 521; Aufnahme Vieser).

ben. Andere Stücke, wie die sogenannte Oberrheinische Chronik, eine in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts wohl in der Nordschweiz entstandene deutschsprachige Handschrift, weckten sein besonderes sprach- wie regionalgeschichtliches Interesse und führten zur Edition des Manuskripts.¹⁹ Im Vorwort zu der 1850 im Druck erschienenen und Laßberg gewidmeten Ausgabe der Chronik benennt er die sprachlichen und inhaltlichen Besonderheiten der Handschrift, die ihn zu ihrer zeitlichen und regionalen Einordnung führten. Er stellt die Handschrift in den Kontext anderer deutschsprachiger Chroniken und zieht den Schluss, dass es sich bei ihr um „die älteste bis jetzt bekannte in deutscher Prosa“ handle.

Der optische Reiz einer Handschrift, ihr Schmuck und ihre besondere Ausstattung waren dagegen für Grieshaber – anders als für Hug – keine vorrangigen Sammelmotive. Daher gibt es auch nur wenige Stücke in seiner Sammlung, die durch Bildschmuck auffallen. Hierzu gehört ein in das letzte Drittel des 13. Jahrhunderts datiertes Handschriftenfragment des Versepos „Arabel“ von Ulrich von dem Türlin.²⁰ Erzählt wird die Vorgeschichte zur „Willehalm“-Dichtung Wolframs von Eschenbach. In kleinen Miniaturen dargestellt ist der Passus, wie der gefangene Wilhelm die Liebe Arabels gewinnt und mit ihr über das Meer fliehen kann (Abb. 7).

Für seine philologischen und geschichtswissenschaftlichen Arbeiten und Verdienste wurde Franz Karl Grieshaber mehrfach geehrt; 1856 verlieh ihm die Universität Freiburg die Ehrendoktorwürde. 1866 starb Grieshaber in Freiburg, wohin er aus Rastatt nach seiner Pensionierung zurückgekehrt war.

¹⁹ UBF, Hs. 473; Beschreibung in HAGENMAIER (wie Anm. 15), S. 116f.; Edition: Oberrheinische Chronik, hg. von FRANZ KARL GRIESHABER, Rastatt 1850.

²⁰ UBF, Hs. 521; Beschreibung in HAGENMAIER (wie Anm. 15), S. 145.

Bleibendes Vermächtnis

Bereits 1861 vermachte Grieshaber testamentarisch mit seinem Nachlass große Teile seiner Bücher- und Handschriftensammlung der Freiburger Universitätsbibliothek. Weitere Stiftungen gingen an das Berthold-Gymnasium seiner Heimatstadt Freiburg und Donate an das Gymnasium in Rastatt, seiner langjährigen Wirkungsstätte als Gymnasialprofessor. Eine vom Museum für Stadtgeschichte Freiburg in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Freiburg erarbeitete und im Wentzingerhaus 2007 gezeigte Ausstellung „Sammler, Lehrer, Stifter: Franz Karl Grieshaber und seine Bücher“ war zugleich der beachtenswerte Beitrag der Stadt Freiburg zum 550-jährigen Jubiläum der Universität. Mit Grieshaber wurde dabei eine Persönlichkeit ins Blickfeld gerückt, der Stadt und Universität Freiburg gleichermaßen viel zu verdanken haben. Eine der Jubiläumsbotschaften der Universität im Jahr 2007, „Freiburg - wir sind die Universität“, ließ sich so durchaus exemplarisch in historischer Perspektive beleuchten.

Wie der Blick auf Johann Leonhard Hug, Joseph von Laßberg, Franz Karl Grieshaber und Franz Pfeiffer gezeigt hat, war die Beschäftigung und das Sammeln vor allem von Handschriften im 19. Jahrhundert Ausgangspunkt und Basis zugleich geworden für ein neues Denkmalverständnis und Geschichtsbewusstsein: Handschriften wurden zu wichtigen Quellen historischer Forschung und zur Grundlage ganzer Fachdisziplinen. Als nationale und historische Denkmäler sollten sie bewahrt und der Nachwelt überliefert werden; die Vermächtnisse der Theologen Hug und Grieshaber an „ihre“ Universität und im Falle von Grieshaber zusätzlich an seine Heimatstadt Freiburg entsprangen durchaus auch diesem Verständnis. Angestoßen, getragen und befördert aber wurden diese Anliegen vor allem durch Netzwerke der Freundschaft, Kennerschaft, Gelehrsamkeit und Wissenschaft, Netzwerke somit, denen Gelehrte wie die genannten das Profil gaben.

Freiburg im Nationalsozialismus: Eine Stadt gibt sich ein braunes Gesicht

Von
UTE SCHERB

Als am Morgen des 6. März 1933 am Freiburger Rathaus die Hakenkreuzflagge gehisst wurde, bedeutete dies ein Fanal: Von jetzt an hatte die NSDAP mit ihren braunen Helfershelfern in der SA und anderen Organisationen das Sagen, und zwar nicht nur in Berlin, wo tags zuvor die Reichstagswahl zwar nicht ganz so überzeugend wie erwartet, so doch reichlich „braun“ ausgefallen war, sondern auch in Freiburg, wo die NSDAP mit 35,8% zur stärksten Partei avancierte. Obwohl hier noch nicht wirklich installiert, hissten die Nazis trotz des durch den noch amtierenden demokratisch gewählten Zentrums-Oberbürgermeister Karl Bender ausgesprochenen Verbots die Hakenkreuzfahne auf dem Balkon des Rathauses, also am zentralen Ort kommunaler Machtausübung (Abb. 1).¹

Im Propagandaraus: Fahnen, Pappmaché und Hakenkreuze

Wenn man kurz darauf in Freiburg durch die Straßen schlenderte, erst recht aber, wenn man ein öffentliches Gebäude besuchte, stolperte man allerorten unversehens über die Zeichen der „Neuen Zeit“. Dies begann am Schwabentor, wo man im „Stürmerkasten“ die neuesten Hetzparolen gegen Jüdinnen und Juden nachlesen konnte (Abb. 2), setzte sich in der heutigen Kaiser-Joseph-Straße fort, die in Adolf-Hitler-Straße umbenannt war,² und führte zum neu erbauten Gebäuden der Reichspost, wo das neue „Hoheitszeichen“ – ein grimmig blickender Reichsadler mit Eichenkranz und Hakenkreuz – prangte (Abb. 3). Auch die Innendekoration des Rathauses, der Universität, der Sparkasse (Abb. 4), von Schulen und vielen anderen öffentlichen Gebäuden war schon bald „gleichgeschaltet“.

Im Dritten Reich hatte die Fahnenindustrie Hochkonjunktur, denn an NS-Feiertagen wurde überall geflaggt, Girlanden wurden gewunden, hakenkreuzbewehrte Pylonen aufgestellt und Parolenbanner gespannt (Abb. 5 und 6). Das „nationalsozialistische Feierjahr“ begann mit dem 30. Januar, dem Tag der „Machtergreifung“, setzte sich mit der Parteigründungsfeier am 24. Februar, dem „Heldengedenktag“ im Frühjahr, Hitlers Geburtstag am 20. April, dem inzwischen als „Nationaler Feiertag des deutschen Volkes“ propagierten 1. Mai, dem Muttertag, der Sommersonnenwende im Juni, dem „Reichsparteitag“ im September und dem Erntedanktag Anfang Oktober fort, gipfelte im „Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung“ am 9. November und fand in der Wintersonnenwende und der „Deutschen Weihnacht“ seinen

¹ THOMAS SCHNABEL: Krise und Untergang der Weimarer Republik, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1992, S. 297-309, hier S. 303; ULRICH P. ECKER/CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL: Die Geschichte des Freiburger Gemeinderats unter dem Nationalsozialismus (Stadt und Geschichte 21), Freiburg 2008, S. 14.

² Vor 1933 hatte die heutige Kaiser-Joseph-Straße den Namen „Kaiserstraße“ getragen.



Abb. 1 Hakenkreuzfahne am Neuen Rathaus: Unübersehbares Zeichen der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ (StadtAF, M 7092/6).

Abschluss.³ Anlässlich der „Saarabstimmung“ am 13. Januar 1935 beispielsweise hatte man am Lanzengitter der Karlskaserne einen überdimensionierten „Abreißkalender“ aufgehängt, der täglich aufs Neue auf die immer geringer werdende Anzahl von Tagen verwies, die *das deutsche Saarland noch [...] vom Mutterland getrennt* sein würde. Ein Banner mit der Aufschrift *Die Saar war, ist und bleibt deutsch!* und ein Hakenkreuz arrondierten das Objekt zum nationalsozialistischen „Gesamtkunstwerk“ (Abb. 7).

Besonders kreativ zeigte sich in diesem Zusammenhang die NS-Volkswohlfahrt, welche die runde, in Form eines natürlich ebenfalls überdimensionierten Spanschachteldeckels ausgeführte Werbetafel initiiert haben dürfte, die leider nur auf dem hier abgebildeten Foto überliefert ist. Hier wird eine Mutter mit ihrer halbwüchsigen Tochter gezeigt, beide richten ihren Blick sehnsuchtsvoll in die Schwarzwälder Berge; selbstverständlich trägt das Mädchen BDM-Uniform. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Aktion des 1934 gegründeten und der NS-Volkswohlfahrt unterstellten „Hilfswerkes Mutter und Kind“, das sich insbesondere in den Bereichen Wöchnerinnenfürsorge, Müttererholung und Kinderbetreuung betätigte (Abb. 8).

Auch viele andere Aktionen gehen dezidiert auf die NS-Volkswohlfahrt zurück, wie die *Frühjahrs-Hauptwerbung 1935*, mit der im ganzen Stadtgebiet für die Unterstützung der Kin-

³ Vgl. KLAUS VONDUNG: *Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus*, Göttingen 1971, S. 74-87; HANS HATTENHAUER: *Geschichte der deutschen Nationalsymbole. Zeichen und Bedeutung* (Geschichte und Staat 285), München 1990, S. 162-166, sowie PETER REICHEL: *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus*, Frankfurt am Main 1993, S. 210-212.



Abb. 2 „Stürmerkasten“ am Breisacher Tor: Auch in Freiburg fand das Rosenberg'sche Hetzblatt sein Forum (StadtAF, M 732/22782).



Abb. 3 Machtdemonstration in der Öffentlichkeit: Das „Hoheitszeichen“ am neu errichteten Reichspost-Gebäude (StadtAF, M 732/22941/48).



Abb. 4 Der „Führer“ in der Schalterhalle: Innenraum der Städtischen Sparkasse (StadtAF, M 732/22782).



Abb. 5 „Universitätskampfbahn“ in vollem Schmuck: Begrüßung des sudetendeutschen Gauleiters Konrad Henlein durch die Freiburger Bevölkerung (StadtAF, M 75/1 Pos. K. 11a).

derlandverschickung geworben werden sollte, wie ein entsprechender Antrag der NSDAP an den Oberbürgermeister vom 4. April 1935 belegt. An den Straßenrändern der Innenstadt wollte man runde, in der Machart an Verkehrsschilder angelehnte Zeichen mit der Aufschrift *HALT NS. Volkswohlfahrt* postieren und an Kreuzungen von Landstraßen Werbetafeln mit der Aufschrift *Spendet Freistellen für erholungsbedürftige Kinder* aufstellen. Am Stadttheater, auf dem Rottecksplatz, an der Stühlinger Brücke und vor der Johanneskirche sollten Plakatsäulen mit den Aufschriften *Spendet für Mutter und Kind* sowie *Und wo bleibst Du?* werben, und am Bahnhof sollten die Passanten ein veritables „Stadttor“ mit der Mahnung *Kinder aufs Land tut Not* durchschreiten, wenn sie ins Freiburger Zentrum gehen wollten. Den am Siegesdenkmal positionierten Winterhilfswerk-Schneemann (Abb. 9) sollte im Frühjahr 1935 ein *Schwarzwaldhäuschen mit eingebautem Lautsprecher* ersetzen. Welche Teile dieser Aktion tatsächlich umgesetzt wurden, entzieht sich leider der Kenntnis, und es ist davon auszugehen, dass einige der geplanten Objekte durch andere ausgetauscht wurden, das Schwarzwaldhäuschen etwa durch die hier gezeigte Mutter-Kind-Tafel. Den Zwang zur Variation bezeugt zum Beispiel eine Beschwerde, die der Verkehrsdirektor am 23. Mai 1935 an den Oberbürgermeister richtete. Das Verkehrsamt hatte eben erst unter erheblichem Aufwand an der Einmündung zum Bahnhofsvorplatz zwei Orientierungskästen mit Ölgemälden aufstellen lassen, wovon der eine *das Auffinden der wichtigsten Strassen, Plätze und Gebäude der Stadt* ermöglichen und der andere *auf unsere grösste Attraktion im Fremdenverkehr, die Schauinslandbahn* aufmerksam machen sollte. Die Kästen wurden nun von zwei massigen *Propagandasäulen* der NS-Volkswohlfahrt verdeckt. Dagegen erhob der Verkehrsdirektor energischen Protest. Er erhielt dabei Schützenhilfe von Bürgermeister Josef Brandel. Der war nämlich der Überzeugung, dass der Bahnhof als Standort für eine Werbeaktion der NS-Volkswohlfahrt ungeeignet sei: *Ob die Werbekraft [...] an dieser namentlich auf Ortsfremde wirkenden Stelle überhaupt nennenswert ist, kann bezweifelt werden.*⁴

Eine Hauptrolle bei der Entfaltung der NS-Propaganda spielte der Platz am Siegesdenkmal, das damals noch am Nordende der heutigen Kaiser-Joseph-Straße stand. Hier engagierte sich auch immer wieder das Winterhilfswerk, eine Unterabteilung der NS-Volkswohlfahrt. Bereits Ende 1934 hatte man zugunsten dieser Organisation, welche die 1933 verbotene Arbeiterwohlfahrt ersetzen sollte, auf dem Platz als mahnendes Signet einen wetterfesten, doch etwas unförmigen Schneemann errichtet. Gleichzeitig zog eine Vielzahl von BDM-Sammlerinnen und HJ-Sammlern von Haustür zu Haustür, die gegen einen Obolus Tausende von Püppchen, Abzeichen und Bilderserien verteilten. Diese Dreingaben avancierten schon bald insbesondere bei den Kindern zu begehrten Sammelobjekten.

Im Frühjahr, nach Beendigung der Aktion, wurden die Sammelbüchsen jedoch nicht weggeschlossen, sondern sofort für ein neues Projekt eingesetzt. Jetzt ging es darum, dass die Freiburger Bevölkerung ihrer eigenen Opferbereitschaft ein Denkmal setzen sollte: Aus Tausenden von Mosaiksteinchen, welche die Bürgerinnen und Bürger symbolisch erwerben durften, sollte ein gewaltiger Reichsadler mit Hakenkreuz gebildet werden. Für diese *Erinnerungstafel des Winterhilfswerks 1934/35* hatte unter anderem „Der Alemanne“, das *nationalsozialistische Kampfblatt Oberbadens*, unter dem Slogan *Kauft Mosaiksteinchen* massiv getrommelt: Die Opferbereitschaft der „Volksgemeinschaft“ habe sich im vergangenen Winter außerordentlich bewährt, und nun gehe es darum, *diese Tatsache auch kommenden Geschlechtern in einer in die Augen fallenden Form stets zu Bewußtsein zu bringen und dadurch den Opferwillen, aber auch das Gedächtnis an eine schwere und große Zeit wachzuhalten.*⁵ So zogen im März die Sammlerinnen und Sammler in gewohnter Manier von Haus zu Haus und putzten erneut die Klinken, bis alle 12.000 *Mosaik-Nadeln* verkauft waren, aus denen das 95 x 150 cm messende

⁴ Schriftwechsel und Skizzen in: Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C4/XVII/19/14.

⁵ Der Alemanne, 20.3.1935.



Abb. 6 Freiburg in Festtagslaune: Fahnenmeer am Münsterplatz (StadtAF, M 75/1 Pos. K. 11a).



Abb. 7 Propagandaaktion an der Karlskaserne: Abreißkalender zur Saarabstimmung, Januar 1935 (StadtAF, M 731/20).



Abb. 8 Sehnsucht nach den Schwarzwaldbergen: Propagandaaktion der NSV am Siegesdenkmal (StadtAF, Foto R. Böhm).



Abb. 9 Mit einem Schneemann die Geberherzen erweichen: Propagandaaktion des WHW am Siegesdenkmal (StadtAF, M 731/18).



Abb. 10 Die Stadt Freiburg brachte als Opfer für die notleidenden Volksgenossen 876.000 RM auf: WHW-Denkmal im Treppenhaus der Karlskaserne (StadtAF, M 7040).

Hoheitszeichen zusammengesetzt wurde.⁶ Bis das neue „Opferwerk“ präsentiert werden konnte, sollte jedoch einige Zeit vergehen, und noch im März 1936, also ein volles Jahr nach der Sammlung, beriet der Bauausschuss über die Standortfrage. Die Initiatoren hatten angeregt, das Werk an prominenter Stelle im Alten Rathaus oder im Historischen Kaufhaus zur Schau zu stellen. Dagegen aber stellten sich die Ratsherren und so blieb dem Winterhilfswerk nichts anderes übrig, als das Mosaik im Treppenhaus der ehemaligen Karlskaserne, wo schon damals das Städtische Wohlfahrtsamt untergebracht war, also im Innern des eigenen Gebäudes zu installieren (Abb. 10).⁷ In der Bombennacht am 27. November 1944 wurde das Gebäude erheblich beschädigt, doch noch lange ragte der Adler aus den Trümmern, wenn auch stark zerzaust (Abb. 11).⁸

⁶ August Wagner, Vereinigte Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei, Berlin-Treptow, an OB der Stadt Freiburg, 11.3.1935, in: StadtAF, C4/XVII/20/6.

⁷ Vgl. Protokoll der Bauausschusssitzung, 25.3.1936, in: Ebd.

⁸ Derartige Tafeln wurden in sehr vielen deutschen Städten gestiftet. In Biberach an der Riß erinnerte man damit an die Sammlung 1935/36. Dort blieb die Tafel vollständig erhalten. Sie befindet sich heute im Biberacher Braith-Mali-Museum. Eine Abbildung kann im Internet aufgerufen werden: <http://de.wikipedia.org/wiki/Winterhilfswerk> (21.9.2008).



Abb. 11 Tausende von Mosaiksteinchen konnten den Bomben nicht standhalten:
Blick in die zerstörte Karlskaserne, nach 1945 (StadtAF, M 7040).

Hoffen auf den großen Auftrag: Freiburger Künstler im Nationalsozialismus

Nutznießer der neuen Dekorationswut ab 1933 waren aber auch die in Freiburg und Umgebung ansässigen Künstlerinnen und Künstler, die Anfang der 30er-Jahre in äußerst schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen lebten. Diese Bildhauer und Maler erhofften sich durch die beinahe flächendeckende Ausstattung Freiburgs mit „nationalen“ Skulpturen, Reliefs oder Wandgemälden neue Aufträge. Wie schon in der Weimarer Republik unterbreiteten sie der Stadtverwaltung regelmäßig konkrete Angebote oder baten um Aufträge. 1933 änderte sich der Tenor dieser Schreiben insofern, als einige Künstler alles daran setzten, um sich als vorbildliche Nationalsozialisten zu präsentieren, denen gegenüber die neue Stadt-Regierung eine besondere Verpflichtung habe. Derartige Hinweise waren meist mit der Klage verbunden, man sei während der „Systemzeit“ ungerecht behandelt und zurückgesetzt worden. Auch vor Denunziationen ihrer Kollegen schreckten manche nicht zurück.⁹

Natürlich bekamen nun diejenigen Oberwasser, die politisch auf Linie waren und deren Stil in der Vergangenheit keinerlei moderne Tendenzen aufgewiesen hatte, die also nicht als „entartet“ galten – aber selbstverständlich nur diejenigen, die sich als „arisch“ ausweisen konnten und als zuverlässige Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ angesehen wurden. In vielen Fällen allerdings konnte die künstlerische Qualität der angebotenen Arbeiten nicht überzeugen. So urteilte Sammlungsdirektor Werner Noack skeptisch, nachdem er im Atelier des für sich selbst als *treue(n) Mitkämpfer des Führers* werbenden Bildhauers Hugo Knittel eine Hindenburg- und eine Schlageter-Büste besichtigt hatte: *Für irgendwelche städtischen Repräsentationsräume kommen diese Büsten [...] überhaupt nicht in Betracht.* Die Stadtverwaltung ließ sich schließlich doch erweichen und erstand die überlebensgroße Hindenburg-Büste für den weit heruntergehandelten Betrag von 500 RM, um sie im Vestibül der nach dem Reichspräsidenten benannten Schule aufzustellen.¹⁰ Laut Berichterstattung in der „Freiburger Zeitung“ wurde *der Ehrenplatz der Büste [...] so gewählt, daß sie im dauernden Lorbeerschmuck der ein- und ausgehenden Jugend zum Lebenssymbol werden kann.*¹¹

Ähnliches widerfuhr Ulrich Kottenrodt, als er der Stadt im Juli 1937 eine Hitler-Büste anbot (Abb. 12). Bürgermeister Hofner nahm bei seiner Ablehnung kein Blatt vor den Mund: *Ich muß leider feststellen, dass diese Porträtbüste nach meinem Dafürhalten nicht der Vorstellung entspricht, die man von unserem Führer hat. Vor allem ist der Gesichtsausdruck ein etwas gequälter, kränklicher, nervöser, ganz im Gegensatz zu der starken Persönlichkeit des Führers.*¹² Erschwerend kam hinzu, dass die Errichtung eines öffentlichen Hitler-Denkmal grundsätzlich nicht vorgesehen war, sondern nur dekorative Bildnisse in Innenräumen gezeigt werden sollten. Schon am 10. Dezember 1933 nämlich war in Berlin folgende Anordnung erlassen worden: *Der Führer hat [...] bestimmt, dass keinerlei Hitlerdenkmäler, Gedenktafeln und dgl. zu seinen Lebzeiten errichtet bzw. angebracht werden dürfen.*¹³ Auch wenn allüberall das Land mit NS-

⁹ Der Bildhauer Hugo Knittel beispielsweise erklärte am 8.9.1933, als sein Vorschlag für ein Schlageter-Denkmal kritisiert wurde: *Diese bzw. ähnliche Bitternisse erlebte ich jahrelang unter dem Novembersystem*, StadtAF, C4/X/22/7a. Leo Lange, ein Bildhauer aus Gundelfingen, beschwerte sich im November 1933 bei OB Kerber, dass *der Ausländer Szilagi [...] über 20 Jahre einen Szecho-Slowaken beschäftigt habe* und auch jetzt noch beschäftige. Er reagierte mit dieser Denunzierung auf einen Vorwurf, der gegen ihn wegen Schwarzarbeit laut geworden war. Lange an Kerber, 29.11.1933, in: StadtAF, C4/X/20/10.

¹⁰ Schlippe an Bürgermeisteramt, 20.5.1936 und 2.11.1936, in: StadtAF, C4/VII/6/5.

¹¹ Freiburger Zeitung, 11.11.1936.

¹² Zitate in: StadtAF, C4/VII/6/5. Kottenrodt wollte diese Büste nicht gegen Bares verkaufen, sondern mit dem Erlös seine Mietrückstände begleichen. Sein Atelier befand sich im Eigentum der Stadt und er war damals 300,- RM schuldig.

¹³ Zitat nach: Die Rückseite des Hakenkreuzes. Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches, hg. von BEATRICE HEIBER und HELMUT HEIBER, München 1993, S. 63.



Abb. 12 Entsprach nicht der Vorstellung [...], die man von unserem Führer hat: Hitler-Büste von Ulrich Kottenrodt (StadtAF, C4/VII/6/5).



Weber eine Bildnisbüste des Führers

Str. 1700 e.

Abb. 13 Dutzendware im Freiburger Rathaus: Die von WMF per Katalog angepriesene „Führer“-Büste von Hedwig Maria Ley (StadtAF, C4/VII/6/5).

Signets überzogen wurde – der „Führer“ selbst sollte nicht als Dutzendware präsentiert werden.¹⁴

Selbstverständlich befand sich auch im Freiburger Rathaus mindestens eine Büste des Reichskanzlers.¹⁵ Diese wurde jedoch erst Ende 1935 erworben, nachdem Gartenamtsdirektor Schimpf am 21. November detailliert über die Schwierigkeiten berichtete, mit denen er jedes Mal konfrontiert sei, wenn er einen Raum für einen festlichen Anlass herzurichten habe: *Wenn bei einer Ausschmückung eine Abbildung des Führers gezeigt werden sollte, war es uns nur möglich, ein vergrößertes Photo zu zeigen, das wir jeweils vom Stadttheater entliehen haben.*¹⁶ Das Bürgermeisteramt reagierte sofort und besorgte bei der Württembergischen Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen eine in Serie gefertigte Büste der Bildhauerin Hedwig Maria Ley (Abb. 13). Das Hochbauamt hatte schon im September 1933 vorgeschlagen, *diese nach dem Leben modellierte überlebensgrosse Bronzestatuette* anzuschaffen. Zwei Jahre lang hatte man im Rathaus vergeblich gehofft, stattdessen ein Unikat ankaufen zu können, von dessen Ausführung im Idealfall auch noch ein Freiburger Künstler hätte profitieren können.¹⁷

¹⁴ Tatsächlich zeigten sich selbst die NS-Propagandisten respektvoll gegenüber dem Grundsatz, dass Denkmäler erst posthum errichtet werden durften. Schon Friedrich der Große hatte sich, als ihm die preußische Armee 1779 ein Denkmal stiften wollte, mit dem Argument gewehrt, *daß es eine schickliche Sitte sei, nicht während des Lebens, sondern erst nach dem Tode dem Feldherrn ein Denkmal zu setzen!* Zitat nach JUTTA VON SIMSON: *Wie man die Helden anzog. Ein Beitrag zum „Kostümstreit“ im späten 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 43, H. 2 (1989), S. 47-63, hier S. 52.

¹⁵ Abb. in: *Freiburger Zeitung*, 18.8.1937.

¹⁶ Schimpf an Oberbürgermeister, 21.11.1935, in: StadtAF, C4/VII/6/5.

¹⁷ Hochbauamt an Oberbürgermeister, 17.9.1935, in: Ebd.

In den Klassenzimmern der Freiburger Schulen wurden 1936 über 200 Hitlerbilder aufgehängt, allesamt Fotografien, die man per Sammelbestellung beschafft hatte (Abb. 14).¹⁸ Der vergleichsweise späte Hängetermin – das Stadtschulamt hatte bereits im Juli 1934 einen Bedarf von 225 Hitlerbildern angemeldet – erklärt sich daraus, dass ursprünglich nicht wie in Tausenden anderer deutscher Schulen nur ein Fotoabzug die Freiburger Klassenzimmer schmücken, sondern über eine Ausschreibung ein eigener Künstlerentwurf gewonnen werden sollte. Einem Bericht des Hochbauamtes vom März 1935 ist jedoch zu entnehmen, dass die beteiligten Kunstmaler Werner Höll, Theodor Kammerer und Ottomar Starke nur wenig originelle Interpretationen von bekannten Fotografien ablieferten.¹⁹ So sah man sich gezwungen, dann doch wie viele andere Städte auch bei der „Vertriebsstelle Deutscher Führer-Büsten und Bilder“ vorstellig zu werden. Gleichwohl hielten die Stadtoberen weiter an einem eigenen, exklusiv für Freiburg gestalteten Hitlerbild fest. Es sollte seinen Platz im Historischen Kaufhaus finden und dort bei wichtigen Empfängen vom „erlesenen“ Kunstgeschmack der Freiburger Entscheidungsträger künden. Nach dem gescheiterten Wettbewerb um die Schulbilder griff man jetzt auf das bewährte Mittel der Auftragsvergabe an einen erstklassigen Künstler zurück. In Absprache mit Hofner nahm Oberbaudirektor Schlippe Kontakt mit dem in Donaueschingen lebenden Maler Erwin Heinrich auf, der seit ihrer Gründung im Jahr 1927 im Vorstand der Badischen Secession saß und dort für die Geschäftsführung verantwortlich war.²⁰ Die Auftragsvergabe könnte wesentlich auf den Einfluss Edmund von Freyholds zurückgegangen sein, der als Kunstmaler ebenfalls langjähriges Secessionsvorstandsmitglied war und von 1933 bis 1944 ununterbrochen als NSDAP-Stadtrat, ab 1935 als „Ratsherr“ fungierte und qua Amt die Freiburger Kulturpolitik entscheidend mitgestaltete.²¹ In diesem Fall allerdings ohne Erfolg, denn Erwin Heinrich forderte für das begehrte Hitler-Gemälde stolze 12.000 RM – so viel war der Stadt die Sache dann doch nicht wert.²²

Statt seiner abgelehnten Hitler-Büste kaufte die Stadt dem Freiburger Bildhauer Ulrich Kotenrodt im November 1937 für den Jugendlesesaal der Städtischen Volksbücherei eine andere Skulptur ab, die den *Kopf eines Frontsoldaten des Weltkrieges* darstellte. Es ist davon auszugehen, dass die Skulptur sozusagen den Tenor der Literatur, wie sie in der Bibliothek vorwiegend angeboten wurde, in einer bildhauerischen Darstellung widerspiegeln sollte.²³ Um seine Wirkung zu unterstreichen, stellte man das Objekt auf einen anderthalb Meter hohen Sockel, denn, so Büchereidirektor Philipp Harden-Rauch schon 1934: *Die literarische Erziehung der*

¹⁸ Vgl. Schlippe an OB II, 30.3.1936, in: StadtAF, C4/VII/6/4. Vgl. auch HEINZ BOBERACH: *Jugend unter Hitler*, Düsseldorf 1982, S. 70-90; LOTHAR GRUCHMANN: „Blutschutzgesetz“ und Justiz. Entstehung und Anwendung des Nürnberger Gesetzes vom 15. September 1935, in: *Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus*, hg. von BERND ORGAN und WOLFGANG W. WEIB, Nürnberg 1992, S. 49-59, hier Abb. S. 50.

¹⁹ Vgl. Stadtschulamt an OB, 27.7.1934, Bericht des Hochbauamtes vom 3.10.1935, Hofner an Hochbauamt, 8.6.1935 und 30.12.1935, alle in: StadtAF, C4/VII/6/4.

²⁰ RAINER HAEHLING VON LANZENAUER: *Erwin Heinrich*, in: *Baden-Württembergische Biographien*, Bd. 5, Tübingen 2007, S. 131-133, hier S. 131.

²¹ Vgl. ECKER/PFANZ-SPONAGEL (wie Anm. 1), S. 39 und 55.

²² Vermerk Hofner, 10.2.1936, in: StadtAF, C4/VII/6/4. Zum Vergleich: Adolf Riedlin erhielt für sein Wandgemälde im Gaswerk gerade einmal 3.000,- RM. Vgl. Vertrag zwischen Riedlin und Schlippe, 17.3.1936, in: StadtAF, C4/II/14/5.

²³ Beschluss des Bürgermeisteramts, 16.11.1937, in: StadtAF, C4/X/22/9. Derartige „Heldenköpfe“ wurden im Dritten Reich häufig für die Darstellung soldatischer Tugenden verwandt. In Heidelberg beispielsweise befand sich seit 1935 über dem Eingang zum Kriegsgeschichtlichen Seminar ein Soldatenkopf von Fritz Hofmann. Vgl. DIETRICH SCHUBERT: „Ehrenhalle“ für 500 Tote (1932-1933), in: *Heidelberger Denkmäler 1788-1981*, hg. von einem Autorenkollektiv am Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Heidelberg (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte. Eine Schriftenreihe der Stadt Heidelberg 2), Heidelberg 1982, S. 78-83, hier S. 78 und Abb. S. 80.



Abb. 14 Schulbänke unter „Führeraufsicht“: Klassenzimmer der Gewerbeschule, August 1939 (StadtAF, M 731/23382-23).

*Jugend ist eine Teilaufgabe der nationalpolitischen Erziehung.*²⁴ Als erste Aufgabe jeder Bibliothek galt damals die *propagandistische Durchdringung der Bevölkerung.*²⁵ Während Ende der Zwanziger Jahre immer wieder über die schlechten Platzverhältnisse in der Bücherei geklagt worden war, bestand dieses Problem nach der „Säuberung“ des Bücherei-Bestandes mangels Masse nicht mehr. Dennoch wurde das Projekt um einige Jahre zurückgestellt, bis „Der Alemanne“ am 4. November 1937 endlich mitteilen konnte, dass Freiburg nun über den ersten Jugendlesesaal in Baden verfüge. Hier sollten in Zukunft auch Schulungen für HJ-Führer stattfinden.²⁶ Über den Regalen prangte *ein Spruch des Führers*, der die Jugendlichen zum Lesen animieren sollte: *Wer die Kunst des richtigen Lesens inne hat, den wird das Gefühl auf all das aufmerksam machen, was ihm zur dauernden Förderung dient.* Ein Hitlerbild vervollständigte die Einrichtung.²⁷

Im Mai 1934 hatte Reichspropagandaminister Goebbels per Erlass verfügt, dass künftig bei der Neuplanung und -errichtung öffentlicher Gebäude ein gewisser Prozentsatz der verplanten Gelder für die Ausschmückung durch Künstler oder Kunsthandwerker, also für die heute so genannte „Kunst am Bau“, vorzusehen sei.²⁸ Natürlich galt es auch jetzt in erster Linie, die Einwohnerschaft umfassend mit NS-Ideologie zu versorgen. Hier kamen nicht wie bei den Denk-

²⁴ Harden-Rauch an Hofner, 3.3.1934, in: StadtAF, C4/V/34/5.

²⁵ KONRAD HEYDE: Philipp Harden-Rauch, in: Baden-Württembergische Biographien, Bd. 5, Stuttgart 2007, S. 121-124, hier S. 122.

²⁶ Vgl. Freiburger Zeitung, 4.11.1937.

²⁷ Der Alemanne, 4.11.1937.

²⁸ Vgl. BETTINA MUMM: Kunsttradition in den Fängen der NS-Gleichschaltung. Kunstleben im Dritten Reich am Beispiel der Stadt Freiburg, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 1988, S. 30.

mälern ausschließlich Bildhauer, sondern auch Kunstmaler zum Zug. Dieser Berufsstand hatte bislang ebenfalls über Auftragsnot zu klagen gehabt, die sich auch durch vereinzelte Aufträge für Porträts hochrangiger NS-Führer nicht ausgleichen ließ. Werner Höll, einer der drei Künstler, die mit ihrem Entwurf eines Hitlerporträts nicht hatten überzeugen können, war hoch verschuldet und schon länger nicht mehr in der Lage, seine Mietschulden bei der Stadt zu begleichen. So bot er im Juni 1937 dem Oberbürgermeister ein Gemälde an, *das den Führer inmitten einer Gefolgschaft von Arbeitern, etwa bei dem Besuch eines großen Industrierwerkes* darstellte (Abb. 15). Tatsächlich besichtigte Oberbürgermeister Kerber das Werk im Atelier des Künstlers, konnte sich zu einem Ankauf jedoch nicht durchringen.²⁹ Dennoch sollte sich das engagierte Betteln des malenden Parteigenossen letztlich auszahlen, erhielt er doch den Auftrag für ein Wandgemälde im Treppenhaus des neuen „Gemeinschaftshauses“ in der Mooswaldsiedlung, wo er ein Motiv zur Hitlerjugend ausführen sollte.³⁰ Entgegen aller Erwartungen übertraf der Entwurf für das Wandbild *H-J auf dem Schauinsland* (Abb. 16) Bürgermeister Hofners Ansprüche bei weitem, denn er bemerkte nach einem Atelierbesuch im März 1938: *Das Werk verdient s.Z. eine günstigere Unterbringung als es jetzt im Treppenhaus des Gemeinschaftshauses möglich ist.*³¹ Da seit Mitte der 30er-Jahre der Bau von HJ-Heimen Hochkonjunktur hatte – für Freiburg waren bereits sieben in der Planung – konnte ohne Mühe ein „besserer“ Ort für das Gemälde gefunden werden.³² Als erstes sollte als Abschluss der Schenkendorfstraße zum Karl-Winter-Platz (dem heutigen Englerplatz) hin das HJ-Heim in Haslach fertiggestellt werden, und hierfür gestaltete Höll nun sein HJ-Bild – Öl auf Sperrholz – in einer Größe von 4,50 m x 2,30 m. Wegen der allgemeinen Raumnot wurde das noch im März 1941 eröffnete HJ-Heim *vorläufig* als Schule genutzt – was der geplanten Funktion des Wandgemäldes als optischer Indoktrination für die Jugend natürlich keinerlei Abbruch tat.³³

Der bedeutendste Auftrag für die malerische Ausstattung eines *Gefolgschaftsraumes* ging an den Maler Adolf Riedlin, der seinen *Zug der Arbeitsmänner* für den Aufenthaltsraum des zur Anlage des neuen Gaswerks gehörenden „Wohlfahrtsgebäudes“ realisieren konnte. Er hatte im Dezember 1935 den hierfür ausgeschriebenen Wettbewerb gewonnen, Anfang März 1937 konnte die Fertigstellung des von NS-Pathos triefenden Monumentalfreskos gemeldet werden. Es zeigt eine 13 Mann starke Arbeiterkolonne, die auf zwei Arbeitslose, einen sitzenden Alten und einen stehenden Jüngeren, zumarschiert. Der „Führer“ und der „Alte“ haben den rechten Arm zum „Hitlergruß“ erhoben. Die zeitgenössische Kritik sparte nicht an Lob für dieses Werk, *das vom Kunstwollen des Dritten Reiches nach Inhalt und Darstellung eine höchst beredete Sprache redet.*³⁴ 1948 wurde das Gemälde entnazifiziert: Der rechte Arm des „Kolonnenführers“ wurde ebenso wie derjenige des Sitzenden von Riedlin höchstpersönlich übermalt und um

²⁹ Vgl. Notiz zur Sprechstunde des OB, 4.6.1937 und Vermerk vom 12.6.1937, in: StadtAF, C4/X/20/11. Schlippe's Beschreibung datiert vom Februar 1939, als er nach einem Weg suchte, Höll zu entschädigen und vorschlug, das Gemälde für 1.000,- RM zu erwerben, denn: *Dieses Bild wäre wohl geeignet, in einem der Gefolgschaft eines städt. Betriebes dienenden Raum als Führerbild verwendet zu werden.* Schlippe an Bürgermeisteramt, 4.2.1939, in: Ebd. Höll hatte nach dem Besuch des OB an diesem Bild weitergearbeitet. Die hier abgebildete Version zeigt den Zustand vom Mai 1938. Zum Ankauf sollte es trotz der Schlippe'schen Fürsprache nicht kommen.

³⁰ Es war nicht das erste Mal, dass Höll seine Parteimitgliedschaft nutzte. Bereits einige Zeit zuvor hatte er sich als Hilfsrestaurator im Augustinermuseum verdingen können. Allerdings waren seine Leistungen offenbar dermaßen schlecht, dass Museumsdirektor Werner Noack schließlich seine Entlassung durchsetzen konnte. Vgl. MUMM (wie Anm. 28), S. 34.

³¹ Aktennotiz Hofner, 12.3.1938, in: StadtAF, C4/X/20/11.

³² Vgl. Der Alemanne, 29.3.1939. Für die Planung der HJ-Heime waren mit *Stammführer Böhler* eigens ein *Bauftraggeber für H.J. Heimbeschaffung* und mit Prof. van Taak ein *Bauberater der H.J. für Baufragen* installiert worden. Vgl. Schlippe an Bürgermeisteramt, 19.2.1937, in: StadtAF, C4/II/13/14. Siehe auch StadtAF, C4/II/6/6.

³³ Vgl. StadtAF, C4/II/4/1.

³⁴ Freiburger Zeitung, 10./11.4.1937.



Abb. 15 Angebot zur Begleichung von Mietschulden: Werner Hölls Gemälde „Führer inmitten einer Gefolgschaft von Arbeitern“ (StadtAF, C4/X/20/11).



Abb. 16 Den Geschmack der Stadtverwaltung getroffen: „H-J auf dem Schauinsland“ von Werner Höll (StadtAF, C4/II/4/1).



Abb. 17 Bildhafte Propaganda im *Gefolgschaftsraum* des neuen Gaswerkes: „Der Zug der Arbeitsmänner“ von Adolf Riedlin (StadtAF, M 7048).



Abb. 18 Vom Künstler selbst entnazifiziert: Zustand des Gaswerk-Gemäldes seit 1948 (StadtAF, M 7048).

ein deutliches Stück herabgesenkt. Schon vorher waren die Stellen provisorisch überdeckt worden, da Riedlin lange nicht aufzutreiben war und man die Änderungen keinem anderen Maler anvertrauen wollte (Abb. 17 und 18).³⁵

Mikrokosmos Universität: Die Ausschmückung der Hochschule für die „Neue Zeit“

Neben den Schulen und den HJ-Heimen schien auch die Universität für die Indoktrinierung der Jugend besonders geeignet, zumal der Nationalsozialismus in der Dozenten- wie auch in der Studentenschaft schon früh auf großen Rückhalt gestoßen war. Bereits 1932 konnte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund die AStA-Wahlen für sich entscheiden.³⁶ Ein Jahr später ließ sich der Philosoph Martin Heidegger zum Rektor wählen und führte unmittelbar nach seinem Amtsantritt das „Führersystem“ an der Alberto-Ludoviciana ein.³⁷

Als das Kollegiengebäude zwei Jahre nach einem Brand, der große Teile des Dachgeschosses und die Aula zerstört hatte,³⁸ im November 1936 wieder eingeweiht werden konnte, zeigte es deutliche Avancen an den neuen Zeitgeist: Über dem Haupteingang prangte nun in golde-

³⁵ Zur Entstehung des Bildes vgl. StadtAF, C4/II/14/5. Die retuschierte Fassung ist abgebildet in: ADOLF RIEDLIN (1892-1969), in: Die badische Secession (1927-1936). Künstler und Kunstpolitik in der Zeit des Nationalsozialismus, Freiburg 1989, o. S. Vgl. weiter: BETTINA OESL: E wie „Entnazifizierung“, in: X für U. Bilder, die lügen, hg. vom Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1998, S. 34f.

³⁶ Vgl. WOLFGANG KREUTZBERGER: Studenten und Politik 1918-1933. Der Fall Freiburg im Breisgau (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 2), Göttingen 1972, S. 171f. und 225.

³⁷ Vgl. BERND MARTIN: Universität im Umbruch: Das Rektorat Heidegger 1933/34, in: Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus, hg. von ECKHARD JOHN u. a., Freiburg/Würzburg 1991, S. 9-24, hier S. 15.

³⁸ Vgl. den wenige Tage nach dem Brand entstandenen Bericht: N.N.: Zum Brand des Universitätsgebäudes am 10. Juli 1934, in: Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B1/4050.

nen Lettern der Schriftzug *Dem ewigen Deutschtum*. Anlässlich der Übergabe des Gebäudes erläuterte NS-Kultusminister Wacker den Sinn der Parole: *Dieser stolze neue Bau [...] verwirklicht in seiner Geschichte und Zweckbestimmung Gedanken nationalsozialistischen Schaffens. Und dem wird ganz besonders Ausdruck gegeben durch die neue Inschrift, die stets Wahlspruch dieser altehrwürdigen Kulturstätte des Grenzlandes sein möge: „Dem ewigen Deutschtum“*.³⁹ Die Betonung, dass der Freiburger Universität als „Grenzlanduniversität“ eine besondere Aufgabe zukomme, zog sich – nicht nur an diesem Tag – wie ein roter Faden durch alle Reden.⁴⁰ An der Westseite des Gebäudes ließ man außerdem ein von dem Freiburger Bildhauer Dietrich gestaltetes Relief anbringen, welches das neue Hoheitszeichen, einen Adler mit Hakenkreuz, zeigte.⁴¹ Dieses befand sich bis 1945 unmittelbar über dem Wappen der Universität. Noch heute ist die kartuschenartige Form zu erkennen, aus der nach 1945 das nationalsozialistische Hoheitszeichen entfernt wurde.

Die konkrete Heldenverehrung fand im Innern des Gebäudes statt: Hier wurden am Tag der Einweihung auch zwei Gedenktafeln für Albert Leo Schlageter und Karl Winter – beide hatten in Freiburg studiert – an die Universität übergeben.⁴² Der inzwischen amtierende Rektor Friedrich Metz sprach den Tafeln schon auf den Einladungskarten Denkmalcharakter zu, indem er folgenden Text drucken ließ: *Die Albert-Ludwigs-Universität setzt den Vorkämpfern des neuen Deutschlands Albert Leo Schlageter und Dr. Karl Winter durch die Errichtung von Ehrentafeln ein bleibendes Denkmal.*

Ob Schlageter in Freiburg an Lehrveranstaltungen teilgenommen hat, ist nicht nachgewiesen. Formal immatrikuliert war er im WS 1915/16 für katholische Theologie und seit 10. Januar 1919 bis zum WS 1919/20 in Nationalökonomie.⁴³ Gegen ein aktives Theologiestudium spricht, dass er spätestens seit März 1915 am Ersten Weltkrieg teilnahm. Nach der Demobilisierung schloss er sich den Freikorps im Baltikum an. 1923 zog er ins Ruhrgebiet, um dort Sabotageaktionen gegen die französische Besatzung zu verüben. In Essen wurde er schließlich verhaftet, von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt und erschossen.⁴⁴ Bis heute ist umstritten, ob Schlageter überhaupt Mitglied der NSDAP war. Auf jeden Fall gehörte er dem Jungdeutschen Orden an, einer *militärische(n) Hilfstruppe der Konterrevolution*.⁴⁵ Dies genügte den Nationalsozialisten, um ihn zum „Helden der Bewegung“ zu stilisieren.⁴⁶

³⁹ Der Wortlaut der Rede wurde veröffentlicht in: *Völkischer Beobachter* (süddeutsche Ausgabe), 19.11.1936, in: UAF, B1/160.

⁴⁰ Die Redebeiträge sind zusammenfassend ausgewertet in: MARC MÜCK: „Dem ewigen Deutschtum“, *Inschriften und Symbole an der Universität im Zeichen des Nationalsozialismus*, in: JOHN (wie Anm. 37), S. 35-42, hier S. 39f.

⁴¹ Vgl. GERHARD KABIERSKE: *Der Architekt Hermann Billing (1867-1946). Leben und Werk* (Materialien zur Bauforschung und Baugeschichte 7), Karlsruhe 1996, S. 282. Für die Freiburger Universität hatte das Kultusministerium ursprünglich ein Hakenkreuz als Symbol vorgeschlagen, das die Aussagekraft des Baus, der *gleichsam von einer Regierung des Dritten Reiches* geschaffen worden sei, erhöhen solle. Besprechungsprotokoll über die Wiederherstellung des Kollegengebäudes, 20.2.1935, in: UAF, B1/4044.

⁴² Im Juli 1936 hatte der Rektor die Stiftung einer Tafel für Schlageter beim Kultusministerium angeregt. Von dort kam knapp zwei Monate später zusammen mit der Genehmigung auch der Auftrag, für Winter ebenfalls ein Erinnerungssymbol anzubringen. Vgl. den entsprechenden Briefwechsel in: UAF, B1/160.

⁴³ Vgl. undatierte Notiz in den Rektoratsakten der Universität vom 7. oder 8.6.1923, in: UAF, B1/30; MÜCK (wie Anm. 40), S. 38.

⁴⁴ Vgl. den Lebenslauf in: MANFRED FRANKE: *Albert Leo Schlageter. Der erste Soldat des Dritten Reiches. Die Entmythologisierung eines Helden*, Köln 1980, S. 24-28.

⁴⁵ KURT FINKER: *Jungdeutscher Orden (Jungdo) 1920-1933*, in: *Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945)*, Bd. 3, hg. von DIETER FRICKE u. a., Köln 1985, S. 138-148, hier S. 138; vgl. FRANKE (wie Anm. 44), S. 110f; MÜCK (wie Anm. 40), S. 38.

⁴⁶ Vgl. SABINE BEHRENBECK: *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945* (Kölner Beiträge zur Nationsforschung 2), Vierow bei Greifswald 1996, S. 173. Zur Haltung der Universität gegenüber ihrem ehemaligen Studenten seit 1923 vgl. UTE SCHERB: „Dem Freiburger Studenten Alb. Leo Schlageter aus Schönau im Schwarzwald“: *Heldenverehrung an der Universität Freiburg*, in: *Freiburger Universitätsblätter* 145 (1999), S. 143-154.

Karl Winter hingegen hatte in Freiburg erfolgreich sein Jurastudium absolviert und mit einer Promotion abgeschlossen. Auch er starb 1923. Sein Tod entsprach scheinbar exakt den Voraussetzungen zur Etablierung des nationalsozialistischen Märtyrerkults, denn er war nicht nur durch Gewalt verursacht, sondern Winter hatte zudem sein Leben im *Kampf* gegen die Roten als *Selbstopfer für die Fortexistenz der sinnstiftenden Gemeinschaft* verloren:⁴⁷ Nach einer NSDAP-Versammlung im Februar 1923 wurden, wie die „Freiburger Zeitung“ berichtete, einige Teilnehmer auf offener Straße *von Kommunisten angerempelt*. Es kam zu einem *Wortgefecht, in dessen Verlauf der Kommunist Rüdiger dem Dr. Winter mit einem Dolch zwei derartige Stiche in den Leib versetzte, daß W. [...] an den Folgen der Verletzung starb.*⁴⁸ Als im Zuge der Gleichschaltung die Korporationen ihre Namen ändern mussten, gab sich die Burschenschaft Teutonia im Andenken an ihren getöteten Verbindungsbruder die Bezeichnung *Kameradschaft Karl Winter*.⁴⁹ Damit ließ sich die fällige Reverenz an das neue Regime erweisen, war doch *Karl Winter – der erste Tote der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung*.⁵⁰

Beide Tafeln befanden sich in unmittelbarer Nähe der Ehrentafel für die Gefallenen der Freiburger Universität, die 1929 bei der WMF in Geislingen gegossen worden war.⁵¹ Das Denkmälerensemble wurde in der Presse zum „Ehrenhain“ oder zur „Gedächtnishalle“ hochstilisiert und sollte den Hintergrund für universitäre Massenveranstaltungen bilden.⁵²

Für derartige Veranstaltungen hatte sich die Aula, in der eine Büste Hitlers aufgestellt war, mit ihren 1000 Plätzen als zu klein erwiesen. Das Marmorporträt war von dem Karlsruher Bildhauer Otto Schließler geschaffen und zwischen zwei gewaltigen Hakenkreuzfahnen an der Frontseite der Aula positioniert worden.⁵³ Ein mit dem „Hoheitszeichen“ dekoriertes Glasfenster vervollständigte den nationalsozialistischen Charakter des Raumes.⁵⁴ Keineswegs zufällig fanden am Tag der Einweihung von Gebäude und „Heldengedenkstätte“ – beide zusammen bildeten, so die „Freiburger Zeitung“, ein *wahrhaftes Denkmal ewigen Deutschlands*⁵⁵ – auch das alljährliche Langemarckgedenken und die feierliche Immatrikulation der Erstsemester statt.⁵⁶

⁴⁷ Vgl. Behrenbeck (wie Anm. 46), S. 521-523, Zitat S. 522.

⁴⁸ Freiburger Zeitung, 2.3.1923.

⁴⁹ Zu den Freiburger „Kameradschaften“ vgl. Ute Scherb: Studentenhilfe und Studentenwerk – von der Selbsthilfeeinrichtung zum Organ nationalsozialistischer Hochschulpolitik, in: Schau-ins-Land 116 (1997), S. 361-390, hier S. 376-381.

⁵⁰ HELMUT WINTER: Semesterbericht der Kameradschaft (erstattet an den Reichsstudentenführer), in: Nachrichten der Kameradschaft Karl Winter in Freiburg und ihrer Altherrenschaft (Altherrenverband der ehem. Burschenschaft Teutonia zu Freiburg) 2 (1938), n. p. [S. 3].

⁵¹ Die Planungen für diese 3,60 m breite und 1,80 m hohe Tafel, auf der die Namen hunderter Gefallener mitsamt der Sterbeorte verzeichnet sind, zogen sich von 1914 bis 1929. Sie wurde im I. Stock des Kollegiengebäudes vor der Akademischen Lesehalle in einen bogenförmigen Durchgang eingepasst und an ihrem oberen Ende durch drei Holzkreuze ergänzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde darunter als Ergänzung eine zweite Tafel angebracht, die *den Opfern von II. Weltkrieg und Gewaltherrschaft* gewidmet ist. Vgl. UAF, B1/4343 und B1/4344.

⁵² Vgl. Freiburger Tagespost, 14.11.1936; Freiburger Zeitung, 15.11.1936; Freiburger Stadtanzeiger, 16.11.1936; Der Alemanne, 15.11.1936 (Sonderbeilage); HEINZ HARTMANN: Die Feier vom 14. November, in: Freiburger Studentenzeitung 2/XIV. Semester, 26.11.1936, n. p.

⁵³ Dieses Arrangement entsprach fast idealtypisch den Regeln für die optimale Gestaltung eines nationalsozialistischen Feierraumes. Vgl. BEHRENBECK (wie Anm. 46), S. 389-401. Die Gestaltung der Freiburger Aula wich von diesem Schema einzig durch die Verwendung des Hakenkreuzes auf den Fahnen ab. Zur Wirkung dieses „Kampfsymbols“ vgl. HORST UEBERHORST: Feste, Fahnen, Feiern. Die Bedeutung politischer Symbole im Nationalsozialismus, in: Symbole der Politik, Politik der Symbole, hg. von RÜDIGER VOIGT, Opladen 1989, S. 157-178, hier S. 157f.

⁵⁴ Kerber an Metz, 27.10.1936, in: StadtAF, C4/I/7/3. Die übrigen Fenster zeigten Reichsadler, Stadtwappen und die Symbole der Fakultäten. Vgl. die Beschreibung des Raumes in: Völkischer Beobachter (süddeutsche Ausgabe), 19.11.1936, in: UAF, B1/160.

⁵⁵ Freiburger Zeitung, 15.11.1936.

⁵⁶ Vgl. HARTMANN (wie Anm. 52). Der Reichsminister für Wissenschaft und Erziehung hatte deutschlandweit den 15. November als Tag für die Langemarckfeiern festgelegt. In Freiburg wurde die Feier wegen der Einweihung um einen Tag vorverlegt. Vgl. Rundschreiben des Reichsministers für Wissenschaft und Erziehung an die Rektoren, 10.10.1936; Schreiben des Freiburger Rektors an Kultusminister Wacker, 28.10.1936, in: UAF, B1/160.

Fünf Jahre später wurde anlässlich der Immatrikulationsfeier für das Wintersemester 1941/42 neben dem Schlageterbildnis eine weitere Marmortafel angebracht, die einem anderen nationalsozialistischen „Märtyrer“ gewidmet war. Karl Roos hatte sich in seiner Funktion als Vorsitzender der autonomistischen Partei in Elsass-Lothringen vehement für den Nationalsozialismus eingesetzt, war 1939 wegen angeblicher Spionage für Deutschland zum Tode verurteilt und im Februar 1940 erschossen worden. Analog zu Schlageter bauten ihn die Nationalsozialisten zur Heldenfigur auf: Hitler persönlich ernannte ihn zum *Blutzeugen der Bewegung*, und Gauleiter Wagner sah in ihm *den Mann, der neben Albert Leo Schlageter durch sein Heldentum und Heldensterben die düsterste und schmachvollste Zeit des Elsaß und Deutschlands überstrahlen wird*.⁵⁷ Die Freiburger Universität konnte mit einer weiteren Parallele aufwarten, denn auch Roos hatte hier studiert. Sein vormaliger „Kampfgefährte“, der Straßburger Kreisleiter Hermann Blickler, weihte die von Otto Schließler geschaffene Plakette ein und betonte dabei die Gemeinsamkeiten der beiden „Helden“, wie „Der Alemanne“ am folgenden Tag berichtete: *Beide seien von echtem alemannischem Schlag, beide hätten sich 1918 nicht als besieg erklärt und ihren Kampf fortgesetzt und beide seien schließlich von demselben Feind getötet worden*.⁵⁸ Zeitgleich mit der Roos-Tafel stiftete das Kultusministerium für die Albert-Ludwigs-Universität ein weiteres Bildnis. Wiederum bei Schließler gab es eine Büste aus *blaugrauem Kalkstein* in Auftrag, die das Porträt des am 14. Februar 1940 verstorbenen Kultusministers Otto Wacker wiedergeben sollte, der ebenfalls in Freiburg studiert hatte. Die Büste wurde in der Prometheushalle aufgestellt und am 4. März 1942 eingeweiht.⁵⁹

Die erwähnte Marmorbüste in der Aula war anscheinend lange das einzige einigermaßen „repräsentative“ Hitlerbildnis, das die Universität besaß (Abb. 19 und 20). Spätestens 1936 wurde moniert, dass sie dort nur an Festtagen zur Geltung komme.⁶⁰ Außerdem wirke sie, so der Vorstand des für die Universitätsgebäude zuständigen Bezirksbauamts Adolf Lorenz, vor der sich leicht spiegelnden Marmorwand der Aula minderwertig. Er schlug eine Verschiebung in die Eingangshalle nahe dem Treppenhaus vor, denn *dann geht jeder an der Büste vorbei auf dem Weg zum Rektorat, der Aula, der Gedächtnishalle, den Lese- und Hörsälen, der Kasse usw. Dies bringe eine bedeutende Verbesserung im nationalsozialistischen Sinne* mit sich. Rektor Otto Mangold stimmte nicht nur der Versetzung der Hitler-Büste zu, sondern auch den Umgestaltungsplänen für die Aula. An Stelle des „Führers“ sollte hier ein bronzener oder zumindest bronzefarbener „Hoheitsadler“ Platz finden, den man bei Ulrich Kottenrodt in Auftrag geben wollte. Mangolds Vorstellungen von der geänderten Auladekoration gleichen der Beschreibung eines wirkungsvollen Bühnenbilds: *Die beiden vorhandenen Flaggen würden dadurch [durch das „Hoheitszeichen“, d. A.] zu einer bildlichen Einheit zusammengefügt und der Blick der Festversammlung entsprechend gefesselt und beeindruckt*. Ausgerechnet der Erbauer des Kollegiengebäudes Hermann Billing vereitelte indes die Umgestaltung. Er selbst hatte die Aula 1936 eingerichtet und konnte nicht einsehen, warum seine gut zwei Jahre vorher hochgelobte Dekoration plötzlich nicht mehr zeitgemäß sein sollte. Es scheint, als habe der Rektor auf Billings Einspruch hin seine Pläne aufgegeben, und auch im Kultusministerium sah man offensichtlich keine Veranlassung, die Umgestaltungsabsichten weiterzuverfolgen.⁶¹

⁵⁷ Beide Zitate nach: LOTHAR KETTENACKER: Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß, Stuttgart 1973, S. 128.

⁵⁸ Der Alemanne, 18.12.1941.

⁵⁹ Vgl. UAF, B1/163. Zur Biografie und zum politischen Werdegang des fanatischen Nationalsozialisten und Kirchenfeindes Otto Wacker vgl. KATJA SCHRECKE: Otto Wacker. Badischer Minister des Kultus, des Unterrichts und der Justiz, in: Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden-Württemberg, hg. von MICHAEL KIBENER und JOACHIM SCHOLTYSECK (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 2), Konstanz 1997, S. 705-732; HANS-GEORG MERZ: Otto Wacker, in: Badische Biographien, N.F. Bd. 4, hg. von BERND OTTNAD, Stuttgart 1996, S. 300-305.

⁶⁰ Rektor an das Ministerium für Kultus und Unterricht, 17.10.1936 und 29.7.1937, in: UAF, B1/365.

⁶¹ Kottenrodt an Lorenz, 19.12.1938; Lorenz an Mangold, 29.12.1938; Mangold an Kultusministerium, 31.12.1938; Billing an Bezirksbauamt, 14.2.1939 und 22.4.1939, in: Ebd.



Abb. 19 Ausgestattet mit Hitler-Büste und Hakenkreuzfahnen: Universitätsaula im Festgewand, Zustand von 1940 (Universitätsarchiv Freiburg, D 6/3).



Abb. 20 „Führer“-Büste in Trümmern: Die Aula der Universität nach dem Bombenangriff vom 27. November 1944 (StadtAF, M 731/22/42).

Arno Breker am Oberrhein? Der Freiburger Bildhauer Hellmuth Hopp

Im Mai 1936 erstellte das Hochbauamt auf Weisung des badischen Kultusministeriums eine Liste von Freiburger Künstlern. Die Rangfolge der acht Bildhauer, die daraufhin benannt wurden, war von hiesigen Vorlieben nicht unbeeinflusst: Als erster wurde nämlich Hellmuth Hopp aufgeführt: *Jüngerer sehr begabter Künstler, der sich für monumentale Aufgaben ausgezeichnet eignet*. Hopp sollte denn auch während des Dritten Reiches zum wichtigsten Freiburger Bildhauer avancieren. Er wurde jedoch nicht erst nach dem 30. Januar 1933 entdeckt. Als die Umsetzung der Brunnenplanungen für die Wiehre Ende 1932 Gestalt annahm und der Stadtrat am 4. Januar 1933 die Realisierung beschloss, war Hopp bereits im Gespräch – und erhielt selbstverständlich den Auftrag.⁶² Wohl zu Recht verstärkte sich Mitte der 30er-Jahre nicht nur in Künstlerkreisen der Eindruck, dass Hellmuth Hopp besonders bevorzugt würde. Nicht nur hatte er im Auftrag der Stadt bis Dezember 1935 den Mütterbrunnen in der Wiehre, eine Plastik am Schulhaus Betzenhausen sowie ein Arbeiterstandbild für das neue Gaswerk⁶³ gestaltet (Abb. 21), sondern nun sollte er auch noch den Auftrag für die bildhauerische Verschönerung des Verkehrsgebäudes erhalten. Seine Stellung blieb in den folgenden Jahren jedoch keineswegs unumstritten. Als er 1936 die Eingangshalle der Friedrichsbaulichtspiele ausgestaltete, erregte er bei den nationalsozialistischen Kulturwächtern Anstoß. Pikanterweise hatte er gerade mit dieser Arbeit deren Geschmack in besonderer Weise treffen und ein überzeugendes Beispiel „nordischer“ und somit „arischer Kunst“ liefern wollen. Der Kreiskulturstellenleiter der Propagandaleitung beschwerte sich jedoch im Oktober 1936 bei OB Kerber über diese *zwei Arbeiten, deren eine in nationalsozialistischen Kreisen ganz besonderes Befremden hervorrief. Während bei seiner ersten Arbeit auf der Wandtafel eines Brunnens unter Nachahmung überlebter prähistorischer Formtechnik er allerlei Figuren einkratzte, füllte er die an einer Säule angebrachten Kacheln mit einer Ornamentik, die vielleicht an altnordische Symbole anklingen sollte. In Wirklichkeit erwacht im Beschauer der Verdacht, daß der Bildhauer hier anthroposophische und freimaurerische Geheimzeichen verwendet habe*.⁶⁴

Das Misstrauen richtete sich nicht nur gegen Hopps Gestaltungsideen, sondern auch gegen seine Person. Die Tatsache, dass er kein Parteimitglied war, wurde nun gegen ihn verwendet. Schließlich schaltete sich Kunstmaler und NSDAP-Stadtrat von Freyhold in die Angelegenheit ein und entlastete Hopp insofern, als er den Auftraggeber, einen Architekten, als ehemaligen Freimaurer der geistigen Urheberchaft beschuldigte.⁶⁵ Von Freyhold machte sich gleichzeitig für Freiherrn von Kittlitz stark, einen anderen Freiburger Bildhauer, der womöglich die Angriffe gegen Hopp lanciert hatte.⁶⁶ Am 15. Oktober 1936 hatte sich der Freiherr, der auch SA-Obertruppführer war, beim badischen Reichsstatthalter Wagner mit Blick auf Hopp über die Auftragsvergabepolitik der Stadt Freiburg beschwert.⁶⁷ Von Kittlitz' Vorgehen und von

⁶² Hofner an Kerber, 31.12.1932, in: StadtAF, C4/VI/4/1.

⁶³ Die Figur wurde am 17. März 1936 auf dem Terrain des neuen Gaswerks in der Tullastraße aufgestellt und befindet sich heute in Ebnet. Vgl. StadtAF, C4/II/14/5; SYLVIA GROB: Hellmuth Hopp. Steingewordene Ideologie, in: Skulptur in Freiburg. Kunst des 20. Jahrhunderts im öffentlichen Raum, hg. von MICHAEL KLANT, Freiburg 1998, S. 52-54, hier S. 53. Zum Mütterbrunnen vgl. UTE SCHERB: „Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen“. Freiburger Monumente im 19. und 20. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 36), Freiburg 2005, S. 146f.

⁶⁴ Kreiskulturstellenleiter an Kerber, 16.10.1936, in: StadtAF, C4/X/20/11. Hieraus auch die beiden folgenden Zitate.

⁶⁵ Vgl. Freyhold an Kerber, 4.11.1936, in: Ebd. Vgl. auch: MUMM (wie Anm. 28), S. 86.

⁶⁶ Freyhold regte den Beschluss an, Wilhelm Freiherr von Kittlitz *in erster Linie und dauernd bei bildhauerischen Aufgaben von den Ämtern der Stadt zu berücksichtigen, denn: Kittlitz hat sich ein Anrecht erworben auf Förderung und bildhauerische Beschäftigung durch seine selbstlose, unermüdliche Arbeit für die Bewegung*. Freyhold an Kerber, 4.11.1936, in: StadtAF, C4/X/20/11.

⁶⁷ Siehe hierzu den Antwortbrief von Reichsstatthalter an von Kittlitz, 6.11.1936, in: Ebd. Von Kittlitz war auf der im Juni 1936 an Karlsruhe gesandten Bildhauerliste nach Hopp als zweiter erwähnt worden, wobei man ihm eine *gute Begabung für Bildnisse und dekorative Arbeiten bescheinigt hatte*.



Abb. 21 Kraftvoll und zielgerichtet: Hellmuth Hopp's „Arbeiterstandbild“ am neuen Gaswerk (StadtAF, M 7022).

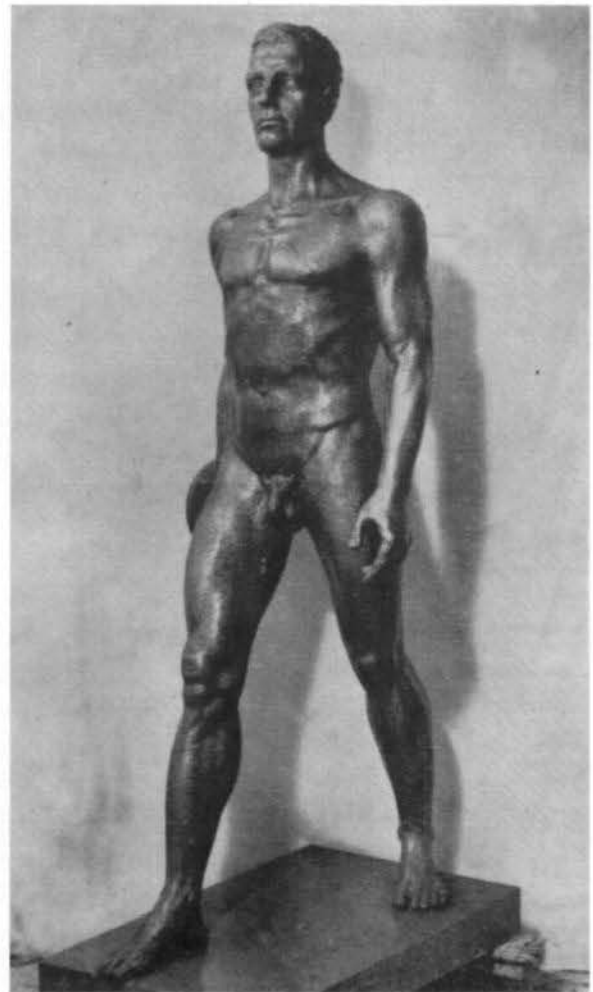


Abb. 22 Hoch konzentriert und mit stählernen Muskeln ausgestattet: Hellmuth Hopp's „Zehnkämpfer“ (StadtAF, C4/X/21/3).

Freyholds Empfehlung verfehlten ihre Wirkung in der Tat nicht, denn Kerber instruierte am 16. Dezember 1936 Oberbaudirektor Schlippe, den SA-Mann auf keinen Fall zu benachteiligen, da *dieser Mann in aktivem Dienst der Bewegung sich ein Anrecht auf eine gewisse Bevorzugung redlich erworben hat*.⁶⁸

Hellmuth Hopp trug aus der Angelegenheit keinen Schaden davon. Dies zeigte sich nicht zuletzt an den intensiven Bemühungen, einen repräsentativen Standort für seinen 1938 geschaffenen, allseits hochgeschätzten „Zehnkämpfer“, eine unbekleidete Bronzefigur, auszuwählen (Abb. 22). Der Sportler hielt in seiner Rechten eine Diskusscheibe und schien in aufrechter Körperhaltung entschlossen vorwärts zu schreiten. Die Muskelpartien waren betont herausgearbeitet, als seien sie bis in die letzte Faser gespannt. Auch der Gesichtsausdruck wirkte sehr konzentriert.

Schon mit der Themenstellung, erst recht mit der Art der Umsetzung lehnte sich Hopp auffallend eng an die nationalsozialistische Herrschaftsskulptur eines Arno Breker an, dessen als „Partei“ und „Wehrmacht“ bezeichnete Aktfiguren vor der Reichskanzlei nicht zu Unrecht als

⁶⁸ Kerber an Schlippe, 16.12.1936, in: Ebd.

Teil des Konzeptes zur Kriegsvorbereitung interpretiert wurden.⁶⁹ Andererseits zeigt sich im Vergleich mit Arno Brekers Zehnkämpfer von 1936 ein deutlicher Unterschied: Hopps muskelbepackter Diskuswerfer konzentriert sich auf eine konkrete Handlung – den unmittelbar bevorstehenden Abwurf der Scheibe –, während Brekers blank polierte Aktfiguren unabhängig von ihrer Betitelung *symbolhaft den neuen deutschen Menschen [wiedergeben], der mit der Erfüllung einer Weltmission beschäftigt ist*.⁷⁰

Im Frühjahr 1938 suchte der Oberbürgermeister persönlich das Atelier des Bildhauers auf, um das Gipsmodell zu besichtigen.⁷¹ Kerber zeigte sich beeindruckt und erklärte seine Absicht, die Figur anzukaufen und öffentlich auszustellen. Auch ein Standort war bereits im Gespräch: Der Zehnkämpfer sollte auf der Liegewiese des Strandbads aufgestellt werden. Jenes war erst wenige Jahre zuvor eröffnet worden und galt als Symbol für die Schaffenskraft der nationalsozialistischen Stadtregierung.⁷² Der auserkorene Standort sollte die Statue allerdings nur Übergangsweise beherbergen, endgültig wollte man sie nach dem Willen des Oberbürgermeisters als bildhauerischen Schmuck an einer für den Karlsplatz geplanten Festhalle platzieren.⁷³

Hopp selbst befürwortete die Aufstellung im Alleegarten nahe der „Kolonialeiche“, *weil die Plastik hier der studierenden Jugend stets vor Augen stände*.⁷⁴ Dieser Standort wurde allerdings sogleich verworfen. Wäre er realisiert worden, hätten sich die nackte Trauernde des dortigen Gefallenendenkmals und der nackte Diskuswerfer direkt gegenübergestanden.

Die Standortentscheidung konnte erst einmal vertagt werden, weil die Skulptur monatelang als Ausstellungsobjekt durch Baden reiste und von der Kunstsinnigkeit im Freiburger Rathaus kündete, wurde sie doch stets mit dem Hinweis: *Angekauft vom Oberbürgermeister der Stadt Freiburg* präsentiert.⁷⁵ Im Frühjahr 1939 traf sie wieder in Freiburg ein. Da sich alle bis dato gesammelten Standortvorschläge als unzulänglich erwiesen hatten, regte das Gartenamt schließlich im Juni 1939 an, die Figur vor dem eigens umzubauenden Gebäude des Turn- und Sportplatzes der HJ an der Schwarzwaldstraße aufzustellen.⁷⁶ Zur Realisierung dieses Vorhabens sollte es freilich nicht mehr kommen: Am 1. September 1939 begann mit dem deutschen Angriff auf Polen der Zweite Weltkrieg. Hellmuth Hopp wurde eingezogen und fiel wenige Monate später bei Cherbourg.

Während der Zehnkämpfer nach Ende der NS-Diktatur nicht mehr als hoffähig galt, wurden zwei andere Figuren Hopps noch post mortem aufgestellt, wahrscheinlich im Jahr 1946. Es handelte sich hierbei um die Skulpturen „Der Fliegende“ und „Die Schwebende“, die noch während des Krieges für die Freitreppe zum neu erbauten Lufthansa-Empfangsgebäude auf

⁶⁹ Vgl. FRANK WAGNER/GUDRUN LINKE: Mächtige Körper. Staatsskulptur und Herrschaftsarchitektur, in: Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination des Faschismus, hg. von FRANZ BEHNKEN und FRANK WAGNER, Berlin (W) 1987, S. 63-78, hier S. 76.

⁷⁰ ARIE HARTOG: Bemerkungen zur Plastik im Dritten Reich, in: Deutsche Bildhauer 1900-1945. Entartet, Ausstellungskatalog, hg. von CHRISTIAN TUMPEL, Zwolle 1992, S. 83-91, hier S. 89. Brekers Zehnkämpfer ist abgebildet in: KLAUS WOLBERT: Die Nackten und die Toten des „Dritten Reiches“. Folgen einer politischen Geschichte des Körpers in der Plastik des deutschen Faschismus, Gießen 1982, S. 117. Zur Wirkung der Skulpturen Brekers vgl. WOLFGANG F. HAUG: Ästhetik der Normalität – Vor-Stellung und Vorbild. Die Faschisierung des männlichen Akts bei Arno Breker, in: BEHNKEN/WAGNER (wie Anm. 69), S. 79-102.

⁷¹ Die Nachweise über den „Zehnkämpfer“ finden sich, sofern nicht anders vermerkt, in: StadtAF, C4/X/21/3.

⁷² Vgl. Der Alemanne, 10./11.4.1937.

⁷³ Die neue Festhalle sollte zusammen mit einem Aufmarschplatz das nationalsozialistische Freiburg repräsentieren. Vgl. JOSEF DIEL: Ein Dach für alle. Von der alten Festhalle zum neuen Konzerthaus, Freiburg 1996, S. 27f. Die Tatsache, dass hier der „Zehnkämpfer“ aufgestellt werden sollte, kann als Indiz für die hohe Wertschätzung gelten, die Hopp bei Kerber genoss.

⁷⁴ Schlippe an OB, 7.11.1938, in: StadtAF, C4/X/21/3.

⁷⁵ Es handelte sich dabei um die Gaukulturschau in Karlsruhe im Herbst 1938, um eine Kunstausstellung anlässlich eines NSDAP-Kreistags im Sommer 1939 sowie um die Frühjahrsausstellung in Baden-Baden im selben Jahr.

⁷⁶ Gartenamt an OB, 22.6.1939, in: StadtAF, C4/X/21/3.



Abb. 23 In idealisierter Nacktheit vorwärts strebend: Die „Schwebende“ ... (StadtAF, M 7022).

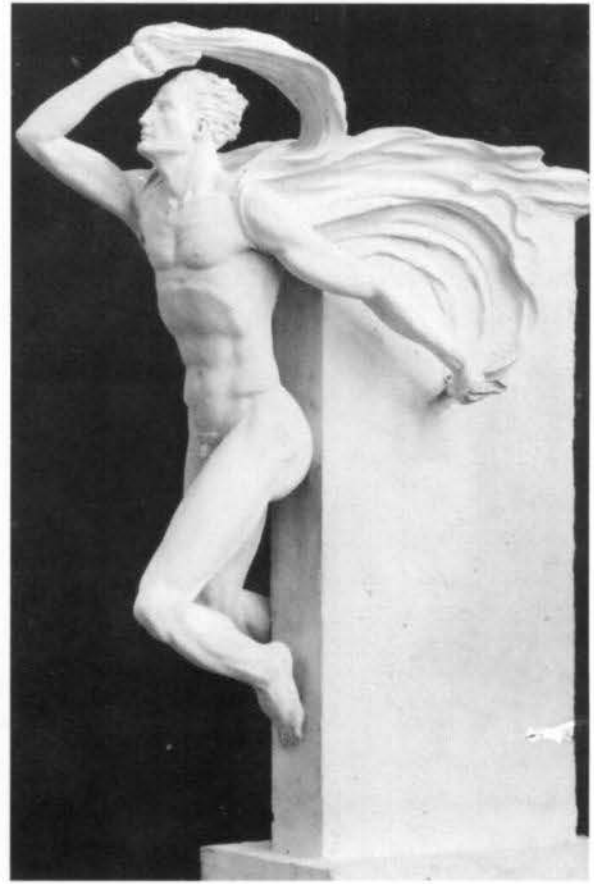


Abb. 24 ... und der „Fliegende“, geschaffen für das Lufthansa-Empfangsgebäude (StadtAF, M 7022).

dem Flughafen geschaffen worden waren. Ursprünglich hatte man geplant, den mittellosen Bildhauer Wilhelm Merten mit der künstlerischen Ausgestaltung zu betrauen. Dessen Entwürfe für zwei Adlerfiguren konnten jedoch nicht überzeugen und so war Hopp, nach Schlippes Einschätzung *der künstlerisch begabteste Bildhauer unserer Stadt*,⁷⁷ mit der Erstellung von Entwürfen beauftragt worden. Zwar versuchte auch er zunächst, das Reichsadler-Motiv gestalterisch umzusetzen, lieferte aber zusätzlich noch den Entwurf für eine schwebende Frauenfigur mit, die bei der Stadtverwaltung auf große Zustimmung stieß. Daraufhin entwickelte er „den Fliegenden“ als Pendantfigur und erhielt den Auftrag zur Umsetzung beider Figuren (Abb. 23 und 24). Mehr noch als der „Zehnkämpfer“ erinnern diese in ihrer Formensprache, in ihrer idealisierten Nacktheit und ihrer vorwärts strebenden Bewegung an die NS-Hofkunst à la Breker oder Thorak.⁷⁸ Die Figuren wurden während des Krieges nicht mehr aufgestellt, obgleich alles dafür spricht, dass sie bereits 1940, spätestens 1941 vollendet waren.⁷⁹ Als Oberbaudirektor Schlippe 1946 bei der französischen Besatzungsmacht um die Aufstellung der Figuren nachsuchte, begründete er die Nichtaufstellung mit der Gefährdung des Standortes als mög-

⁷⁷ Damit begründete Schlippe nach dem Krieg sein Ansinnen, die bislang eingelagerten Figuren am geplanten Standort aufzustellen. Schlippe an Lieutenant-Colonel Pichon, 23.2.1946, in: StadtAF, C4/II/12/1.

⁷⁸ Auch Oberbaudirektor Schlippe, der die Ausführung dringend empfahl, verwies in seinem Gutachten auf die Parallelität: *Hier hat der Bildhauer sich in gewissem Sinn an ähnliche Beispiele auf dem Reichssportfeld erinnert*. Schlippe an Bürgermeisteramt, 17.11.1939, in: Ebd. Zur Einordnung der Figuren in die NS-Kunst vgl. LEO SCHMIDT: Die Skulpturen am Freiburger Flughafenengebäude: Zum Umgang mit Nazikunst unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1 (1995), S. 28-33, hier S. 32.

⁷⁹ Vgl. SCHMIDT (wie Anm. 78), S. 31.

chem Bombenziel. Seiner Bitte wurde stattgegeben – das französische Militär ließ die im NS-Propagandastil geschaffenen Sandsteinfiguren am ursprünglich geplanten Ort beidseits der Freitreppe des nunmehr von den Besatzern als Casino genutzten Gebäudes montieren. Die Beweggründe für diese Entscheidung lassen sich heute nicht mehr klären.⁸⁰

Ebenfalls noch nach Kriegsende aufgestellt wurden zwei Skulpturen des Bildhauers Nikolaus Röslmeir, als dessen wichtigstes Werk der Freiburger Bertoldsbrunnen gilt. Er hatte 1936 einen von der Stadt ausgeschriebenen Wettbewerb zur künstlerischen Ausgestaltung des Mösleparcs gewonnen und war im folgenden Jahr mit der Realisierung betraut worden. Die Aufgabe hatte darin bestanden, den dort geplanten Kinderspielplatz *mit plastischem, monumental wirkenden Schmuck auszustatten, dessen Motive [...] möglichst dem Leben des Jungvolks des III. Reichs zu entnehmen* waren. Gefordert war ein Ensemble von zehn Einzelfiguren und einer *Bannergruppe*⁸¹. Gartenamtsdirektor Schimpf vermittelte dem Bildhauer die Modelle, indem er beim Direktor der Erich-Ludendorffschule für Röslmeir die Erlaubnis einholte, in der Schule *einige rassisch gute Jungens im Alter von ca. 11 Jahren auszuwählen*.⁸² Im Dezember 1940 waren vier Figuren vollendet, die jedoch *während des Krieges nicht ins Freie gestellt* werden sollten und somit ihre Vorbildfunktion für die Jugend nie ausüben konnten. Allerdings drängte die Stadtverwaltung bis 1945 auf Vollendung der Skulpturen. Noch im Januar 1945, zwei Monate nach der Zerstörung der Stadt durch einen verheerenden Luftangriff, ersuchte der Gartenamtsdirektor die Kämmerei um Gelder für die Fertigstellung. Mit Bedauern musste er Röslmeir schließlich mitteilen, dass *bei der gegenwärtigen Kriegslage nur zwangsläufige Ausgaben gemacht werden dürfen*.⁸³

Zwei der Figuren wurden nach Kriegsende entnazifiziert und zu Pfadfindern, einem „Kartenleser“ (Abb. 25) und einem „Ranzenträger“, umgearbeitet und für einige Zeit in der Anlage der Betzenhausener Schule, also tatsächlich an einem in erster Linie von Kindern und Jugendlichen besuchten Ort aufgestellt, wo die hier gezeigten Fotografien entstanden. Auf Dauer konnte dieser Standort vor der modernen Pädagogik nicht bestehen und so wurden die Figuren in den Innenhof des Augustinermuseums verbracht. Heute befinden sie sich im Depot der Städtischen Museen.⁸⁴

Auf kleinen Schildern ein Zeichen setzen: Straßennamen als Denkmalersatz

Auch auf einem anderen Feld wurden im Freiburger Stadtbild während der NS-Zeit deutliche Zeichen gesetzt: Mit vergleichsweise geringem Aufwand war es möglich, über Straßennennungen „erzieherisch“ auf die Bevölkerung einzuwirken. Schon wenige Wochen nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten wurden Überlegungen angestellt, ob in Freiburg ein Platz oder eine Straße den Namen Adolf Hitlers tragen sollte. Der Anstoß dafür war von außen gekommen. Nachdem die „Freiburger Zeitung“ am 27. März 1933 berichtet hatte, dass in Baden-Baden der Stadtrat einstimmig beschlossen habe, den dortigen Theaterplatz in Adolf-

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 33.

⁸¹ Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für bildhauerischen Schmuck der Stadt Freiburg im Breisgau, 15.3.1936; vgl. Gartenamt an OB Abt. III und IV, 30.11.1937, in: StadtAF, D.Ga 25/3.

⁸² Schimpf hatte dem Freiburger Oberbürgermeister außerdem vorgeschlagen, *den Park der Jugend des Dritten Reichs zu widmen und ihm nach Fertigstellung den Namen eines jugendlichen Kämpfers der nationalsozialistischen Bewegung zu geben*. Schimpf an Ganter, o. D. [April/Mai 1938], in: Ebd. Angesichts dieser Äußerungen befremdet die noch im Jahr 2005 veröffentlichte Einschätzung sehr, Schimpf sei *den Nazis gegenüber kritisch eingestellt* gewesen, ANDREAS MECKEL: Die „Hitler-Eiche“. Ein Freiburger Schelmenstück im „1000-jährigen Reich“, in: Freiburger Almanach 56 (2005), S. 49-55, hier S. 51.

⁸³ Vgl. StadtAF, D.Ga 5/4 Plastiken.

⁸⁴ Vgl. UTE STIPANITS: Der Bildhauer Nikolaus Röslmeir und sein Hauptwerk, der Freiburger Bertoldsbrunnen. Mit Werkverzeichnis, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg o. J., S. 7 und Anm. 12; PETER KALCHTHALER: Nicht nur der Bertoldsbrunnen. Nikolaus Röslmeier, in: Freiburger Almanach 39 (1988), S. 119-124, hier S. 121.



Abb. 25 Vom Hitlerjungen zum Pfadfinder mutiert: Der „Kartenleser“ von Nikolaus Rösleir (StadtAF, M 7022, Ordner).

Hitler-Platz umzubenennen, erhielt diese Idee auch in der Breisgaustadt, noch unter Oberbürgermeister Bender, oberste Priorität. Wenige Tage später entschied der Stadtrat, einen Teil der Kaiserstraße zwischen Siegesdenkmal und Karlstraße in Adolf-Hitler-Straße umzubenennen.⁸⁵ Dieses kurze Straßenstück aber schien für die Ehrung des wichtigsten „Helden“ auf Dauer kaum ausreichend. Mitte Juni 1934 forderte der Schriftsteller Wilhelm Kotzde-Kottenrodt, der als „Vertreter des Reichsbundes für Volkstum und Heimat“ immer wieder von der Straßenbenennungskommission zur Begutachtung herangezogen wurde: *Die bisherige Benennung einer kurzen Straße nach dem Führer wird ihm nicht gerecht. Vielleicht kann sie beibehalten werden, wenn wir dem Karlsplatz seinen Namen geben. Er dürfte einmal das Erhebungsdenkmal tragen – so würde sich alles aufs Beste verbinden.*⁸⁶ Tatsächlich wurde stattdessen zwei Jahre spä-

⁸⁵ Beschluss, 4.4.1933, in: StadtAF, C4/XII/29/4.

⁸⁶ Kotzde-Kottenrodt an Kerber, 15.6.1934, in: StadtAF, C4/XII/29/5. Zur Person Kotzde-Kottenrodts und seiner Rolle bei Freiburger Straßenbenennungen vgl. VOLKER ILGEN: „Ein sichtbares Zeichen zum Gedächtnis der Helden errichten“. Krieg in Straßennamen, in: Kriegsgedenken in Freiburg. Trauer – Kult – Verdrängung, hg. vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg (Alltag & Provinz 6), Freiburg 1995, S. 131-169, hier S. 139-141 und 167 mit Anm. 23.

ter die „Adolf-Hitler-Straße“ verlängert. Kerber wollte mit der Neubenennung der gesamten Kaiserstraße ein Zeichen setzen *zum Ausdruck des Dankes an den Führer und Reichskanzler für die große Tat der Befreiung aus den Fesseln des Versailler Vertrags*.⁸⁷ Am 27. März 1936 verfügte die zuständige Polizeidirektion gar, dass *die Günterstalstraße von der Holbeinstraße bis zur Dreisam, die Kaiserstraße, die Zähringerstraße von der Ludwig-Albertstraße bis zur Bahnunterführung an der Okenstraße künftig den Namen Adolf-Hitler-Straße* tragen solle. Die Schlageterstraße, ebenfalls noch unter Bender so benannt, wurde durch die bisherige Adolf-Hitler-Straße verlängert und reichte nun vom Siegesdenkmal bis zum Schlossberg. In dieser Umgebung befand sich seit Ende März 1933 auch die Horst-Wessel-Straße.⁸⁸

Die Entscheidung um die neue Adolf-Hitler-Straße wurde offen-sichtlich ohne Rücksprache mit der Reichskanzlei getroffen. Hätten die Freiburger hier ihre Umbenennung angekündigt, wären sie möglicherweise enttäuscht worden. Denn schon im Frühjahr 1933 hatte der Chef der Reichskanzlei klargestellt: *Der Reichskanzler hat zwar nichts dagegen einzuwenden, daß Straßen und Plätze nach seinem Namen benannt werden, hat aber ausdrücklich die Einschränkung gemacht, daß von der Umbenennung von alten oder historischen Straßen und Plätzen abgesehen wird*.⁸⁹

Eindeutig befürwortete man hingegen die Entscheidung, solche Straßen, deren Träger nicht mehr als „hoffähig“ galten, umzubenennen. Aus dem Friedrich-Ebert-Platz wurde der Hindenburgplatz, der Haslacher Wilhelm-Engler-Platz wurde zuerst in Paul-Billet-Platz, kurze Zeit später in Karl-Winter-Platz umbenannt, und für den nun frei gewordenen Paul Billet musste der im Ersten Weltkrieg gefallene Sozialdemokrat Ludwig Frank das Schild räumen.⁹⁰ Den Nationalsozialisten schien der vorwiegend von Arbeitern bewohnte Freiburger Stadtteil Haslach, in dem sie von Anfang an einen Großteil ihrer Anhängerschaft rekrutiert hatten, für Straßenbenennungen nach ihren „Märtyrern“ wie Karl Winter oder Paul Billet besonders geeignet zu sein. Schließlich ließ sich damit der „endgültige“ Sieg über den Hauptgegner bei Straßenschlachten in der Weimarer Republik besonders deutlich dokumentieren: *Haslach ist für die Freiburger Bewegung, insbesondere für unsere S.A. Traditionsgebiet*. Ähnlich argumentierte auch der „alte Kämpfer“ Josef Rudel, als er anderthalb Jahre später einen weiteren „Märtyrer“ für das Viertel vorschlug: *Fritz Kröber fiel am 25. April 1925 (Reichspräsidentenwahl) in Durlach Marxisten-Kugeln zum Opfer. Ihm zu Ehren soll eine Strasse in der ehemaligen Kommunisten-Hochburg benannt werden*. Die zuständigen Gremien folgten dieser Anregung und gaben der heutigen Carl-Mez-Straße den entsprechenden Namen. Der Herbert-Norkus-Platz, benannt nach einem in der „Kampfzeit“ getöteten Hitlerjungen, komplettierte schließlich das Ensemble.⁹¹

Den Freiburger „Opfern der Bewegung“ wurde ebenfalls eine Straße gewidmet. Am frühen Morgen des 17. März 1933 wollten die beiden Polizisten Karl Schelshorn und Johann Baptist Weber in der Wohnung des SPD-Politikers Christian Daniel Nußbaum eine Hausdurchsuchung vornehmen. Der Politiker, der sich in psychiatrischer Behandlung befand, fühlte sich derart in

⁸⁷ Protokoll einer „Beratung mit den Ratsherren“, 11.3.1936, in: StadtAF, C4/XII/30/1.

⁸⁸ Vgl. Stadtratsbeschluss, 30.3.1933, in: StadtAF, C4/XII/29/4. Kerber an Polizeidirektion, 19.3.1936, Polizeidirektion an Bürgermeisteramt, 27.3.1936, beide in: StadtAF, C4/XII/30/1.

⁸⁹ Zitat nach: HEIBER/HEIBER (wie Anm. 13), S. 181. Ob die Kaiserstraße als historisch eingestuft worden wäre, kann im Nachhinein nicht mehr beurteilt werden. Deutlicher wurde man in Berlin im März 1938 kurz nach dem „Anschluss“ Österreichs. Auf eine Anfrage aus Wien antwortete die Präsidialkanzlei mit klaren Richtlinien: *Nicht zu genehmigen ist z. B. die Umbenennung einer Kaiser-Franz-Joseph-Strasse*. Zitat nach: Ebd., S. 200.

⁹⁰ Beschluss Hofner, 10.6.1933, in: StadtAF, C4/XII/29/4.

⁹¹ Rudel an Kerber, 2.6.1936; Polizeidirektor Sacksofsky an Bürgermeisteramt, 21.9.1936, in: StadtAF, C4/XII/30/1. Zu Haslach vgl. MARKUS NESSEL: Die politischen Verhältnisse in Haslach. Ein fiktives Interview, in: „Haslemer erzählen ...“. Annäherungen an den Alltag eines Freiburger Stadtteils von der Jahrhundertwende bis 1945, hg. von der Projektgruppe Haslach und vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg (Alltag & Provinz 3), Freiburg 1990, S. 105-109.

die Enge getrieben, dass er durch die geschlossene Tür schoss. Karl Schelshorn war sofort tot, Johann Baptist Weber wurde schwer verletzt und starb wenige Tage später im Krankenhaus.⁹²

Der Vorfall löste eine infame Hetzkampagne gegen den amtierenden Bürgermeister Karl Bender aus, die nach wenigen Tagen zu seinem Rücktritt führte. Bender hatte nämlich das Ereignis als *Unglücksfall* dargestellt. Diese Bezeichnung hielten die örtlichen Nationalsozialisten für eine sträfliche Verharmlosung des *Mordmarxismus*, womit sich der ungeliebte Zentrums-Mann, so wurden sie nicht müde zu propagieren, endgültig disqualifiziert habe. Drahtzieher der Hetzkampagne, für die der Tod von Schelshorn und Weber den willkommenen Anlass bot, war der damals noch als Schriftleiter des „Alemannen“ fungierende Franz Kerber. Er trat am 18. März auf dem Freiburger Münsterplatz als Hauptredner einer *Massenkundgebung gegen den Marxismus* auf, in deren Verlauf er den Tod Schelshorns – Weber lebte zu diesem Zeitpunkt noch – als „Blutopfer“ interpretierte und ihn entsprechend der nationalsozialistischen Terminologie als „Gefallenen“ bezeichnete. Er lancierte außerdem im „Alemannen“ eine Vielzahl verleumderischer Zeitungsartikel gegen Bender, den er entmachten und beerben wollte, was ihm kurze Zeit darauf auch gelang.⁹³ Die Umbenennung der BarbarasträÙe in Schelshorn-Weber-StraÙe sollte nicht das einzige Erinnerungszeichen für die beiden *im Dienst der nationalsozialistischen Revolution von einem Marxisten erschossenen* Polizisten bleiben. Ende 1935 wurde den beiden „Blutzeugen der Bewegung“ vor dem Haus, in dem sie erschossen worden waren, ein „Mahnmal“ in Form einer dreiseitigen Granitstele gesetzt. Hierfür war allerdings nicht die Stadtverwaltung, sondern die NSDAP Baden verantwortlich, die landesweit insgesamt sieben gleichartige „Mahnmale“ für die badischen „Opfer der Bewegung“ stiftete.⁹⁴

Obgleich ihn mit der Stadt nichts verband, erhielt der Landesgruppenleiter der Schweizer NSDAP Wilhelm Gustloff schon sechs Tage nach seiner Ermordung in Davos eine nicht unbedeutende StraÙe in Freiburg: Am 10. Februar 1936 wurde die Basler StraÙe in Wilhelm-Gustloff-StraÙe umbenannt.⁹⁵ Für den SA-Oberführer Josef Wasmer, Mitglied des Reichstags und des Freiburger Stadtrats, der Ende Mai 1934 bei einem Autounfall ums Leben gekommen war, suchte man hingegen eine Gegend aus, die ganz besonders auf das Lebenswerk des Geehrten verweisen sollte. Der Stadtrat beschloss auf Empfehlung des Bauausschusses im September desselben Jahres, *die künftige ParallelstraÙe zur Hasemannstrasse, die auf den Wehrsportplatz führen wird, nach Oberführer Wasmer zu benennen, da Wasmer als Urheber des Wehrsports zu gelten hat.*⁹⁶

Im Juni 1936 bat ein Anwohner des Weidwegs in der Mooswaldsiedlung, offensichtlich ein SA-Mann, um eine Änderung seiner Adresse, da der StraÙenname schlecht beleumundet sei. Über die vormaligen Bewohnerinnen und Bewohner hatte er sich ein vernichtendes Urteil zu-rechtgelegt: *Es handelte sich hauptsächlich um asoziale, ohne Wohnkultur behaftete Familien. Dies beweist die ungeheure Verwanzung und Verwahrlosung der Wohnungen.* Nach 1933 habe die seiner Ansicht nach mehr als notwendige Verlegung dieser asozialen Elemente zwar stattgefunden, dennoch: *Der Weidweg ist durch dieses Gesindel in argen Verruf gekommen. In die freiwerdenden Wohnungen, welche alle desinfiziert und neu hergerichtet wurden, kamen S.A.Familien und Parteigenossen, welche vorher meist in Notwohnungen untergebracht waren. Um diese sauberen und anständigen Familien nicht in Verruf kommen zu lassen, ist eine Umbenennung dringend erforderlich.* Die Stadterweiterungsstelle befasste sich mit diesem Anliegen und empfahl Bürgermeister Hofner, dem Wunsch des Mannes nachzukommen. Stadtrat Sinner wurde um ein Gutachten gebeten, das er auch Anfang August 1936 der Stadtverwaltung

⁹² Vgl. SCHNABEL (wie Anm. 1), S. 304.

⁹³ Vgl. ebd., S. 305.

⁹⁴ Das obige Zitat war Teil der Denkmalschrift. Vgl. SCHERB (wie Anm. 63), S. 181f.

⁹⁵ Sacksofsky an Bürgermeisteramt, 10.2.1936, in: StadtAF, C4/XII/30/1.

⁹⁶ Beschluss Bürgermeisteramt entspr. der Stadtratsitzung vom 27.9.34 und 8.10.34, in: StadtAF, C4/XII/29/5.

vorlegte, in dem er aber anklingen ließ, dass er nicht an die durchschlagende Wirkung einer Straßenumbenennung glaubte. Der NSDAP-Stadtrat empfahl die Beibehaltung des bisherigen Namens. Kurze Zeit später wurde die Straße dennoch umbenannt und der Rasenweg aus der Taufe gehoben.

An der Diskussion um diese Neubenennung erstaunt, dass anscheinend niemand auf den Gedanken kam, die Straßenbezeichnung aus dem nationalsozialistischen Ideologiefundus zu wählen. Erst ein halbes Jahr später, als die Angelegenheit bereits vergessen schien, reichte ein SS-Untersturmführer neue Vorschläge ein, die zumindest teilweise Anklang finden sollten. Polizeidirektor Günther Sacksofsky erkannte jetzt die Gelegenheit, die Benennungen ganzer Straßenzüge auf ihre Bewohner abzustimmen: *Der Umstand, dass in dieser Siedlung vorwiegend Kriegsteilnehmer und Vorkämpfer des Nationalsozialismus untergebracht sind, scheint mir sie zum Träger der Namen des 9. November besonders geeignet zu machen.* Diese Begründung zeigt, wie gut sich der Polizeipräsident in ideologischem Fahrwasser zu bewegen wusste. Er verstand Straßenbenennungen als Auszeichnung nicht nur für die Personen, deren Namen auf den Schildern prangten, sondern auch für diejenigen, die ihre Adresse dergestalt „adeln“ durften. Sacksofskys Argumentation entsprach der weitverbreiteten nationalsozialistischen Propagandalinie, die ehemalige Frontkämpfer, frühe Nationalsozialisten und Gefallene – besonders diejenigen „der Bewegung“ – gern in ein- und demselben Atemzug nannte und sie damit nach eigenem Selbstverständnis gemeinsam als „Wegbereiter des Dritten Reiches“ ehrte. Sacksofsky ging dabei zu den Plänen der Stadtverwaltung auf Abstand, die *einen Mittelpunkt in der Stadt für die Ehrung der Blutopfer unserer Bewegung* ins Auge gefasst hatte – allerdings erst nach dem Bau einer großen Festhalle. Offensichtlich hatte es der Polizeidirektor eiliger, in Freiburg ein solches „Erhebungsviertel“ zu etablieren, als die Vertreter des Bürgermeisteramtes. Deren Verhalten könnte zum einen als Verzögerungstaktik gedeutet werden, zumal Bürgermeister Hofner im Herbst 1936 das Archiv um einen Benennungsvorschlag für das „SA-Viertel“ bat, der sich auf eine Zunft oder ein Gewann beziehen sollte, also auf einen neutralen Namen abzielte. Zum anderen besteht aber auch die Möglichkeit, dass es den Verantwortlichen besonders wichtig war, einen zentralen Ort für die entsprechende Benennung auszuwählen. Es bleibt müßig, anhand des Schriftwechsels zu mutmaßen, wo die überzeugteren Nationalsozialisten saßen – ob in der Polizeidirektion oder im Rathaus. Die Straßen wurden jedenfalls nicht umbenannt, und sogar der Siedlungsname St.-Josefsiedlung blieb bestehen.⁹⁷

Auch die Wiehre sollte ihren nationalsozialistischen Straßenzug bekommen: Am dortigen Bahnhof richtete man eine Dietrich-Eckart-, eine Maikowski- und eine Marschall-von-Bieberstein-Straße ein.⁹⁸ Die Ortswahl war kaum zufällig – schließlich passierten viele Reisende von auswärts die anliegenden Straßen. Die Anregung eines Oberstleutnants hingegen, eine Ludendorffstraße einzurichten, wurde im Dezember 1934 mit dem Verweis auf die Tatsache, dass dieser noch nicht gestorben sei, abgelehnt: *Nach den strengen Weisungen des Herrn Reichsministers und des Herrn Bad. Ministers des Innern dürfen Strassenum- und Neubenennungen nach Lebenden künftighin nicht mehr stattfinden. Es erübrigt sich somit, heute schon zu Ihrer Anregung Stellung zu nehmen.* Anscheinend fürchtete Bürgermeister Hofner eine Retourkutsche mit Hinweis auf die Benennung der Gallwitzstraße, denn er führte weiter aus: *Die Bezeichnung einer Strasse zu Ehren von Exzellenz von Gallwitz war insofern vertretbar, als Gallwitz Ehrenbürger der Stadt Freiburg ist und es einem alten Brauch entspricht, Strassen den Namen von Ehrenbürgern beizulegen.*⁹⁹

⁹⁷ Auch hier hatte Rudel einen klangvollen Vorschlag eingebracht, nämlich „Albert-Leo-Schlagetersiedlung“. Rudel an Kerber, 2.6.1936, in: StadtAF, C4/XII/30/1.

⁹⁸ Verfügung von Sacksofsky, 18.4.1935, in: StadtAF, C4/XII/29/5.

⁹⁹ Hofner an Kriegsheim, 10.12.1934, in: Ebd.

Im Frühjahr 1938, drei Monate nach dem Tod des ehemals kaiserlichen Generalstabschefs, wurde dann die Merzhauserstraße in Ludendorffstraße umbenannt.¹⁰⁰ Diese grenzt unmittelbar an das „Heldenviertel“, dessen elf Straßen im November 1934 nach neun „Helden“ des Ersten Weltkriegs sowie zwei inzwischen mythisch aufgeladenen Kriegsschauplätzen – Skagerrak und Langemarck – benannt worden waren.¹⁰¹

Allerdings setzte man längst nicht alle Anregungen um, die aus den Reihen des Stadtrats, von Interessengemeinschaften oder von Einzelpersonen eingereicht worden waren. Nach dem Willen der NSDAP-Fraktion und Bürgermeister Hofners beispielsweise hätte eine Straße des „Heldenviertels“ den Namen eines hiesigen „Helden“, des badischen Jagdfliegers Albert Dossenbach, tragen sollen. Dies scheiterte aber an der Anzahl der verfügbaren Straßen, die ansonsten ausnahmslos reichsweit bekannten Persönlichkeiten oder Schauplätzen des Ersten Weltkriegs gewidmet wurden.¹⁰²

Neben den Straßenbenennungen nach Personen gab es auch solche nach Städten und Flüssen, die politisch motiviert waren. Es ging in erster Linie darum, auf Orte zu verweisen, die seit dem Versailler Vertrag nicht mehr zum Reichsgebiet gehörten und deren Rückführung gefordert wurde beziehungsweise deren Wiedereingliederung soeben geglückt war. Neben einer Melmel- und einer Saarstraße¹⁰³ benannte man, wie in vielen anderen deutschen Städten auch, Ende 1933 einen Platz nach einer damals aktuellen Forderung, die Danzig betraf. Vor der Johanneskirche befand sich von nun an die „Danziger Freiheit“. Heftig war darüber gestritten worden, dem Platz am Siegesdenkmal diesen Namen zu geben. Allerdings hatte man schon damals Bedenken, die Bezeichnung der Straßenbahnhaltestelle Siegesdenkmal abzuändern, und lehnte den Vorschlag deshalb ab.¹⁰⁴

Schlussbemerkung

Die Entnazifizierung des Stadtbildes setzte unmittelbar nach der Besetzung Freiburgs durch französische Truppen am 21. April 1945 ein. Der zum kommissarischen Leiter der Stadtverwaltung bestellte städtische Oberrechtsrat Max Keller nahm am 22. April seine Tätigkeit auf. Eine seiner ersten Amtshandlungen bestand in der dringenden Anweisung an das Tiefbauamt am 24. April, *bis heute Abend 8 Uhr sämtliche Schilder, Fotos, Embleme mit Namen Hitler, Goebbels, Göring etc [zu] beseitigen, ebenso noch vorhandene Werwolf-Inschriften*.¹⁰⁵ Ein weiterer Auftrag erging an das Hochbauamt, das entsprechend sämtliche *in Stein gehauene Embleme* zu entfernen hatte – meist handelte es sich um Hakenkreuze und so genannte Hoheitszeichen.¹⁰⁶ Und selbstverständlich wurden sofort alle noch vorhandenen Hitlerbilder und -Büsten abgeräumt, sofern sie sich nach der Bombennacht vom 27. November 1944 überhaupt noch an Ort und Stelle befanden. Bis auf wenige Ausnahmen waren die propagandistischen Spuren des Dritten Reiches längst beseitigt, als der weiter im Amt befindliche Oberbaudirektor Joseph Schlippe im Februar 1946 dem inzwischen amtierenden Oberbürgermeister Wolfgang Hoffmann auf Anfrage mitteilte, in Freiburg befänden sich keine NS-Denkmäler mehr. Überhaupt seien während des „Tausendjährigen Reiches“ nur zwei aufgestellt worden. Zum einen handele es sich dabei um eine Gedenktafel, die von OB Kerber anlässlich einer Straßenerweiterung ge-

¹⁰⁰ Sacksofsky an Kerber, 15.3.1938, in: Ebd.

¹⁰¹ Bei den „Helden“ handelte es sich um Manfred von Richthofen, Max Immelmann, Oswald Boelcke, Otto Weddigen, Admiral Graf Spee, Max von Gallwitz und die Dichter Walter Flex, Gorch Fock und Hermann Löns. Vgl. ILGEN (wie Anm. 86), S. 132-134.

¹⁰² Vgl. ebd., S. 151f.

¹⁰³ Stadtratsbeschluss, 27.2.1935, in: C4/XII/29/5; Polizeidirektion an Kerber, 9.9.1937, in: StadtAF, C4/XII/30/1.

¹⁰⁴ Der Vorgang findet sich in: StadtAF, C4/XII/29/4.

¹⁰⁵ Protokoll eines Telefonats von Keller mit Baurat Schneider, Tiefbauamt, 24.4.1945, in: StadtAF, C5/3368.

¹⁰⁶ Keller an Hochbauamt, 26.4.1945, in: StadtAF, D.Ga 5/4.

setzt worden sei und die längst nicht mehr existiere, zum anderen um das oben beschriebene „Mahnmal“ zur Erinnerung an die beiden nationalsozialistischen „Märtyrer“ Schelshorn und Weber, das aber nicht von der Stadt zu verantworten gewesen sei.¹⁰⁷ Schlippes Fazit aus dieser Aufzählung: *Es darf wohl als ein (den Kenner nicht weiter überraschendes) Zeugnis der im Grund antinazistischen Gesinnung der Stadt Freiburg und ihrer Bevölkerung gebucht werden, dass sich hier überhaupt kein einziges Denkmal nazistischer Gesinnung befindet, mit Ausnahme jenes Mahmmales, das aber nicht von der Stadt, sondern von der Gauleitung befohlen worden ist.*¹⁰⁸

Schlippes Aufzählung war etwas lückenhaft, denn es fehlten zum Beispiel der Mütterbrunnen in der Wiehre oder das Engländer-Denkmal auf dem Schauinsland, das aber ebenfalls nicht unter städtischer Regie errichtet wurde.¹⁰⁹ Geplant allerdings waren diverse andere Denkmäler mit nationalsozialistischer Zielsetzung, die vor allem wegen des Materialmangels im Zweiten Weltkrieg nicht realisiert wurden. Dass die nationalsozialistische Propaganda in vielerlei Gestalt daherkam und sich zum geringsten Teil in Denkmälern manifestierte, sollte in diesem Beitrag gezeigt werden. Hier dürfte sich Freiburg kaum von anderen vergleichbaren Städten unterscheiden haben. Insofern muss das Fazit des Oberbaudirektors schlicht als Versuch der „Reinwaschung“ des eigenen Tuns und der Aktivitäten „seiner“ Stadtverwaltung verstanden werden.

¹⁰⁷ Zur Entstehung des Denkmals vgl. SCHERB (wie Anm. 63), S. 181f.

¹⁰⁸ Schlippe an Hoffmann, 17.2.1946, in: StadtAF, C5/2367. Die letzte Bemerkung bezog sich auf das Schelshorn-Weber-Denkmal.

¹⁰⁹ Vgl. SCHERB (wie Anm. 63), S. 146f. (Mütterbrunnen) und 171-177 (Engländer-Denkmal).

Zwangsarbeit in Freiburg während des Zweiten Weltkriegs

Von
ULRICH P. ECKER

Als Ende der 1990er-Jahre die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ auf den Weg gebracht wurde, die Entschädigungsleistungen an ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Deutschland aus Mitteln des Bundes und der Wirtschaft bereitstellen und verteilen sollte, da war die Zwangsarbeitergeschichte und die Auseinandersetzung mit ihr in aller Munde. Sie wurde im Vorfeld der Gesetzgebung lebhaft und strittig diskutiert, und zwar nicht nur hierzulande. Schon während der Auszahlung der 5,1 Milliarden Euro aus dem Stiftungsfonds an die Betroffenen, die nach einem aufwendigen und mühseligen Antrags- und Prüfungsverfahren zustande kam und die gewiss in vielen Fällen segensreich, in anderen aber auch mit Härten und Enttäuschungen verbunden war, begann aber das öffentliche Interesse an der Zwangsarbeiterthematik nachzulassen. Heute ist sie aus dem Bewusstsein des Normalbürgers bereits wieder weitgehend verdrängt.

Die Stadt Freiburg, die damals, auf dem Höhepunkt der Debatte im Mai 2001, sozusagen als Soforthilfe in Anbetracht des sich immer wieder verzögernden Auszahlungsbegins eine eigene städtische Entschädigungsleistung an ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen im Stadtgebiet beschlossen hatte, ist allerdings immer noch mit dem Thema befasst. Erst 2007 hat sich nämlich die russische Zwangsarbeiterstiftung bereitgefunden, sich mit der Stadt vertraglich über die Zahlung an ihre betroffenen Landsleute zu einigen, so dass nun endlich auch die letzten Gelder fließen können.¹

Wie viele Zwangsarbeiter gab es in Freiburg?

Als der Gemeinderat im Mai 2001 entschied, allen noch ermittelbaren und lebenden ehemaligen Zwangsarbeitern, die während des Zweiten Weltkriegs auf dem Gebiet der Stadt Freiburg bei öffentlichen Einrichtungen, privaten Betrieben und Haushalten eingesetzt waren, eine einmalige Zahlung zu gewähren, waren noch keine Zahlen über den Umfang des Zwangsarbeitereinsatzes in der Stadt bekannt. Nach bruchstückhaften Unterlagen im Stadtarchiv war der Einsatz von 3.444 Personen als Zwangsarbeiter schriftlich und mit Namen dokumentiert. Weitere Recherchen förderten immer mehr Fälle ans Tageslicht. Namentlich nachweisbar sind in der mit Hilfe des Freiburger Büros für ungewöhnliche Maßnahmen eingerichteten Datenbank des Stadtarchivs inzwischen fast 5.000 Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Freiburg. Es waren aber wohl noch entschieden mehr. Angaben in einem Schreiben des Ernährungsamtes Freiburg vom Dezember 1944 an den Oberbürgermeister über die Zahl der nicht einheimischen Lebensmittelkarten- und Gemeinschaftsverpflegungsempfänger in der Stadt deuten auf insgesamt 9.400 Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen hin.²

¹ Niederschrift eines Vortrags, der von mir als Leiter des Stadtarchivs bei der Veranstaltung der Stadt Freiburg i. Br. zum Auschwitztag am 27. Januar 2008 im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses am Münsterplatz gehalten wurde.

² Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C4/XII/14/10.

Warum Zwangsarbeitereinsatz?

Diese Zahl ist erstaunlich, wenn man bedenkt, das Freiburg erstens keine Industriestadt und zweitens bei Weitem kein Zentrum der Rüstungsindustrie war.

Erst im Laufe des Krieges, vor allem ab 1943 wurden kriegswichtige Produktionen aus luftkriegsgefährdeten Gebieten des Reiches nach Baden und Freiburg verlegt. Hier hatten sie dann „nachfragebedingt“ ihren Ausstoß zu steigern, was nur durch die verstärkte Zuweisung von Arbeitskräften, d. h. von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen, durch die Errichtung von Erweiterungsbauten bei den Fabriken und durch eine extensive Ausschöpfung der Arbeitskraft – 60-Stunden-Woche im Durchschnitt – zu bewerkstelligen war.

Viele der eingesessenen Freiburger Unternehmen produzierten kaum noch die Güter, die sie in Friedenszeiten hergestellt hatten. 1944 waren fast alle in Rüstungsprogramme für Heer, Luftwaffe und Marine eingespannt. Beispielsweise stellte die Schlossfabrik Theodor Kromer im Stühlinger Werferaketen und Nebelwerfermunition her. Die Büromöbelfabrik Fortschritt in Haslach baute Patronenkästen und Flugzeugteile. Die Apparatebaufirma Hellige war an der Torpedoherstellung beteiligt. Die Maschinenfabrik Raimann in St. Georgen fertigte Hochdruckarmaturen für U-Boote und Lafetten für Feldhaubitzen. Spohn & Knoell stellte neben den üblichen Säcken und staubdichten Geweben nun auch beschichtete Abdeckplanen für Panzer her.³

KZ-Häftlinge als Zwangsarbeiter

Sicher einer der finstersten Aspekte der Zwangsarbeiterproblematik ist der Einsatz von KZ-Häftlingen unter menschenverachtenden Bedingungen zur Zwangsarbeit, den viele der Opfer nicht überlebten. Belege dafür, dass auch diese Art der Zwangsarbeit in Freiburg stattgefunden hat, konnten der Autor, Dr. Bernd Spitzmüller, und Wolfgang Mehnert bei ihren Recherchen zur Erforschung der Freiburger Zwangsarbeitergeschichte nicht ermitteln. Geplant allerdings war sie. Im März 1945, also wenige Wochen vor dem Einmarsch französischer Truppen in Freiburg, fragte noch das Eisenbahnbetriebsamt bei der Stadtverwaltung wegen Unterbringungsmöglichkeiten für 500 Konzentrationslagerhäftlinge zum Arbeitseinsatz an. Es spricht einiges dafür, dass es um Häftlinge aus Flossenbürg ging, die am 25./26. März in Offenburg eintrafen und vielleicht für Freiburg bestimmt waren; dorthin aber nicht mehr weitertransportiert werden konnten. Sie gehörten zu sogenannten SS-Eisenbahnbaubrigaden, die zur Instandhaltung der immer wieder zerstörten Bahnanlagen rund um die Uhr und unter Jagdbomberbeschuss verwendet wurden. Untergebracht waren sie zu jeweils 70 Personen in Eisenbahnwaggons mit 4-stöckigen Betten. Bei der Arbeit wurden sie mit Peitschen angetrieben. In den Arbeitspausen wurden sie in die Waggons eingeschlossen. Die Ernährung bestand aus ½ Liter Ersatzkaffee morgens, ½ Liter Suppe mittags und 300g Brot mit Margarine am Abend.⁴

Die KZ-Häftlinge standen auf der untersten Stufe einer vielschichtigen Klassengesellschaft im Zwangsarbeiterwesen, das seit 1939 von den Nazis zur Behebung des durch Einberufungen und Kriegsverluste verursachten Arbeitskräftemangels in Landwirtschaft und kriegswichtiger Industrie sowie zur Steigerung und Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion organisiert wurde.

³ BERND SPITZMÜLLER: „...aber das Leben war unvorstellbar schwer.“ Die Geschichte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Freiburg während des Zweiten Weltkriegs. Mit Beiträgen von ULRICH P. ECKER, Freiburg 2004, S. 104f.

⁴ Ebd., S. 41f.; StadtAF, D.Qua. 71.

Zwangsarbeiterbeschaffung

Im begrenzten Rahmen dieser zusammenfassenden Übersicht ist es ausgeschlossen, eine systematische und vollständige Darstellung von Arbeitskräftebeschaffung, Organisation und Entwicklung des Zwangsarbeitswesens in Deutschland auch nur versuchen zu wollen. Vielmehr sollen die lokalen Verhältnisse beleuchtet und beispielhafte Einzelschicksale herausgestellt werden. Allerdings müssen zum besseren Verständnis des Ganzen wenigstens einige grundsätzliche Dinge in Kürze angesprochen werden.

Schon vor 1939 waren verstärkt arbeitssuchende Zivilarbeiter aus den Nachbarländern und Italien angeworben worden. Die Anwerbung von angeblichen „Freiwilligen“ ging auch nach Kriegsbeginn in den besetzten Gebieten weiter, wobei der „Freiwilligkeit“ teilweise drastisch nachgeholfen wurde. So wurden beispielsweise Betriebe kurzerhand geschlossen, um angebliche Arbeitslose zu produzieren, die dann zum Dienst im Reich gepresst werden konnten. Für alle „freiwilligen“ Zwangsarbeiter war der Übergang in die Zwangsarbeit mit dem Fortschreiten des Krieges vorprogrammiert.⁵

Seit Kriegsausbruch konnten Kriegsgefangene, wie es die Haager Landkriegsordnung und die Genfer Konvention – jedenfalls für Nicht-Offiziere – zuließen, zur Arbeit eingesetzt werden. Zugleich wurde in den besetzten Gebieten mit der rigorosen Beschaffung von Zivilarbeitern begonnen, teilweise durch die Zwangsaushebung ganzer Jahrgänge, teilweise durch überfallartige Razzien in eingekesselten Bezirken. Wer dabei nicht auf der Stelle den Besitz eines Arbeitsplatzes nachweisen konnte, wurde festgenommen und abtransportiert. Es kam zur wahllosen Abführung und Deportation ganzer Dorfschaften. Janina Radecka erlebte das am eigenen Leib in einem kleinen Ort bei Wilna.⁶ Im September 1943 umzingelten deutsche Soldaten das Dorf, in dem Jagd auf junge Leute gemacht wurde, die als Zwangsarbeiter nach Deutschland gebracht werden sollten. Auch die 19-jährige Janina wurde aufgegriffen und – ohne dass ihr Gelegenheit gegeben worden wäre, ihre Eltern zu informieren – abtransportiert. Nach tagelanger Fahrt in Viehwaggons und Zwischenaufenthalt in einem Lager kam sie durch Hunger, Kälte und Krankheit geschwächt in Freiburg an. Sie wurde einem Gasthausbesitzer als Küchenhilfe zugeteilt. Zwar war die Arbeit für sie schwer und ungewohnt, aber sie wurde gut behandelt und der offiziellen Kontaktsperre zum Trotz vom Koch der Wirtschaft immer wieder nach Hause zu seiner Familie eingeladen.

Die NS-Rassentheorie und das Zwangsarbeiterwesen

Zwangsarbeit war nicht gleich Zwangsarbeit. Die Unterschiede waren erheblich und sie konnten – je nachdem – über Leben und Tod entscheiden. Abhängig war alles von der Einstufung im abstrusen System der NS-Rassentheorie und von politischer Opportunität.

In einem Merkblatt der Staatspolizeistelle Dresden vom November 1942 findet sich eine kurz gefasste Darstellung der Rassenhierarchie, die wesentlich für die Verwendung und Behandlung sogenannter Fremdarbeiter war: Ganz oben in der Hierarchie standen danach *die germanischen Völker, die Holländer, Flamen, Dänen*. Ihnen folgten die Angehörigen verbündeter und befreundeter Staaten wie Italiener, Spanier und Ungarn, dann die Arbeiter aus den besetzten Gebieten im Westen, also Belgier und Franzosen, anschließend die der besetzten Gebiete im Südosten wie Griechen und Serben. Noch unter diesen standen die Arbeiter aus Böhmen und Mähren, unter diesen wiederum die Angehörigen der ehemaligen baltischen Staaten, gefolgt von Ukrainern, Weißrussen, Polen und Russen. Am untersten Ende der Menschenskala des nationalsozialistischen Rassenwahns waren die Juden angesiedelt.⁷

⁵ SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 22ff.

⁶ Ebd., S. 62 und 64f.

⁷ Ebd., S. 19f.

Dass dieses Weltbild ein politisches war, bekamen die Italiener zu spüren. Als Italien 1943 die Front wechselte, wurden sie mit den Sowjetbürgern auf eine Stufe gestellt und bei der Zwangsarbeit als Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter entsprechend behandelt bzw. misshandelt. Dagegen konnten Sowjetbürger in der rassentheoretischen Hierarchie aufsteigen, wenn sie sich freiwillig zur Wlassow-Armee oder russischen SS-Einheiten meldeten und „Kameraden“ wurden.

„Westarbeiter“

Das erträglichste Los unter den Zwangsarbeitern in Freiburg hatten – wenn man so etwas sagen darf und kann – die sogenannten „Westarbeiter“, also vor allem Männer und Frauen aus den Niederlanden, Belgien, Frankreich und Italien, die als freiwillige oder zwangsverpflichtete Zivilarbeiter nach Freiburg gekommen waren. Sie wurden vorwiegend in Gewerbe- und Industriebetrieben beschäftigt. Den größten Teil von ihnen hatte in Freiburg der Kunstseidenproduzent Rhodiaseta in Diensten, der auch in der kriegswichtigen Herstellung von Fallschirmen, Uniformstoffen und sogenanntem Drahtrollglas tätig war: Neben 211 französischen und 69 britischen Kriegsgefangenen (übrigens indischer Herkunft) sowie 109 sowjetischen Zwangsarbeiterinnen, die in eigenen Lagern am Rande des Firmengeländes untergebracht waren, wurden dort 243 Männer und Frauen aus Frankreich, 35 aus Holland, 62 aus Belgien und 3 aus Italien beschäftigt.⁸

„Westarbeiter“ und „Westarbeiterinnen“ wohnten in von den Firmen angemieteten oder gebauten Privatunterkünften. Sie wurden wie entsprechende deutsche Arbeitskräfte entlohnt, aus der Werkskantine gepflegt und durften sich in einem vorgeschriebenen zeitlichen und räumlichen Rahmen in der Stadt und Umgebung bewegen. Es war ihnen erlaubt, Gasthäuser und kulturelle Veranstaltungen zu besuchen, Sport in eigenen Vereinen zu treiben und privat mit Deutschen zu verkehren.

Einer dieser „privilegierten Westarbeiter“, der Holländer Piet Coenen, besuchte im Mai 2003 auf Einladung der Stadt nochmals Freiburg, wo er nach seiner Zwangsverpflichtung als Zivilarbeiter in Deutschland seit 1943 bei der Optischen Anstalt Fritz Kuhnert im Stadtteil Stühlinger Zielgeräte für die Luftwaffe hatte bauen müssen. Mit anderen Holländern und Franzosen hauste der damals 19-Jährige im Gasthaus „Wartburg“ (Abb. 1). Ihm war wohl bewusst, dass es ihm als „Westarbeiter“ besser erging als anderen Arbeitskräften, vor allem aus Osteuropa. Bei seinem Besuch 2003 sagte er im Gespräch: *Die Leute waren nett zu mir und ich habe gemerkt, dass da ein großer Unterschied war in der Behandlung von holländischen und französischen Zwangsarbeitern im Vergleich zu den „Ostarbeitern“. Die hatten eine sehr schlechte Zeit.*⁹

Allerdings konnte es mit der Vorzugsbehandlung auch schnell vorbei sein, wenn man auffällig wurde und wie der Holländer Johannes de Smit der Gestapo in die Hände fiel. De Smit, der zunächst versucht hatte, in seiner Heimat unterzutauchen, um der Deportation zum Arbeitsinsatz in Deutschland zu entgehen, war dann doch aufgegriffen worden und im Juli 1943 nach Freiburg gekommen. Zwar ging es ihm bei einem Schuhmacher in der Herrenstraße nicht schlecht, doch nutzte er die erste Gelegenheit zur Flucht. Die kam, als er im September 1944 zum Schanzdienst an den Rhein kommandiert wurde. Mit zwei Landsleuten machte er sich zu Fuß und per Bahn auf den Weg in die Heimat. Kurz vor dem Ziel wurde de Smit bei einer Razzia in Rotterdam aber aufgegriffen. Man steckte ihn in ein „rollendes AEL“, d. h. in ein mobiles sogenanntes Arbeitserziehungslager. Dessen Insassen wurden von Lüneburg aus mit

⁸ Ebd., S. 43ff.

⁹ StadtAF, M2/429 Nr. 2; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 49.



Abb. 1 Im Gasthaus „Wartburg“ an der Engelbergerstraße waren Zwangsarbeiter der Optischen Anstalt Kuhnert untergebracht (StadtAF, M 7089).

Zügen quer durch ganz Nordwestdeutschland zu Himmelfahrtskommandos gekarrt. Sie mussten Blindgänger ausgraben oder unter Beschuss Schienen reparieren. Gearbeitet wurde mit wenigen Pausen Tag und Nacht, kaum bekleidet und barfuß in Holzschuhen, oft bei Temperaturen von 10-15 Grad unter null.

Gehaust wurde in Güterwaggons, die so eng waren, dass man nicht ausgestreckt liegen konnte. Noch heute leidet Johannes de Smit, der in Holland in einer speziellen Einrichtung für Kriegsgesopfer und ehemalige Zwangsarbeiter lebt, unter den traumatischen Erfahrungen.¹⁰

Polnische Zwangsarbeiter

Ganz anders als den „Westarbeitern“, die, wenn sie nicht gerade wie Johannes de Smit unter die Räder kamen, ein erträgliches Dasein fristeten, erging es den polnischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern sowie den unter dem Begriff „Ostarbeiter“ zusammengefassten Ukrainern, Weißrussen und Russen (Abb. 2).

Die Polen gehörten zu den Ersten, die nach Kriegsausbruch dem Zugriff der deutschen Arbeitsverwaltung ausgeliefert waren. In großer Zahl waren polnische Kriegsgefangene auch nach Freiburg gebracht worden und zur Zwangsarbeit vor allem in der Land- und Forstwirtschaft.

¹⁰ StadtAF, M2/429 Nr. 5; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 50f. und 151.



Abb. 2 Polnische Kriegsgefangene des in Freiburg-Herdern stationierten Arbeitskommandos 3405 (StadtAF, M 7089).

schaft eingesetzt worden. Ihnen folgten bald zwangsdeportierte Zivilisten, Männer und Frauen, denn nach Vorstellung der Nazis sollte das sogenannte Generalgouvernement Polen in erster Linie Arbeitskräftereservoir für die deutsche Landwirtschaft sein. Seine Bevölkerung sollte auf niedrigem Lebens- und Bildungsstandard gehalten werden. In Freiburg waren während des Krieges 29 weibliche und 265 männliche Zwangsarbeiter aus Polen eingesetzt, darunter 105 Kriegsgefangene, die im Juli 1940 in den zivilen Zwangsarbeiterstatus überführt worden waren.¹¹ Einer der jungen Polen, die gewaltsam nach Deutschland verpflanzt wurden, war Josef Bednarz. Er erhielt im April 1941 ein amtliches Schreiben, mit dem er aufgefordert wurde, sich zu einem angegebenen Termin an einem bestimmten Ort in Arbeitskleidung einzufinden. In einem großen Sammellager bei Krakau, das eine knüppelnde Lagerpolizei terrorisierte, wurden Transporte ins Reich zusammengestellt. Dort wurde der junge Bednarz nach Freiburg in Marsch gesetzt, wo er nach zehntägiger Fahrt in Viehwaggons angelangte. Bei der Verteilung auf Arbeitsplätze wurde er einem Bauern in Hochdorf zugeteilt. Harte Arbeit ohne Lohn, aber mit Demütigungen, Schikanen und Schlägen erwartete ihn dort. Besser erging es ihm, als er nach einem Jahr auf den Hof der Familie Binniger in Benzhausen kam, wo er den zur Wehrmacht eingezogenen Sohn als Arbeitskraft ersetzen sollte. Hier wurde er anständig behandelt, ungeachtet der Intervention durch den Ortsbauernführer in das Gemeinschaftsleben der Familie aufgenommen und gut versorgt. Herr Bednarz blieb nach dem Kriege in Freiburg bzw. Hochdorf, wo er eine Familie gründete und ein Haus baute.¹²

Die enge Lebensgemeinschaft der polnischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der Landwirtschaft mit ihren deutschen „Arbeitgebern“, die in den bäuerlichen Betrieben un-

¹¹ SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 57ff.

¹² StadtAF, M2/429 Nr. 2; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 57f., 141 und 158.

vermeidlich war, versuchten die deutschen Behörden durch Verordnungen, die sogenannten Polenerlasse, möglichst zu begrenzen und eindeutig zu regeln.¹³ Sie umfassten unter anderem Ausgangsverbote in den Abend- und Nachtstunden, Beschränkung der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und des Gasthausbesuchs, Verbot des Besitzes und der Benutzung von Fahrrädern sowie Verbot der Teilnahme an deutschen Veranstaltungen. An der Kleidung hatten die Polinnen und Polen ein aufgenähtes gelbes Abzeichen mit einem violetten P zu tragen.

Drakonische Strafen drohten, wenn es zu sexuellen Kontakten zwischen Deutschen und Polen kommen sollte, die – wie es hieß – die „Reinhaltung des deutschen Blutes“ gefährdeten. Während Verhältnisse deutscher Männer mit Polinnen als Kavaliersdelikte behandelt wurden, hatten im umgekehrten Falle die polnischen Zwangsarbeiter mit öffentlicher Hinrichtung zu rechnen, bei denen Schicksalsgenossen mitzuhelfen hatten, und die deutschen Frauen mussten fürchten, in demütigender Weise durch das Dorf getrieben und anschließend eventuell in „Schutzhaft“ genommen oder ins KZ eingeliefert zu werden.¹⁴

„Ostarbeiter“

Nachdem schon 1941 kriegsgefangene Rotarmisten zur Zwangsarbeit in Freiburg eingetroffen waren, erschienen 1942 die ersten sogenannten „Ostarbeiter“ in der Stadt, also Zivilisten, Männer und Frauen, teilweise mit Kindern, die aus den von den Deutschen besetzten Gebieten der Sowjetunion ins Reich deportiert worden waren.

Sie boten nach tagelangen Bahntransporten in verriegelten Güterwagen, verschmutzt in Lumpen und ohne Schuhe einen erbärmlichen und abstoßenden Eindruck, wenn sie durch die Stadt geführt wurden. Und das war auch so beabsichtigt. Man wollte sie als „Untermenschen“ präsentieren, auf deren Leben es nicht ankam.¹⁵ Sie sollten – auf welche Weise auch immer, sei es durch Deportation, Aushungerung oder sonstige Liquidierung – aus den europäischen Gebieten der Sowjetunion entfernt werden, die zur Erschließung als Lebensraum im Osten für deutsche Siedler vorgesehen waren. Bevor sie umgebracht wurden, sollte ihre Arbeitskraft aber möglichst noch für die Kriegswirtschaft ausgebeutet werden.

Für viele Weißrussen, Russen und Ukrainer blieb Freiburg nur eine Durchgangsstation. Diejenigen, die blieben und das waren insgesamt mindestens 2.000, wahrscheinlich aber eher deutlich mehr, wurden in Firmenlagern und vor allem im berühmtesten sogenannten „Ostarbeiterlager“ untergebracht, das von einer Arbeitsgemeinschaft verschiedener Freiburger Unternehmen unterhalten und im Juni 1942 in Betrieb genommen wurde.¹⁶ Es befand sich auf dem Gelände des ehemaligen Werks II der MEZ AG zwischen heutiger Habsburgerstraße, Rennweg und Sautierstraße, das jetzt mit Wohnhäusern überbaut ist. 1.000 bis 1.500 Menschen waren in diesem mit Stacheldraht umzäunten Fabrikkomplex unter katastrophalen hygienischen Bedingungen zusammengepfercht. Nachts patrouillierten Polizisten mit Hunden durch und um die Gebäude. Wachen und auch einer der Lagerleiter zögerten nicht, die Insassen mit Peitschen zu traktieren. Geschlafen wurde auf verwanzten Bastmatten. Die verabreichten Essensrationen, die aus Pferde- und Freibankfleisch, Brot, Kohlrüben und Tee-Ersatz bestanden, waren unzureichend und teilweise ungenießbar. An der Kleidung hatten die „Ostarbeiter“ einen Aufnäher mit der Inschrift „OST“ als Kennzeichen zu tragen.

Unter den Lagerbewohnern waren viele Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die bei der Reichsbahn eingesetzt waren. Eine von ihnen war Anna Djatschenko. Zusammen mit 30

¹³ SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 59f.

¹⁴ Ebd., S. 60f.

¹⁵ Ebd., S. 67ff.

¹⁶ Ebd., S. 71ff.

anderen Ukrainerinnen musste sie täglich unter Bewachung ins Eisenbahnbetriebswerk marschieren, um dort Waggons und Lokomotiven zu reinigen, d. h. auch die Feuerung der Dampflokomotiven auszuräumen, Rußfänger zu putzen und Schlacken herauszuschlagen. Als sie sich mangels Strümpfen im Winter die bloßen Füße in den Holzschuhen mit Lappen umwickelten, wurde das von den Vorarbeitern verboten. Sie durften sich auch nicht an den großen Koksöfen der Halle aufwärmen und nach der Arbeit gab es zum Waschen nur kaltes Wasser. Heimlich benutzten die Frauen das noch warme Kesselwasser der Lokomotiven. Ihr Bruttolohn von 42 Reichsmark pro Monat wurde für Unterkunft und Verpflegung einbehalten.¹⁷

Es gibt eine ganze Reihe von Aussagen ehemaliger Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, welche die Reichsbahn als besonders ausbeuterischen Dienstherrn schildern. Der Bahn in dieser Beziehung kaum nachgestanden hat die Stolberger Zink AG mit ihrem Erzbergwerk in Kappel.¹⁸ Auch hier haben wir schriftliche und mündliche Zeitzeugenaussagen, zum Beispiel von Aleksej Gapischko, Aleksej Dowschenko und Ivan Plushnik, mit denen wir 2003, als sie auf Einladung der Stadt nochmals in Freiburg waren, zu ihrem alten Arbeitsplatz, dem Kappeler Stollen hoch oben am Schauinsland gefahren sind (Abb. 3). Gearbeitet wurde dort oben im Dreischichtbetrieb, jeweils 8 Stunden. Die Ernährung mit Freibankfleisch, Rübenschnitzen und Brot war unzureichend. Teilweise gaben die deutschen Bergarbeiter, die im Unterschied zu den Ukrainern während der Arbeit mit warmem Essen versorgt wurden, den jungen ausländischen Kollegen Teile ihrer Ration ab, damit diese überhaupt bei Kräften und arbeitsfähig blieben. Prügeln zur Einschüchterung und Disziplinierung war nichts Außergewöhnliches.

Nur kurz war der Aufenthalt der 17-jährigen Paraskowja Leschtschenko (nach ihrer Heirat: Romanowa) im Freiburger „Ostarbeiterlager“, als sie 1943 mit 300 anderen Frauen aus der Ukraine nach Deutschland verschleppt wurde (Abb. 4). Sie wurde gleich weitertransportiert nach Todtnau, wo die Freiburger Schlossfabrik Theodor Kromer Raketengeschosse baute. Noch immer steht dort jenes alte Fabrikgebäude, in dem die Geschosse gebohrt und gefräst wurden. Als wir beim Besuch von Frau Romanowa/Leschtschenko davor standen, übermannten sie die schlimmen Erinnerungen an ihre Zeit dort. Es war Präzisionsarbeit verlangt, die den ungelernten Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen schwerfiel. Aber Ausschussproduktion wurde mit Essensentzug und Auspeitschen bestraft. Gearbeitet wurde in zwei zwölfstündigen Schichten. Die Fertigung von 30 Treibsätzen pro Schicht – ein kaum zu bewältigendes Pensum – war gefordert. Zu essen gab es nur mit Sägemehl versetztes sogenanntes „Russenbrot“, d. h. Kartoffelschalen, Suppe und Rüben. Frau Leschtschenko, die der Arbeit in der Fabrik nicht gewachsen war, hatte das Glück, nach einiger Zeit zum Küchendienst abkommandiert zu werden. Beim Essenstransport in die Fabrik wäre ihr ein Zwischenfall allerdings fast zum Verhängnis geworden: Als sie halbverhungerten Landsleuten, die auf der Straße an ihr von Wachen vorbeigetrieben wurden, verbotenerweise Brot zuwerfen wollte, wurde sie ergriffen und nur durch das Eingreifen einer deutschen Mitarbeiterin vor dem sofortigen Erschießen bewahrt. Sie verbrachte drei Tage Strafhaft in einem rattenverseuchten dunklen Keller. Als sie dort schließlich wieder herauskam, konnte sie vor Ekel nichts mehr essen. Mit Gummiknüppeln wurde ihr der Appetit wieder eingebläut.¹⁹

Die Fülle solcher eindringlicher Erlebnisberichte, die im Stadtarchiv Freiburg vorliegen, ist groß und man könnte noch viel daraus zitieren.²⁰ Eine Auswahl ist im 2004 vom Stadtarchiv vorgelegten Forschungsbericht über die Zwangsarbeit in Freiburg auszugsweise abgedruckt. Dort ist auch nachzulesen, was zu den Kapiteln Zwangsabtreibungen und Zwangssterilisierungen sowie zu pathologischen Untersuchungen an verstorbenen Zwangsarbeiterkindern in der

¹⁷ StadtAF, M2/429 Nr. 2; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 76-82, 112f., 137f., 147 und 162.

¹⁸ StadtAF, M2/429 Nr. 2, 3 und 5; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 89ff.

¹⁹ StadtAF, M2/429 Nr. 5; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 74f., 116f. und 130.

²⁰ StadtAF, M2/429 Nr. 2-5.



Abb. 3 Vor dem Eingang des Kappler Stollens, in dem sie einst als Zwangsarbeiter bei der Stolberger Zink AG Zinkerz förderten, ließen sich Aleksej Dowschenko, Aleksej Gapischko und Iwan Pluschnik 2003 beim Besuch in Freiburg fotografieren (StadtAF, M 7089).



Abb. 4 Nichts geschenkt wurde Paraskowja Romanowa, geb. Leschtschenko, in ihrem Leben. 1933 starb ihre Mutter an Hunger, 1938 wurde ihr Vater als politischer Gefangener nach Kolyma deportiert. Sie selbst wurde zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Bereits mit 30 war sie Witwe und musste drei Kinder alleine großziehen (StadtAF, M 7089).

Freiburger Universität, die unter merkwürdigen Umständen zu Tode kamen, herausgefunden wurde. Angesprochen werden in diesem Bericht jedoch auch die nicht wenigen Beispiele für heimliche Akte der Menschlichkeit seitens der Freiburger gegenüber den Zwangsarbeitern.²¹ Im Rahmen des vorliegenden Beitrages kann darauf nicht eingegangen werden.

Displaced Persons

Für viele ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die bei Kriegsende in der Sprache der Alliierten zu sogenannten Displaced Persons (DPs) oder *Personnes déplacées* wurden, war das Martyrium 1945 noch nicht zu Ende.²²

Durch den großen Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 waren viele Betriebsstätten zerstört worden. Doch auch Materialmangel, Verkehrschaos, häufiger Bombenalarm und Jagdbomberattacken sowie das Wegbleiben der deutschen Mitarbeiter machten eine geordnete Produktion seit Ende 1944 in Freiburg unmöglich. Einige Betriebe wurden samt ihrer Zwangsarbeiter ins Hinterland evakuiert, andere geschlossen. Die dort eingesetzten Zwangsarbeiter wurden versetzt oder kurzerhand über die Grenze in die nahe Schweiz abgeschoben. Man beseitigte sozusagen das Problem und glaubte vielleicht auch, auf diese Weise unangenehme Beweismittel aus der Welt zu schaffen, bevor die Franzosen einrückten. So erinnern sich die Ukrainer, die im Kappler Bergwerk eingesetzt waren, dass sie Mitte April 1945 nachts von Volkssturmläuten geweckt, gesammelt und dann in Marschkolonnen 2 Tage und 2 Nächte lang nach Süden geleitet wurden, immer in der Angst liquidiert zu werden. In Basel wurden sie über die Grenze abgeschoben. Schweizer Quellen bestätigen den Vorgang. Für den 22. April meldete die Basler Chronik: „Fremdarbeiter aller Nationen überschreiten zu Hunderten die badisch-schweizerische Grenze“. Das Gleiche passierte in Rheinfelden: Vom 21. bis 25. April wurden dort 3.029 Zwangsarbeiter in die Schweiz überstellt.²³

Der größte Teil des millionenstarken Heeres von Menschen aus ganz Europa, die durch Deportationen und Kriegsgeschehen entwurzelt worden waren, hielt sich nach Kriegsende nun zwar befreit, aber mittels-, unterkunfts- sowie arbeitslos in Deutschland auf und wartete auf Hilfe. Schnelle Versorgung, Rückführung in die Herkunftsländer oder Neuansiedlung war erforderlich. Die Alliierten hatten dieses Problem schon lange vor Kriegsende kommen sehen und versucht, Vorsorge zu treffen.

Im Rahmen der Vereinten Nationen war eine Hilfsorganisation gegründet worden, die U.N.R.R.A. (United Nations' Relief and Rehabilitation Administration), die sich in Zusammenarbeit mit den Militärregierungen in den Besatzungszonen um die Displaced Persons kümmerten, also jene Personengruppe zu der Kriegsgefangene, Flüchtlinge, deportierte Zivilarbeiter, Vertriebene und überlebende KZ-Häftlinge gehörten. Die U.N.R.R.A. wurde in Zusammenarbeit mit einem Service des *Personnes déplacées* der französischen Militärregierung auch in Freiburg tätig. Die DPs in der französischen Besatzungszone wurden in zentralen Lagern zusammengefasst. In Freiburg entstanden das Centre de Rapatriement in der späteren Vaubankaserne an der Stadtgrenze zu Merzhausen und das Centre Fribourg-Haslach im ehemaligen HJ-Heim in der Schenkendorfstr. 25. Daneben gab es weitere Einrichtungen im Stadtgebiet.

Nahezu reibungslos – jedenfalls von politischen Hindernissen unbeeinträchtigt – vollzog sich in relativ kurzer Zeit die Rückführung der westeuropäischen Displaced Persons in ihre Heimatländer. Allerdings war die Rückreise in die Heimat für viele Betroffene auch mit Fährnissen verbunden. Die Holländer Piet Coenen und Willy Colpaert etwa, deren Zug in mehreren

²¹ SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 112f. und 121ff.

²² Ebd., S. 151ff.

²³ StadtAF, M2/429 Nr. 5; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 147f.



Abb. 5 Zwei polnische Polizisten sichern die Waggons eines Repatriierungszuges, der aus der französischen Besatzungszone in die Heimat abgeht (StadtAF, M 7090/27).

Etappen durch Frankreich fuhr, erlebten eine wochenlange Unterbrechung ihrer Reise in der Gegend von Orléans, wo sie in einem Lager – einem ehemaligen KZ – ausharren mussten, bis eine Typhusepidemie unter den DPs ausgestanden war.²⁴

Auch die Repatriierung der Sowjetbürger und -bürgerinnen wurde zu einem großen Teil schon recht schnell 1945 abgewickelt. Hingegen hatten bis November 1945 nur vergleichsweise wenige Polen und Balten die Heimreise angetreten. Sie bildeten daher Ende 1945 die bei Weitem größte nationale Gruppe unter den noch 80.000 bis 100.000 verbliebenen DPs in der französischen Zone. Viele von ihnen stammten aus Ostpolen bzw. den drei kleinen baltischen Staaten Litauen, Estland und Lettland, die inzwischen von der Sowjetunion geschluckt worden waren. Die allen Bemühungen der U.N.R.R.A. und des Service des Personnes déplacées trotzende Unlust der Polen und Balten, sich repatriieren zu lassen, nahm noch zu, als immer mehr Gerüchte über Zustände in den Ländern hinter dem sich allmählich schließenden Eisernen Vorhang in die Lager der französischen Zone gelangten (Abb. 5).²⁵

Ein besonderer Fall ist die Repatriierungspolitik der Sowjetunion.²⁶ Sie bestand auf einer schnellen und ausnahmslosen Rückführung ihrer Bürger und Bürgerinnen – notfalls mit Gewalt. Es gab dafür eine eigene sowjetische Repatriierungsmission in der französischen Zone, die durch das Land fuhr und die es wenig scherte, ob das den Franzosen passte oder nicht. Die Haltung der Franzosen zur sowjetischen Repatriierungspolitik war zwiespältig. Einerseits wollten sie mit ihren Alliierten nicht in Konflikt geraten, andererseits störte sie deren Rücksichts-

²⁴ StadtAF, M2/429 Nr. 2; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 157.

²⁵ SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 157f.

²⁶ Ebd., S. 159ff.

losigkeit und weite Auslegung des Begriffs „sowjetische Staatsbürger“: Anders als die Franzosen, die von den Grenzen der Sowjetunion 1939 ausgingen, beanspruchten die Sowjets nämlich alle Displaced Persons, die auch aus den von ihnen nach 1939 okkupierten Gebieten stammten. Allein aus dem Centre de Rapatriement in Freiburg waren bis Juni 1945 in 28 Schüben schon 1.775 Russen und Ukrainer nach Osten in Marsch gesetzt worden. Weitere 233 folgten im September.²⁷

Die Gründe für das Bestehen der Sowjetunion auf kompletter Repatriierung sind vielschichtig: Zum einen spielte die Rückgewinnung des im Kriege verlorenen Arbeitskräftepotentials und die Bewahrung der sowjetischen DPs vor zu langem verderblichem Kontakt mit der nicht-kommunistischen Außenwelt eine Rolle. Daneben waren aber auch die Vermeidung eines Gesichtsverlusts der UdSSR auf internationaler Ebene durch Repatriierungsverweigerungen und die Verhinderung der Sammlung antikommunistischer Ex-Sowjetbürger im Ausland wichtig. Nicht zuletzt wollte man mit den repatriierten DPs auch Kollaborateure mit den Deutschen in die Hand bekommen, um sie exemplarisch bestrafen zu können. Grundsätzlich standen alle Kriegsgefangenen und deportierten Zivilarbeiter im Verdacht der Kollaboration. Deshalb wurden alle Repatriierten durch Filtrierlager geschleust, in denen sie teilweise wochen- und monatelang politisch unter die Lupe genommen wurden. „Screening“ hieß das in der Sprache der alliierten Militärverwaltungen.

Je nach Ergebnis erwartete viele danach nicht die Rückkehr nach Hause, sondern die Einziehung zum Militär oder erneute Zwangsarbeit im Rahmen der Aktion „Mobilisation in Arbeiterbataillonen zum Wiederaufbau der Sowjetunion“. Michail Marushenko etwa, der im Kappler Bergwerk der Stolberger Zink Zwangsarbeit geleistet hatte, berichtete: *In Görlitz gab es eine Personenkontrolle. Manche durften nach Hause fahren, manche nach Sibirien und manche mussten wie ich die Volkswirtschaft aufbauen. Im Oktober 1945 wurden wir Repatrianten in die Stadt Nishnij Tagil am Ural gebracht. Ich habe bis März 1948 in der metallurgischen Fabrik im Walzwerk gearbeitet. Dort habe ich einen sowjetischen Pass bekommen. Mit diesem durfte ich aber nicht in den großen Städten leben. So war das bis 1953, bis zu Stalins Tod. Wie sie sehen, hat mich mein Vaterland nicht verwöhnt.*²⁸ Auch Marushenkos Kappler Arbeitskollegen Plushnik ging es nicht viel besser. Er erzählte: *Wir wurden von der sowjetischen Staatsicherheit kontrolliert. Dann mussten wir in den Armeedienst gehen. Ich war in Deutschland in Leipzig und Borno. Erst im Jahre 1950 bin ich nach Hause zurückgekehrt.*²⁹

Der nach Auffassung der Westalliierten viel zu langsame Abbau der großen Zahl von Displaced Persons wurde vor allem der U.N.R.R.A. angelastet. Ihr wurde vorgeworfen, sie kümmere sich zu wenig um die Durchsetzung einer raschen Repatriierung und mindere im Gegenteil sogar den Anreiz zur zügigen Rückkehr in die Herkunftsländer, indem sie sich zu sehr für eine gute Versorgung der Displaced Persons vor Ort einsetze. Die U.N.R.R.A. wurde aufgelöst und 1947 durch die I.R.O. (International Refugee Organization) ersetzt. Von dieser wurde das vorrangige Ziel der Repatriierung aufgegeben und stattdessen ein Schwerpunkt in der Neuansiedlung der verbliebenen DPs hauptsächlich in überseeischen Ländern (USA, Kanada, Australien) gesetzt.

In Freiburg wurde das DP-Problem am 9. April 1951 von den Franzosen für gelöst erklärt. Den deutschen Behörden in der Stadt wurden die letzten 7 Displaced Persons übergeben. Sie befanden sich alle in Kliniken oder Nervenheilanstalten.³⁰

²⁷ Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche, Colmar (AOFAA), Délégation Provinciale pour le Bade, Affaires Politiques, Section des P.D.R., No. 921 und 923.

²⁸ StadtAF, M2/429 Nr. 5; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 160f.

²⁹ StadtAF, M2/429 Nr. 5; SPITZMÜLLER (wie Anm. 3), S. 161.

³⁰ AOFAA (wie Anm. 27), Délégation Provinciale pour le Bade, Affaires Politiques, Section des P.D.R., No. 1323/5.

Im Gesicht des Feindes den Menschen sehen

Der Absturz einer Lancaster über Freiburg und das Schicksal ihrer Besatzung

Von
ELMAR WIEDEKING

Die Lancaster NG200 AS-V und der Absturzort

Am 27. November 1944 starben bei einem Luftangriff auf die Stadt Freiburg etwa 2.800 Menschen. Zu den Todesopfern zählte auch die Besatzung eines Bombers der Alliierten: sechs junge Soldaten im Dienst der britischen *Royal Air Force* (RAF) und einer der *Royal Australian Air Force* (RAAF). Bei dieser Maschine, deren Wrackteile in Freiburg gefunden wurden, handelte es sich um eine Lancaster I, Serien-Nr. NG200, Kennung AS-V, die zur *166 Squadron* der RAF gehörte. Die Maschine war mit einem H2S-Bodenradar mit gekoppeltem *Air Position Indicator*¹ ausgestattet. Mithilfe dieser Gerätekombination waren präzise Bombenabwürfe ohne Bodensicht möglich. Ein Warngerät, der sogenannte *Fishpond*, sicherte die Maschine vor Jägerangriffen. Im Bombenraum befanden sich eine HC-Bombe zu 4.000 lbs² und fünf SAP-Bomben amerikanischer Bauform zu je 1.000 lbs sowie fünf GP-Bomben und zwei MC-Bomben zu je 500 lbs. Somit betrug die gesamte Bombenfracht 12.500 lbs, etwa 6,25 Tonnen. Hinzu kamen noch größere Vorräte an Munition (Kaliber 7,7 mm) im Innenraum des Flugzeugs für die insgesamt zehn Maschinengewehre des Heck-, Mitteleben- und Frontstandes. Das Flugzeug war im Oktober 1944 in Dienst gestellt worden und hatte erst 29 Flugstunden geleistet. Aufgrund dessen kann man davon ausgehen, dass der Bomber in technisch gutem Zustand war, als er am 27. November 1944 in Kirmington, Mittelengland, um 16.00 Uhr Ortszeit zum Angriff auf Freiburg startete und gegen 20.05 Uhr über der Stadt abstürzte.

Große Rumpfstücke der Maschine wurden nach Zeugenaussagen³ auf einer Wiesenfläche zwischen Lehener- und Breisacherstraße beim Anwesen Kunz-Riehle, Breisacherstr. 109 und Querweg, vorgefunden (Abb. 1).⁴ Hierzu zählten das Leitwerk, eine oder zwei Tragflächen, Motoren, der Vorderteil des Rumpfes und ein Rad des Fahrgestells. Weitere Wrackteile wurden in der Blücherstraße⁵, in der Yorkstraße⁶ und an der Ecke Breisacherstraße-Hartmannstraße bei einem Feuerlöschteich – hier ein Motor und eventuell eine Tragfläche – entdeckt.

Die Lage und der Zustand dieser Teile – einige davon wurden von den Zeugen im Innenraum begangen – lassen darauf schließen, dass der Pilot der NG200 noch eine Notlandung versucht haben könnte und dass die Maschine erst kurz vor dem Aufschlag auf dem Boden in mehrere Teile zerbrach. Die Absturzfläche liegt teilweise im Bereich einer kleinen Flakstellung, die mit

¹ Mechanische Rechenanlage, die die jeweilige Position des Flugzeugs (Ort und Höhe) anzeigte.

² Britische Pfund.

³ Die Namen der Augenzeugen sind dem Autor bekannt und wurden auf deren Wunsch anonymisiert (Augenzeuge A-E).

⁴ Aussagen der Augenzeugen A und D.

⁵ Niederschrift des Augenzeugen B vom 19.9.1993, Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), B1/328 Schachtel 5 Nr. 14.

⁶ Schreiben vom 31.10.2005, Air Historical Branch 2, RAF, Ministry of Defence, Bentley Priory, S. 1, Abs. 4.

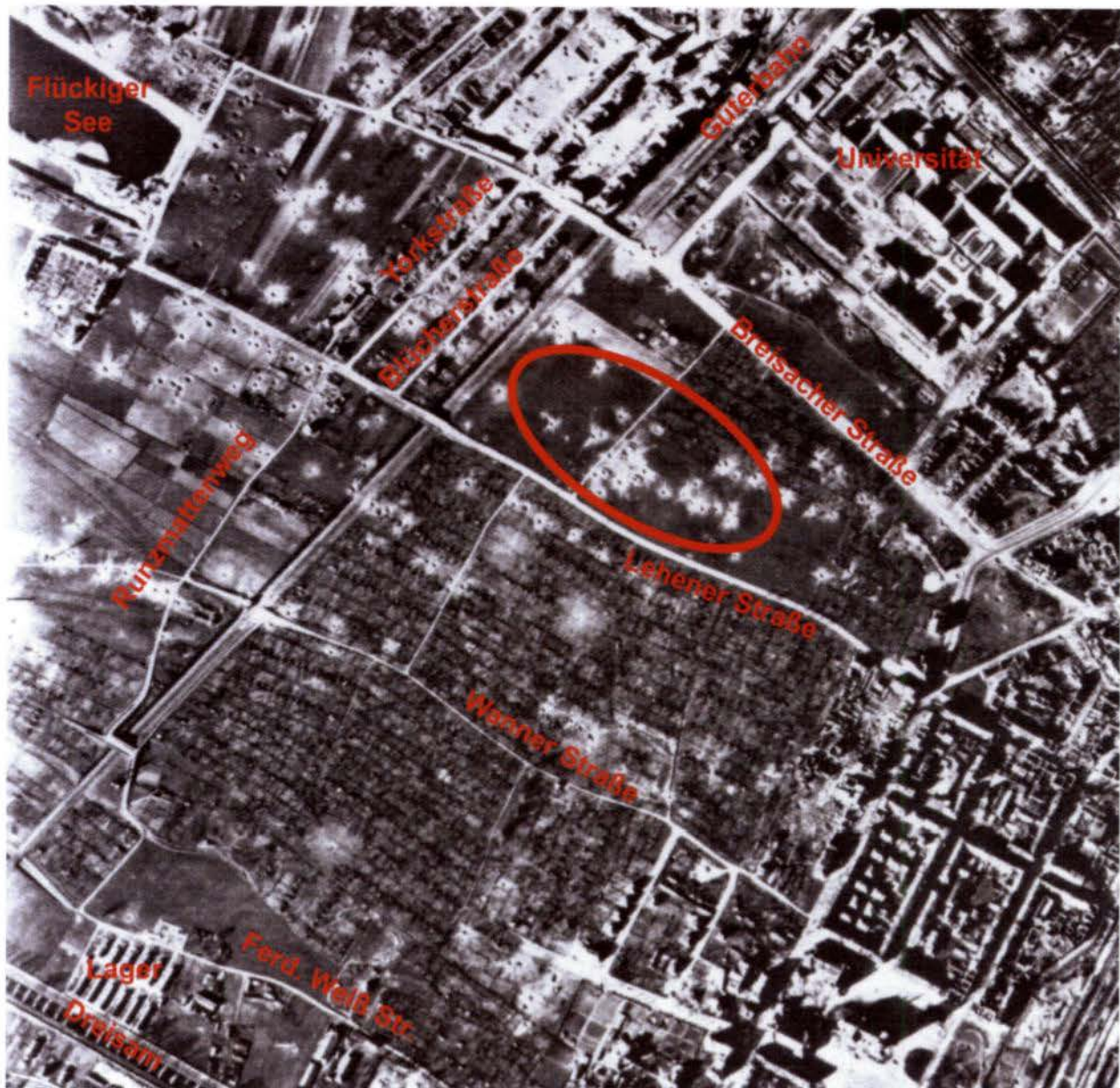


Abb. 1 Die Absturzstelle der Lancaster NG200 über Freiburg (Luftbild vom 19.03.1945, Nr. 4302 106G/4923, Katasteramt Freiburg; bearb. Wiedeking).

drei Flakgeschützen (Kaliber 3,7 cm) bestückt war. Im Einsatzfall wurde diese Stellung mit Soldaten einer Marine-Studenten-Kompanie der Universität bemannt.⁷ Ob diese auch während des großen Luftangriffs auf die Stadt besetzt war, ist nicht bekannt. Da beim Aufschlag der Maschine kein Feuer ausbrach, ist davon auszugehen, dass die Bombenlast zuvor abgeworfen worden war. Zum Zeitpunkt des Aufpralls hatte die Maschine jedoch noch den Treibstoffanteil von ca. 4.900 Litern für den Rückflug nach Kirmington in den Tanks, der aber nicht in Brand geriet. Wurde bisher behauptet, die Besatzung sei nach dem Absturz spurlos verschwunden,⁸ so ergeben neue Erkenntnisse, auf die im Folgenden einzugehen sein wird, ein ganz anderes Bild.

⁷ Aussage des Augenzeugen D.

⁸ GERD R. UEBERSCHÄR: Freiburg im Luftkrieg 1939-1945, Freiburg 1990, S. 238.

Rekonstruktion von Anflug und Absturz

Der Ablauf des Angriffs ist in dem Buch von Gerd Ueberschär „Freiburg im Luftkrieg 1939-1945“ detailliert beschrieben.⁹ Deshalb sollen hier nur einige Informationen zur Situation vor und während des Angriffes bei Breisach sowie in einem etwa 2,5 km langen und etwa 1,5 km breiten Bereich zwischen Betzenhausen im Westen und der Eschholzstraße im Osten ergänzt werden.

In diesem Bereich, der mit der Anflugrichtung der Bomber identisch ist, lag eine ausgeprägte Bombardierungsspur vor dem eigentlichen Ziel, der Kernstadt. Die Aufprallstelle der NG200 sowie die Fundorte der abgesprungenen Besatzungsmitglieder und Ausrüstungsgegenstände wurden ebenfalls in diesem Bereich lokalisiert. Bereits im Anflug auf Freiburg wurde die Lancaster von einem Geschoss, das aus der Flakstellung Hochstetten bei Breisach abgefeuert wurde, getroffen.¹⁰ Major d. R. Dr. Walter Steinbauer, Abteilungskommandeur der Flakstellung, schrieb hierzu in sein Tagebuch:¹¹

Im Laufschrift bergauf zum Gefechtsstand. Dort hört man: schwerer Bombenangriff auf Freiburg. Wir können nur drei Gruppen schießen wegen Muni-Mangel, und doch kommt eine Lancaster herunter, ein schöner Abschuss der Batterie Hochstetten mit nur 12 Schuss Munition!

Der Flaktreffer führte wahrscheinlich zum Ausfall eines der vier Motoren, weshalb die NG200 ihre Flughöhe auf unter 10.000 Fuß, d. h. 3.000 m, reduzieren musste.¹² Die Maschine befand sich zu diesem Zeitpunkt mit einem ausgefallenen Motor in einem Zustand, bei dem der Flug zum Ziel normalerweise nicht abgebrochen wurde. Dabei sank die Fluggeschwindigkeit durch den verringerten Antrieb von ca. 160 auf ca. 140 Meilen pro Stunde. Die Anflughöhe des Hauptverbandes, bestehend aus drei Wellen, lag zwischen 12.000 und 14.000 Fuß (ca. 4.000 und 4.600 m). Die Lancaster war Teil der ersten Angriffswelle. Infolge des Motorsausfalls musste sie wahrscheinlich unterhalb der Flughöhe der ersten Welle des Hauptverbandes fliegen und könnte von dieser überholt worden sein. Die Position war insofern gefährlich, als höher fliegende Flugzeuge des Verbandes ihre Bomben auf die tiefer fliegende Lancaster hätten abwerfen können. Ein Treffer dieser Art ist – entgegen bisheriger Meinung¹³ – im vorliegenden Fall aber auszuschließen, denn wenn eine Bombe das mit Spreng- und Treibstoff beladene Flugzeug getroffen hätte, wäre es mit hoher Wahrscheinlichkeit noch in der Luft explodiert und dabei in kleine Stücke gerissen worden. Unter diesen Bedingungen wären der Absprung der Mannschaft mit dem Fallschirm und das Auffinden von großen Rumpfteilen kaum möglich gewesen. Der Ausschluss eines Bombentreffers wird durch die Tatsache gestützt, dass in dem zusammenfassenden Einsatzbericht (*Summary of Events*) der *166 Squadron* keine Bemerkung zu einem möglichen Bombentreffer zu finden ist.¹⁴ Nur der Gesamteinsatzbericht spricht von dieser Möglichkeit, ohne sie jedoch genau zu beschreiben.

In Betzenhausen-Bischofslinde, im nordöstlichen Ortsbereich, befand sich eine umfangreiche Flakstellung mit Scheinwerfern.¹⁵ Durch die Absenkung der Flughöhe flog die NG200 auf ihrem Kurs in der Schussreichweite der dort befindlichen 3,7 cm-Geschütze.

⁹ Ebd.

¹⁰ NORBERT KRÜGER: Zum Untergang Alt-Freiburgs und Breisachs, in: Schau-ins-Land 91 (1973), S. 106.

¹¹ SILJA MARIA WIEDEKING: Der Fallschirm hing am Nachbarhaus, in: Badische Zeitung vom 25.11.2004.

¹² The Lancaster Manual Part IV, Emergencies, Engine Failure in Flight, handling on three engines, S. 70.

¹³ Vgl. UEBERSCHÄR (wie Anm. 8), S. 237, insb. die Zitate unter Anm. 67: „... was almost certainly caused by a falling bomb“ und „a Lancaster was destroyed over Freiburg by a falling bomb“.

¹⁴ PRO Air 27/1089, ORB Summary Squadron 166 vom 27.11.1944.

¹⁵ Zivilbevölkerung im Bombenkrieg. Die Zerstörung Betzenhausens am 27.11.1944, hg. von THOMAS HAMMERICH, ANDREAS LANGBEIN und PETER OSER, Freiburg 2004, S. 91 (Luftbild vom 19.3.1945).



Abb. 2 Die Besatzung der Lancaster: (v. li. stehend) Stanley Gale, William S. Evans, Richard L. Strachan, William H. (Bill) Holbrook und Thomas D. Ingle; (v. li. kniend) Harold Jackson und George A. Barrett (Bestand Marguerite Sharkey-Holbrook).

Ob die Stellung Bischofslinde zum Angriffsdatum in dem im Luftbild vom 19. März 1945 zu erkennenden Umfang bereits bestand, ist nicht sicher. Tatsache ist aber das Vorhandensein von 3,7 cm-Flakgeschützen. Diese Verteidigungseinrichtung ist den Alliierten bekannt gewesen. Da sie am Beginn des Zielanfluges auf die Stadt lag, ist sie auch bombardiert worden. Dabei wurde nahezu der gesamte Ort Betzenhausen zerstört oder schwer beschädigt. In der Flakstellung selbst gab es fünf Tote. Allein im Ortsbereich Betzenhausen wurden 23 Einschläge großkalibriger Bomben gezählt.¹⁶ Unweit von Betzenhausen wurden südlich neben dem Flückigersee fünf grüne Zielmarkierer abgeworfen, deren Feuerschein durch die dünne Wolkendecke von den Bombern aus deutlich gesehen werden konnte.¹⁷ Im Einsatzbericht des Bombergeschwaders stand hierzu:¹⁸

Der Anflug erfolgte über einer geschlossenen Wolkendecke. Das Zielgebiet war teilweise mit einer Schicht dünner Wolken bedeckt. Die Zielmarkierer der Pfadfinder waren jedoch problemlos durch die Wolken zu erkennen und der Masterbomber gab mehrfach Anweisungen, den Angriffsschwerpunkt von einem Ort an den anderen zu verlagern.

Die NG200 wird ihre Bombenlast mit Sicherheit gleich auf das erste grün markierte Ziel neben dem Flückigersee geworfen haben. Dabei überflog sie die Flakstellung des 2. Zuges der Heimatflakbatterie 46/VII und ist mit großer Wahrscheinlichkeit wegen ihrer niedrigen Flughöhe ein zweites Mal von der Flak getroffen worden. Diese neuerliche Beschädigung hat die Situation des Flugzeugs dramatisch verschlechtert, sodass ein Notlandeversuch und der Absprung, mindestens eines Teils der Mannschaft, die Folgen waren. Bis zum Absturz um 20.05 Uhr verblieben der Mannschaft nach diesem zweiten Treffer noch ca. 40 Sekunden Flugzeit. Eine gerade noch ausreichende Zeit, um mit dem Fallschirm abzuspringen.

¹⁶ Ebd., S. 84.

¹⁷ UEBERSCHÄR (wie Anm. 8), S. 399, Abb. 123 (Ausschnitt Stadtplan Freiburg mit den Positionen der britischen Zielmarkierung zum Angriff am 27. November 1944).

¹⁸ PRO Air (wie Anm. 14); Übersetzung Autor.

Die Mannschaft der Lancaster NG200

Pilot	Flight Lieutenant	RAF	Richard Lyon Strachan	25 Jahre
Flugingenieur	Sergeant	RAF	Harold Jackson	unbek.
Navigator	Flight Sergeant	RAF	Thomas Dennis Ingle	23 Jahre
Funker	Flight Sergeant	RAAF	William Stanley Evans	21 Jahre
Bombenschütze	Flying Officer	RAF	Stanley Gale	20 Jahre
Heckschütze	Flight Sergeant	RAF	George Arthur Barrett	20 Jahre
Mitteobenschütze	Flight Sergeant	RAF	William Henry Holbrook	21 Jahre

– Richard Lyon Strachan war der Sohn von Alexander Lyon und Edith Margret Strachan aus Poole in der Grafschaft Dorset in Südengland. Sein Name findet sich in der „Roll of Honour“ der Stadt Poole.

– Harold Jackson stammte aus Eccleshill, Bradford, England. Sein Name steht auf dem Kriegerdenkmal der Gemeinde. In der Totenliste der St. Lukes Church of Eccleshill wird ihm mit folgendem, in deutscher Übersetzung wiedergegebenen Eintrag gedacht:

Sergeant Harold Jackson – 28. November 1944.

RAFVR¹⁹ – 166th Squadron - Flight Engineer. Sgt. Jackson war Flugingenieur in der Crew von Flight Lieutenant R. L. Strachan RAFVR.

Am 27. November 1944 startete seine Crew von Kirmington, Lincolnshire, um 16.00 Uhr in der Avro Lancaster NG200 zu einem Bombenangriff auf Freiburg. Das Flugzeug stürzte im Zielgebiet ab, niemand überlebte. Die sieben Mitglieder der Besatzung wurden auf dem Soldatenfriedhof Dürnbach in Deutschland beigesetzt.

– Thomas Dennis Ingle war der Sohn von Clifford und Ivy Ingle. Er war verheiratet mit Jessie Ingle. Die Familie stammte aus Rockcliffe, Cumberland, England. Auf dem Grabstein der Familie Ingle auf dem Friedhof in Leeds bei der St. Johns Kirche von Roundhay steht die Inschrift:²⁰

In Erinnerung an unseren zutiefst geliebten Sohn und Bruder, Flight Sergeant Thomas Dennis Ingle RAFVR. Gefallen bei einem Luftangriff auf Freiburg in Alter von 23 Jahren am 27. November 1944.

– William Stanley Evans war der Sohn von Daniel Bird und Ethel Evans. Er wurde am 23. November 1923 in Manly, New South Wales, Australien, geboren. Die Familie wohnte in Mosman, einer Satellitenstadt von Sydney in der Military Road. 1935 bis Dezember 1939 besuchte er das Neutral Bay Intermediate College. Im Anschluss daran arbeitete er als *Junior Shipping Agent* bei der Im- und Exportfirma Tozer Kemsley & Millbourn in Sydney, einem Unternehmen, das sich unter anderem mit der Einfuhr von Kraftfahrzeugen befasste.

Am 10. Dezember 1941 ging William Stanley mit seiner Mutter und zwei Zeugen zum 2 *Recruiting Centre* der RAAF in Woolloomooloo, einem Stadtteil von Sydney. Ohne bislang irgendeine Verbindung zur Fliegerei zu haben, bewarb er sich für den militärischen Flugdienst. Da er noch nicht volljährig war, mussten seine Mutter und zwei unabhängige Zeugen, die ihn seit Jahren kannten, die Bewerbung unterschreiben. Er wurde zunächst für sieben Monate von März bis September 1942 dem 20 *Australian Field Regiment* zugeordnet. Am 12. September 1942 kam er zum fliegenden Personal der RAAF und absolvierte die Grundausbildung an der 2 *Initial Training School* in Bradfield Park bei Sydney. Im Februar 1943 wurde

¹⁹ Royal Air Force Volunteer Reserve.

²⁰ SOPHIE HAZAN/SILJA WIEDEKING: Bericht über T. D. Ingle, in: Yorkshire Evening Post vom 12.12.2004; Übersetzung Autor.

er zur 2 *Wireless and Gunnery School* nach Parkes versetzt. Hier fand seine Ausbildung zum *Wireless Air Operator* (Funkler) statt. Daran schloss sich im Juli 1943 an der 2 *Bombing Air Gunnery School* im südaustralischen Port Pirie eine Ausbildung zum Flugschützen an. Seine Vorbereitung für den Einsatz außerhalb Australiens begann am 20. August 1943 mit der Überstellung zum 2 *Embarkation Depot* in Bradfield Park, von wo aus er vom 20. bis 26. August seinen letzten Heimaturlaub antrat. Der 10. September 1943 war sein Abreisetag von Brisbane. Das Transportschiff erreichte England am 19. Oktober. William Stanley wurde vom 11 *Personal Disposal and Reception Centre* in Brighton in Empfang genommen. Vom 10. bis 15. Januar 1944 verbrachte er einige Tage im Lazarett, bevor er am 1. Februar 1944 zur 4 *Advanced Flying Unit* zur Fortbildung geschickt wurde. Schon am 28. März 1944 wurde er zur 83 *Operational Training Unit* nach Peplow in Mittelengland verlegt. Hier wurden die Mannschaften der Lancaster Bomber zusammengestellt und unter Kampfbedingungen auf die Einsätze vorbereitet. Im Juni wurde er der 11. Luftbasis in Sandtoft oder Blyton zugewiesen. Am 25. August 1944, im Alter von 21 Jahren, kam er zur 166 *Squadron*, die von der Basis Kirmington aus operierte.²¹

- Stanley Gale war der Sohn von Frederick Walter und Lilly Gale aus Hull an der Westküste von England.
- George Arthur Barrett war der Sohn von Landwirt John Henry Barrett und seiner Ehefrau Annie Elisabeth aus South Witham, Lincolnshire, England. Er wurde am 1. Juli 1924 in Peterborough geboren. George besuchte die Schule in Newborough und alle beschrieben ihn als guten Schüler. Von einigen wurde er sogar als „der beste Schüler der Schule“ bezeichnet. George verließ die Lehranstalt im Alter von 14 Jahren, um auf einem Bauernhof in der Nähe seines Wohnortes zu arbeiten. Schon in jungen Jahren hatte er seine Leidenschaft für das Fliegen entdeckt und trat bald in das *Air Training Corps* in Peterborough ein. Am 13. Februar 1942 meldete sich George zur RAF. Nach der Grundausbildung entschied er sich freiwillig, beim fliegenden Personal zu dienen. Er begann eine Ausbildung als Funkler und Flugschütze. Nach halber Ausbildungszeit ging ihm das zu langsam, denn er wollte unbedingt fliegen, und er ließ sich an einer *Air Gunnery School* zum Flugschützen ausbilden. Nach erfolgreichem Abschluss wurde er zu einer *Operational Training Unit* versetzt. Hier wurden die Soldaten unter simulierten Kampfbedingungen praktisch ausgebildet. Am 28. August 1944 flog George in der 166 *Squadron* mit seiner Mannschaft unter Captain Strachan seinen ersten Kampfeinsatz auf Stettin.²²
- William Henry Holbrook war der Sohn von Harry und Susan Holbrook aus Castleford in Yorkshire, England. William Henry, genannt Bill, wurde am 15. Oktober 1923 dort geboren. Er hatte drei Geschwister, wovon die jüngste Schwester Marguerite noch heute lebt. Bill besuchte die römisch-katholische St. Josephs Schule in Castleford. Er wurde Tischler und arbeitete in einem angesehenen Handwerksbetrieb. Seine Liebe zur Fliegerei führte ihn jedoch schon bald als *Air Cadet* in das *Air Training Corps* zu einer vormilitärischen Ausbildung. Als Bill in Folge des Flugzeugabsturzes über Freiburg starb, war er 21 Jahre alt.

²¹ National Archives of Australia, Defence Records series A9301, item number 425563.

²² PAUL COOPER: Killed in Action, Part 5: A Story of Newborough Men killed in action during WW2, George Arthur Barrett, Peterborough o. J.

Am 28. November 1944 schrieb D. A. Garner, RAF *Wing Commander* der *166 Squadron*, an Bills Vater einen Trauerbrief, der das Leben der Familie so einschneidend veränderte (Abb. 3):²³

Das Flugzeug, dessen Bordschütze er war, startete am 27.11.1944, um die Stadt Freiburg in der Nacht anzugreifen. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört. Gleichzeitig versuchte der Commander Trost zu spenden und ein wenig Hoffnung auf ein Überleben zu machen: Bitte bedenken Sie, dass sich in einer großen Zahl der Fälle Besatzungen, die zunächst als vermisst gemeldet wurden, später als Gefangene herausgestellt haben. Doch sein Nachsatz zeigte, wie gering die Chancen waren, überlebt zu haben: Sein gesamtes Eigentum haben wir gesammelt und es wird Ihnen in Kürze durch das Air Ministry zugehen.

So endete das hoffnungsvolle Leben von Bill, der in einem Brief im Mai 1943, den während seiner Ausbildung zum Funker und Bordschützen in Blackpool an seine Tante sandte, noch enthusiastisch schrieb:²⁴

Ich bin jetzt einer der Vielen, deren einziges Ziel es ist zu fliegen und den Jerries [=Deutschen] alles, was sie uns angetan haben, zurückzuzahlen. Wir werden es hundert Prozent besser und noch viel härter machen.

Sein militärischer Werdegang konnte aus seinen Service Records nachgezeichnet werden.²⁵ Am 6. Januar 1942 untersuchte ihn die Musterungskommission. Am 12. Januar wurde er in die Stammrolle eingetragen und dem *2 Reception Centre* in Cardington zugeordnet. Einen Tag später entschied das *Air Crew Selection Board*, dass er zum *Air Gunner/Wireless Operator* ausgebildet werden sollte und versetzte ihn in die Reserve. Fünf Monate später begann am 14. Juni die Ausbildung mit der Einberufung zum *3 Reception Centre* in Padgate. Hier bekam Bill seine erste militärische Ausbildung, erhielt zahlreiche Impfungen und erlernte die Grundbegriffe eines Soldaten. Am 9. August fand er sich zur ersten Ausbildung zum *Air Gunner* an der *10 Air Gunnery School* auf der Insel Walney bei Barrow in Furness ein, ehe er am 10. Dezember 1942 zur *2 Signals School* (Funkerschule) nach Yatesbury/Cherhill in Wiltshire versetzt wurde. Seine dortige Ausbildung endete nach fünf Monaten am 26. Mai 1943 mit der Abordnung zum Hauptquartier nach Blackpool. Ab 1943 wurden unter *Air Marshall Harris* nahezu alle zweimotorigen Bomber gegen leistungsstärkere viermotorige ausgetauscht. Zuvor auf zweimotorigen Maschinen ausgebildete Mannschaften, so auch Bill, mussten auf die neuen viermotorigen Flugzeuge und die in ihnen vorhandenen Waffensysteme, Navigations- und Zieleinrichtungen umgeschult werden. Am 2. Juni 1943 kam der junge Holbrook deshalb nach Eastchurch in Kent, wo er mit den Radargeräten zur Flugüberwachung und H2S zur Navigation vertraut gemacht wurde. Alle Bordschützen wurden auch als Funker und somit am Radar ausgebildet. Ab dem 8. Juli 1943 war er beim *14 Initial Training Wing* in St. Leonhards/Hastings stationiert und erhielt eine erste Einweisung im Umgang mit der viermotorigen Lancaster sowie eine Schulung in Flugzeugerkennung. Schon nach einem Monat wurde er zur *1 Air Gunnery School* nach Pembrey in Wales abkommandiert und dort in den Umgang mit den neuen Waffen eingewiesen. Zwei Monate später kam er zur *83 Operational Training Unit* nach Peplow in Mittelengland. Hier wurden in einem persönlichen Auswahlverfahren die Mannschaften der Bomber zusammengestellt. Die einmal gebildete Besatzung blieb dann bestehen bis sie durch Tod oder Ende der Einsätze getrennt wurde. Acht Monate wurde sie danach unter Kampfbedingungen geschult, ehe am 23. Juni 1944 ihre Abordnung zur *11 Base* nach Sandtoft oder Blyton erfolgte. Seit dem 25. August startete Bill mit seiner Mannschaft in der *166 Squadron* vom Flugplatz Kirmington, heute „Humber International Airport“, zu insgesamt 22 Einsätzen. Darüber hinaus enthalten seine *Personal*

²³ Bestand Marguerite Sharkey-Holbrook.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.



From Wing Commander D.A. Garner, D.S.O.,
Royal Air Force Station,
Kirmington,
Lincolnshire.

28th. November, 1944.

Dear Mr. Holbrook,

May I be permitted to express my own and the Squadron's sincere sympathy with you in the sad news concerning your son, Flight Sergeant William Henry Holbrook.

The aircraft of which he was the Mid-Upper Gunner took off to attack Freiburg on the night of the 27th. November, 1944, and nothing further has been heard.

You may be aware that in quite a large percentage of cases aircrew reported missing are eventually reported prisoner of war and I hope that this may give you some comfort in your anxiety.

Your son was a most proficient member of a good crew and his loss is deeply regretted.

It is desired to explain that the request in the telegram notifying you of the casualty to your son was included with the object of avoiding his chance of escape being prejudiced by undue publicity in case he was still at large. This is not to say that any further information about him is available, but is a precaution adopted in the case of all personnel reported missing.

His effects have been collected and will be forwarded to you in due course through Air Ministry channels.

In the meantime you may rest assured that should any further news of your son be received you will be notified immediately.

Yours very sincerely,

H. Holbrook, Esq.,
75, Fryston Road,
Airedale,
Near Castleford,
Yorks.

Service Records nur noch vier weitere Eintragungen: *Missing* (Vermisst) Freiburg 27. November 1944, *War Casualty* (Kriegsverlust) 28. November 1944, *Death probable* (Tod wahrscheinlich) 28. November 1944, *Killed in Action* (Im Kampf gefallen) 28. November 1944.

Fundorte der Soldaten und ihrer Ausrüstung

Ganz in der Nähe der Aufprallstelle der NG200 befinden sich auch die Fundorte von Soldaten der Mannschaft. Drei von ihnen wurden von Augenzeugen am Morgen nach dem Angriff oder zwei Tage später gesehen. Zwei der toten Soldaten wurden erst im Juni 1945 durch das amerikanische und französische Militär entdeckt. Zu den zwei fehlenden Soldaten der Flugzeugbesatzung, R. L. Strachan und H. Jackson, sind keine Fundorte bekannt:

- Fundort Blücherstr. 11: toter Soldat, wahrscheinlich Flight Sergeant William Stanley Evans, im Garten teilweise im Boden liegend, im Fliegerkombi, eine Hand abgerissen. Gefunden durch den Augenzeugen B.
- Fundort Blücherstr. 13: Flight Sergeant Dennis Thomas Ingle, mit Fallschirm an der Dachrinne hängend, Kopfhörer und Fliegerhaube, im Fliegerkombi mit *Sachen an den Knien*. Gefunden durch den Augenzeugen B.
- Fundort Runzmattenweg, auf halber Strecke zwischen Lehenerstraße und Wannerstraße: toter Soldat am Boden liegend, wahrscheinlich Flight Sergeant George Arthur Barrett, Fallschirm in einem Kirschbaum. Gefunden durch den Augenzeugen C.
- Fundort Yorkstr. 2: Flying Officer Stanley Gale, tot unter den Trümmern des Hauses. Gefunden im Juni 1945 durch die französische Militärregierung von Freiburg.
- Fundort *nahe der Yorkstraße*: Flight Sergeant William Henry Holbrook. Gefunden unter Trümmern im Juni 1945 durch die amerikanische *55th Air Disarmament Squadron(P)*.
- Fundort Blücherstr. 11: zwei Taschentücher mit dem Aufdruck „RAF“ und dem in Tinte geschriebenen Namen „T.D. Ingle“.²⁶ Gefunden durch den Augenzeugen B.
- Fundort Breisacher Str. 5: In einem Bombentrichter im Garten wurden ein Fallschirm, zwei englische Pistolen und Vitamintabletten gefunden. Berichtet durch den Augenzeugen A.

Absturzmeldungen der NG200

Über die Sicherung von Luftwaffenbeute sowie die Behandlung von Kriegsgefangenen und Toten wurde ein Merkblatt für den Dienstgebrauch veröffentlicht. Der Verteiler sah vor, dieses Merkblatt²⁷ bis zu den einzelnen Kompanien zur Kenntnis zu geben und zur eingehenden, regelmäßig zu wiederholenden Unterrichtung jedes Angehörigen der Einheit zu verwenden. Aus der Fülle der dort notierten Vorschriften werden hier nur diejenigen herausgegriffen, die für die Behandlung der Mannschaft und des Materials der NG200 von Belang gewesen wären:

Bei Festnahme von gegnerischen Soldaten ist sofort die nächste Dienststelle der Bodenorganisation der Lw. [=Luftwaffe] zu benachrichtigen.

Das Auffinden von toten Angehörigen der gegnerischen Lw. ist unverzüglich der nächsten Dienststelle der Bodenorganisation der Lw. zu melden.

Schwerverwundete Kriegsgefangene sind möglichst in ein Lw. Lazarett einzuliefern. Überführung in ein ziviles Krankenhaus oder Behandlung durch einheimische Ärzte darf nur in äußersten Notfällen zugelassen werden.

Bei Beobachtung eines Flugzeugabsturzes, einer Notlandung oder eines Fallschirmabsprunges ist jedermann zur sofortigen Meldungserstattung verpflichtet.

²⁶ WIEDEKING (wie Anm. 11).

²⁷ Merkblatt über Sicherung von Luftwaffenbeute und Behandlung von Kriegsgefangenen der Luftwaffe, Bundesarchiv Militärarchiv, Amtsdrucksachen RLD24/19.

Die Meldung des Absturzes der NG200 erfolgte jedoch nicht an die zum Zeitpunkt des Absturzes am Freiburger Flughafen stationierte, nur etwa einen Kilometer entfernte nächstgelegene Fliegerhorstkommandantur E(v)211/XII. Die erste nachweisbare Abschussmeldung stammt vielmehr von der Fliegerhorstkommandantur A7/VII und ist mit dem Datum 4. Dezember 1944, sieben Tage nach dem Ereignis, versehen. Dieses Dokument wurde von den Alliierten im „Dulag Luft“ in Wetzlar (Verteilungslager des Durchgangslagers Luft in Oberursel) beschlagnahmt. Es enthält den Hinweis auf den Bestattungstermin 3. Dezember 1944 und neben anderen technischen Informationen die Namen von vier toten Soldaten, T. D. Ingle, W. S. Evans, H. Jackson und G. A. Barrett. Ein Soldat wurde als unbekannter Toter bezeichnet. Es war nach jetziger Kenntnis der Pilot R. L. Strachan. Diese fünf Soldaten wurden neben dem Jüdischen Friedhof in einem Bombentrichter bestattet. Das Dokument trägt weder Unterschrift noch eine Ortsbezeichnung der ausstellenden Kommandantur, liegt im Archiv der RAF, *Ministry of Defence, Bentley Priory, Historical Branch 2* im *Burial File* der Mannschaft der NG200 und wurde nicht zur Kopie freigegeben.²⁸ Zum Erstellungszeitpunkt dieser Abschussmeldung befand sich die Fliegerhorstkommandantur A7/VII mit großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr auf dem Freiburger Flugplatz. Der Standort dieser Fliegerhorstkommandantur wird zu dieser Zeit mit „im Raum Luftgaukommando VII“²⁹ angegeben. Es ist jedoch anzunehmen, dass diese Kommandantur in der Nähe des Absturzortes war und tätig wurde. Zeuge E befragte F.S. und berichtet:³⁰

Ich sprach mit Nachbar F.S. Jg. 1930, eingessener Freiburger. Dieser bestätigte den Abschuss, allerdings in Zähringen, Freiburg Nord, Nähe Flugplatz. (...) Er wisse das insofern ganz genau, da in seinem Haus ein deutscher Leutnant einquartiert war, der nach dem Angriff ausrückte, die abgesprungenen Briten gefangen zu nehmen. Es wären derer offenbar mindestens zwei Mann gewesen, der Pilot sei tot am Steuer gesessen. Nach diesem Einsatz habe der Leutnant die Verpackung der eisernen Ration, allerdings leer, mitgebracht und F.S. geschenkt. Bemerkenswert sei die Kunststoffverpackung, in Deutschland noch unbekannt, und die dem Körper angepasste Form. F.S. hat dieses Relikt bis vor einigen Jahren aufbewahrt gehabt.

Dass es sich bei der A7/VII um eine frei bewegliche Kommandantur gehandelt hat, die die Abschussmeldung der NG200 auf einfachem Papier ohne Formularcharakter verfasste, ist aufgrund der nicht vorhandenen Unterschrift und Ortsangabe ziemlich sicher. Auch eine irgendwie geartete Kontaktaufnahme dieser Meldestelle mit den Behörden oder der Luftwaffe in der Stadt Freiburg ist offenbar nicht erfolgt. Jedenfalls handelte es sich um eine Einheit, die genau wusste, was den militärischen Vorschriften entsprach. Ihre Abschussmeldung und die Mitteilung von „Feindbrüchen“ erreichte die vorgeschriebene Meldestelle „Dulag Luft“ und wurde in der Zentralkartei und Meldestelle registriert.

Die Kommandantur A7/VII war vor dem Absturz der NG200 von März bis Juli 1944, zusätzlich zu der Kommandantur E(v)211/XII, auf dem Flughafen Freiburg stationiert und damit mit dem örtlichen, militärischen und politischen Umfeld sicher vertraut. Die Handlungsfreiheit dieser Kommandantur ließ auch eine geheime Bestattung von fünf Besatzungsmitgliedern der abgestürzten Lancaster zu. Aus einem weiteren von den Alliierten beschlagnahmten deutschen

²⁸ Schreiben vom 1.2.2006, Air Historical Branch (wie Anm. 6), S. 1.

²⁹ GIANFRANCO MATTIELLO: Fliegerhorstkommandanturen und Flugplätze der deutschen Luftwaffe 1935-1945. Einsatzorte und Einsatzzeiten, Osnabrück 2000, S. 77.

³⁰ Schreiben vom 27.1.2004 des Zeugen E an den Autor.

Dokument geht hervor, dass der Absturz der NG200 noch einmal, 21 Tage nach dem Ereignis, am 18. Dezember 1944 um 22.50 Uhr durch die Fliegerhorstkommandantur E(v) 234/VII per Fernschreiben an das „Dulag Luft“ in Oberursel gemeldet wurde.³¹ Die darin enthaltene Angabe über das Schicksal der Mannschaft – vier tot, drei unbekannt – ist unzutreffend. Zum Zeitpunkt der Besichtigung der Absturzstelle durch die oben genannte Fliegerhorstkommandantur oder deren Werftabteilung in Freiburg sind bereits fünf Besatzungsmitglieder am 3. Dezember 1944 ohne erkennbare Bezeichnung der Grabstelle (siehe Meldung vorher) – und somit außerhalb der Legalität – in einem Bombentrichter bestattet worden.³² Bemerkenswert ist, dass auch diese erneute Meldung des Absturzes von einer Kommandantur abgegeben wurde, die im November 1944 nicht mehr an ihrem eigentlichen Standort in Eutingen bei Tübingen, sondern „im Raume des Luftgaukommandos VII“ stationiert war.³³ Auch hier wurde die eigentlich in Freiburg zuständige Fliegerhorstkommandantur E(v)211/XII umgangen. Da die Meldung vom Leiter der Werftabteilung (v)113/XII Eutingen, unterzeichnet ist, kann man davon ausgehen, dass diese Werftabteilung noch am Flugplatz Eutingen stationiert war.

Ob die Fliegerhorstkommandantur A7/VII die Fliegerhorstkommandantur E(v)234/VII angewiesen hat, ihre Werftabteilung mit der Trümmerbeseitigung der Lancaster zu beauftragen, ist nicht zu klären. Jedenfalls liegt der Gedanke an ein gewolltes Zusammenwirken der beiden frei beweglichen Kommandanturen nahe. Es liegen keine Gründe vor, warum die zu diesem Zeitpunkt noch immer zuständige Fliegerhorstkommandantur in Freiburg ein zweites Mal umgangen wurde.

Die in dem Fernschreiben der Werftabteilung aus Eutingen enthaltene Feststellung, dass alle Funk- und Navigationsgeräte, die sich im gut erhaltenen Rumpf des Flugzeugs befanden, zerstört und deren Typen nicht mehr feststellbar waren, hing sicherlich mit dem Auslösen des Detonators zusammen. Mithilfe dieser Einrichtung konnte der Flugingenieur oder der Pilot diese Geräte per Knopfdruck unbrauchbar machen. Allerdings war die Funktion doppelt gesichert, um ein unbeabsichtigtes Auslösen im Flug zu vermeiden.³⁴ Nach Aussage eines Augenzeugen waren die Wrackteile lange Zeit frei zugänglich und unbewacht, sodass sich ein Kind, das sich an einem Maschinengewehr zu schaffen machte, eine Handverletzung zuzog.³⁵ Die Frage, ob und welche Besatzungsmitglieder möglicherweise den Absturz überlebt haben, kann nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden. Die Beobachtung, dass im Flugzeugwrack zwei oder drei Fliegerkombis und -hauben lagen, unterstreichen die Möglichkeit, dass Soldaten den Absturz überlebt haben könnten.³⁶ Fliegerhauben alleine bestätigen jedoch nur die Ausführung der Notfallvorschrift, nach der die Soldaten ohne Fliegerhaube abzuspringen hatten. Bei diesen Überlebenden der Mannschaft könnte es sich um den Piloten Strachan, den Mitteobenschützen Holbrook und den Flugingenieur Jackson gehandelt haben. Durch welches Ereignis Strachan und Jackson letztlich starben und in die Gruppe der fünf beim Jüdischen Friedhof verscharrten Soldaten kamen, bleibt ungeklärt.

³¹ Air Historical Branch (wie Anm. 6).

³² Schreiben vom 31.10.2005, ebd., S. 1, Abs. 3.

³³ MATTIELLO (wie Anm. 29), S. 95.

³⁴ The Lancaster Manual, Section 10 Electrical and Radio Installations, Para 54.

³⁵ Augenzeuge A.

³⁶ Dito.

HUNDREDS										TENS										UNITS										FL. LF. FL. M. EA.			
NON OP	YEAR	MONTH	DAY	SQUADRON				TYPE OF A/C				CAUSE																					
OC	DATE	TYPE	SERIAL No.	GP.	SO.	L	TIME OFF	BASE	TARGET	E.T.A. TARGET	FUEL	A.U.W.	BOMB LOAD																				
REF. 257	27.11.44	Lancaster	MG 200	1	185			Wormington	Freiburg				Bombs - Reading 4950N/0030E 4910N/0300E. 4945N/0400E Target 4750N/0745E. 4800N/0600E																				
DAY 1906																																	
SPEC.																																	
CREW - NAME RANK NO.																																	
PILOT	Strachan R.A. 152397 97																																
NAV.	Ingle 1682129 915. dead																																
W. OP.	Evans W.S. 4424563 97B. dead																																
FE.	Jackson J 1592864 97 dead																																
S.A.	Gale S 154202 970. dead																																
R.A.C.	Holbrooks J.H. 1622836 97B.																																
R.E.	Barrett G.A. 162357 97B. dead																																
														recovered in ruins of city of Freiburg Temp. interned in Prof. Feld 31 st Quartelhof Verwalter Central Cemetery																			
														1 unknown dead.																			
SPECIAL EQUIPMENT										SOURCES OF INFORMATION										TARGET													

Abb. 4 Verlustmeldung der Lancaster NG 200 (RAF-Archiv Hendon-London).

Vielleicht hat auch der Bombenschütze S. Gale den Absprung überlebt. Nachdem er sich von seinem Fallschirm befreit hatte, suchte er wahrscheinlich im Haus Yorkstr. 2 Schutz vor dem Luftangriff. Hierfür spricht der bereits erwähnte Fund eines Fallschirms, zweier britischer Pistolen und von Vitamintabletten nahebei. Das Anwesen Yorkstr. 2 wurde jedoch von den Bomben getroffen und total zerstört. Dies könnte erklären, warum der Leichnam von Gale im Juni 1945 unter den Trümmern des Hauses entdeckt wurde.

Wo wurde die tote Besatzung bestattet?

Die erste Mitteilung über das Schicksal der Mannschaft der NG200 erhielt das Britische Luftfahrtministerium im Februar 1945 vom Internationalen Roten Kreuz.³⁷ Es wurde bestätigt, dass vier Soldaten, T. D. Ingle, W. S. Evans, H. Jackson und G. A. Barrett, getötet wurden. Ein unbekannter Soldat, wahrscheinlich R. L. Strachan, wurde in diesem Schreiben ebenfalls als tot gemeldet. Die Mitteilung zitiert eine Totenliste Nr. 262 und bestätigt gleichzeitig, dass die fünf toten Soldaten am 3. Dezember 1944 auf dem Jüdischen Friedhof der Stadt Freiburg begraben wurden.³⁸

³⁷ Schreiben vom 31.10.2005, Air Historical Branch (wie Anm. 6), S. 1, Abs. 3.

³⁸ Die RAF stuft dieses Dokument heute noch als geheim ein und verweigerte eine Kopie.

Ein Augenzeuge berichtet, dass Kriegsgefangene ein totes Besatzungsmitglied in einem Bombenkrater vergraben hätten:³⁹

Ich war zur Zeit des Flugzeugabsturzes Lehrling der Reichsbahn und am Güterbahnhof tätig. Drei Tage nach dem Absturz musste ich die tägliche Stärkemeldung der zu verpflegenden Kräfte erstellen. Dazu gehörten auch die russischen und armenischen Kriegsgefangenen im Lager des Reichsbahnbetriebswerkes. Schon vor dem Angriff stand ich mit diesen Gefangenen in täglichem Kontakt. Die Gefangenen waren im Obergeschoss des Maschinenhauses des Güterbahnhofs untergebracht. Die Wachmannschaften befanden sich im Untergeschoss. Während des Angriffes vom 27. November 1944 hatten die Wachmannschaften und die Gefangenen Schutz im Keller des Maschinenhauses gesucht. Die Gefangenen berichteten mir kurz nach dem Absturz, dass sie einen toten Soldaten aus dem Flugzeugwrack in der Nähe des Bahndammes in einen Bombenrichter legen mussten und mit Boden zugedeckt hätten. Ich habe keinen Zweifel, dass die Aussage der Kriegsgefangenen, zu denen ich ein gutes Verhältnis hatte, richtig ist. Insgesamt war die Behandlung der Gefangenen durch die Wachmannschaften gut. Es gab jedoch eine Person, die die Gefangenen nicht anständig behandelte.

Entgegen der bestehenden Befehle, die jeder Kompanie durch schriftlichen Verteiler bekannt waren und nach denen Tote der nächstgelegenen Luftwaffendienststelle zu melden waren, erteilte also die Wachmannschaft den Befehl, den Toten illegal zu beseitigen. Bei dem von den Kriegsgefangenen am Bahndamm der Güterbahn bestatteten Soldaten handelt es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um W. H. Holbrook. Er wurde im Juni 1945 von der amerikanischen *55th Air Disarmament Squadron (P)* unter *Trümmern in der Nähe der Yorkstraße* gefunden und auf dem Hauptfriedhof Freiburg bestattet. Seine Grablage wird mit Feld 31 Grab 2F angegeben.⁴⁰ Nachforschungen in den Aufzeichnungen der Friedhofsverwaltung bestätigen diese Angabe nicht. Sie sagen aus, dass neben dem Grab von Stanley Gale nur noch ein anderer „Engländer“ namens Les Harris bestattet wurde. W. H. Holbrook wurde dennoch auf dem Hauptfriedhof gefunden, exhumiert und neben seinen fünf gefallenen Kameraden in Dürnbach beigesetzt.

Der letzte Soldat der Mannschaft, Flying Officer Stanley Gale, wurde von der französischen Militärbehörde einem englischen *Missing Research and Enquiry Team* übergeben und am 8. Juni 1945 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beerdigt.⁴¹ Er ist bislang der einzige Soldat der NG200, für den es ordnungsgemäße Bestattungsdokumente aus Freiburg gibt. Stanley Gale wurde ebenfalls exhumiert und am 13. August 1948 in einem Einzelgrab auf dem britischen Soldatenfriedhof in Dürnbach wieder begraben (Abb. 5).

Ein im Juni 1947 entstandener Bericht der *2 Missing Research and Enquiry Unit* der RAF bestätigt, dass Untersuchungen über das Schicksal und den Verbleib der Mannschaft der NG200 am 15. und 25. Mai 1947 durchgeführt wurden.⁴² Bei diesen Untersuchungen wurden auch Bürger, die in der Nähe des Jüdischen Friedhofes wohnten, verhört. Das Ergebnis der Befragungen erbrachte nur wenige neue Erkenntnisse. Ausgesagt wurde lediglich, dass ein englischer viermotoriger Bomber in der Yorkstraße abgestürzt sei. Außerdem kam es in der Angriffsnacht zu einer Evakuierungswelle aus der Stadt, weswegen die englischen Ermittler niemanden fanden, der die Soldaten oder ihre Überreste gesehen hatte. Alle Verhörten nahmen an, dass die Körper der toten Soldaten durch Luftwaffenangehörige vom nur 1.000 Meter von der Absturzstelle entfernten Flughafen geborgen wurden.

Im Zuge dieser Nachforschungen wurde am 15. Mai 1947 auf dem Jüdischen Friedhof nach den Gräbern der fehlenden fünf Soldaten gesucht.⁴³ Außerdem wurden sowohl das Zimmer des zuständigen Bürgermeisters als auch die Räume der Friedhofsverwaltung nach entsprechenden

³⁹ Gespräch des Autors mit Zeuge D am 5.1.2006.

⁴⁰ Schreiben vom 31.10.2005, Air Historical Branch (wie Anm. 6), S. 2, Abs. 4.

⁴¹ Bestattungsregister des Freiburger Hauptfriedhofs von 1945, S. 188, OZ 1300.

⁴² Schreiben vom 31.10.2005, Air Historical Branch (wie Anm. 6), S. 1, Abs. 4.

⁴³ Ebd., S. 2, Abs. 2.



Abb. 5 Grabstein des Flugoffiziers Stanley Gale auf dem Soldatenfriedhof Dürnbach, Gemeinde Gmund am Tegernsee (Foto: R. Baumgartner, Gemeinde Gmund).

Aufzeichnungen durchsucht; jedoch wurden nirgends Hinweise auf Gräber in oder neben dem Jüdischen Friedhof gefunden. Auch der Verwalter des Jüdischen Friedhofes wurde befragt. Dieser konnte aber nicht weiterhelfen, da er noch in der Angriffsnacht die Stadt verlassen und somit keine Kenntnis von der Bestattung am 3. Dezember 1944 hatte.

Unter Berufung auf die Angaben in der deutschen Totenliste Nr. 262 wurde am 25. Mai 1947 der Jüdische Friedhof nochmals überprüft. Durch die Mithilfe eines Obergärtners des Hauptfriedhofs, der an der Untersuchung teilnahm, wurde das Grab der fünf Soldaten schließlich gefunden. Es befand sich nach Angaben des *Air Historical Branch* auf einer *unbepflanzten Fläche außerhalb der westlichen Friedhofsmauer am Ende des Friedhofs* in einem Bombenrichter. Der Grabbereich war mit Schutt und Unkraut überdeckt und musste erst freigelegt werden. Am 10. August 1948 wurde das Grab der fünf Soldaten geöffnet. Die Bedingungen, unter denen die Toten bestattet und vorgefunden worden waren, ließen nach Angabe der britischen Behörde eine einzelne Identifizierung nicht mehr zu. Die Tatsache, dass vor der irregulären Bestattung mindestens drei der Soldaten von Augenzeugen als körperlich „intakt“ gesehen wurden, lässt vermuten, dass die Auskunft des *Air Historical Branch* über den Zustand der exhumierten Toten nicht zutreffend sein muss.

Im Wissen, dass folglich spätestens am 25. Mai 1947 den städtischen Ämtern die Grablage aller sieben Soldaten bekannt war, mutet es unverständlich an, dass das Bürgermeisteramt der Stadt Freiburg in einem Beschluss vom 1. August 1947 die Suche nach vermissten Soldaten der Vereinten Nationen als ergebnislos darstellt.⁴⁴ Hierbei berief man sich auf eine am 30. Juni

⁴⁴ Nachforschungen nach Angehörigen der Vereinten Nationen, Beschluss des Freiburger Gemeinderats vom 1.8. 1947, StadtAF, C5/770.

1947 gestartete Suchaktion in der Bevölkerung sowie beim Friedhofsamt und bei der Kriminalpolizei. Die Nachforschungen bei diesen Dienststellen blieben angeblich ohne Resultat. Ob die Tatsachen aus Unwissenheit oder bewusst verschwiegen wurden, ist nicht mehr zu klären. Es bleiben jedoch große Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Ermittlungen und der Richtigkeit der Aussagen der Polizei sowie der städtischen Behörde. Dies umso mehr, da ein Augenzeuge seine Beobachtungen zu Protokoll gab und das Auffinden eines toten Soldaten und eines Ausrüstungsgegenstandes beschrieb.⁴⁵ Die gleiche Person wiederholte und ergänzte die Angaben im Jahre 1993 nach einem Aufruf in der Badischen Zeitung: *Am Hause Nr. 13 hing an einem Fallschirm, noch ganz fest angehängt, ein toter Flieger, samt Kopfhörern, die Sachen an den Beinen ...*

Nur wenige hundert Meter von der Absturzstelle in der Nähe des Jüdischen Friedhofs befand sich in besagter Schreckensnacht eine Scheinwerferstellung des 1. Zuges der Heimatflakbatterie 46/VII. Durch Bombentreffer hatte diese Batterie drei Todesopfer unter den Luftwaffen Helfern der Jahrgänge 1927/28 zu beklagen. In zwei Berichten wird der Absturzvorgang der NG200 nicht erwähnt, obwohl er in Sichtweite dieser Stellung erfolgte. In einem der Artikel wird lediglich von Flugzeugtrümmern an der Lehenerstraße berichtet.⁴⁶

Im Gesicht des Feindes den Menschen sehen

Im Laufe des Krieges verloren Menschen in unserem Land immer öfter den Respekt vor wehrlosen Gegnern. Menschen verlernten, den Menschen im Gesicht des Gegners zu erkennen. Sie quälten oder töteten aus Rache Überlebende und verachteten die Toten.

Die politisch und militärisch Verantwortlichen in Deutschland griffen nicht gegen diese ungesetzliche Gewalt ein. Sie förderten und duldeten diese Gewalt durch Erlasse⁴⁷ und Handlungsanweisungen⁴⁸, die den wehrlosen Gegnern den Status von Kriegsgefangenen aberkannnten und sie zu Kriegsverbrechern machen sollten. In diesem Umfeld liegt die Frage nahe, ob die Mitglieder der Besatzung der Lancaster nach dem Absturz – tot oder lebend – entsprechend der gültigen internationalen Konventionen behandelt wurden. Nach sorgfältiger Analyse der vorliegenden Erkenntnisse bestehen zumindest für den Zeitraum zwischen dem Absturz am 27. November und dem Bestattungstag von fünf Soldaten am 3. Dezember 1944 Zweifel an der humanen und legalen Behandlung von Mannschaftsmitgliedern. Es ist nach den vorliegenden Kenntnissen davon auszugehen, dass einige Soldaten – möglicherweise verletzt – zunächst überlebt haben. Die Feststellung, dass weder 1944 noch 1945 in Freiburg sowohl von städtischen als auch militärischen Stellen Dokumente über den Absturz der NG200 und den Verbleib der Mannschaft vorliegen, kombiniert mit der damals vertretenen und inzwischen durch Augenzeugen widerlegten Aussage, man habe von den toten Soldaten nichts mehr gefunden, kann als Schutzbehauptung gewertet werden.

⁴⁵ Augenzeuge B. Zur Niederschrift bei der Stadtverwaltung Freiburg am 30.6.1947, ebd.

⁴⁶ HEINZ LÖSCH: Die Fliegerabwehr in Freiburg 1939-1945. Erinnerungen, in: Freiburg in Trümmern 1944-1952. Bild- und Textdokumentation, Teil II, hg. von Walter Vetter, Freiburg 1984, S. 37; WALTER VETTER: Fliegerabwehr – und doch keine, in: ebd., S. 41.

⁴⁷ Nazi Conspiracy and Aggression, Volume III. USGPO, Washington 1946, S. 526-528, 530-532 und 537f. (www.ess.uwe.ac.uk/genocide/aviators1.htm); Schnellbrief, Der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Inneren, S-VC 1 Nr. 384/43 und Kdo. I-Ia Nr. 106/43 vom 30.6.1943.

⁴⁸ Schreiben des Regierungspräsidenten von Köln, Volksjustiz gegen anglo-amerikanische Mörder vom 22.6., 26.6., 31.7. und 17.8.1944, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Bestand RW 18 Nr. 20.

Nun haben die sieben toten Soldaten wieder Namen, Identität und Gesicht. Den Menschen im Gesicht des Feindes zu sehen ist in heutiger Zeit wichtiger denn je:

Denn alle, die in der sogenannten Erinnerungsarbeit tätig sind, spüren, dass wir uns augenblicklich in der Phase befinden, wo verpflichtende Erinnerung in unverbindliche Geschichte umgewandelt wird. Viele haben daran ein großes Interesse, doch lassen wir uns nicht beirren.⁴⁹

Selbst wenn es sich in diesem Falle nur um einen winzigen Teil des Kriegsgeschehens handelt, macht es Sinn, die wirklichen Vorgänge nachzuzeichnen. Sich an das Leid unserer Kriegsoffer – auch dieses Angriffes – zu erinnern, ist unerlässlich. Dieses Gedenken macht den Blick frei auf die Toten aus anderen Ländern, die einmal Deutschlands Kriegsgegner waren. Diese Arbeit ist den Kriegsoffern aus Freiburg und aller Nationen gewidmet. Sie soll zum dauerhaften Verstehen der Menschen untereinander beitragen.

Die Hoffnung, Einsicht in die Burial Files der Mannschaft, ihre Bergungs-, Obduktions- und Bestattungsdokumente beim *Ministry of Defence, Air Historical Branch*, zu bekommen, hat sich nicht realisieren lassen. Die Kooperationsbereitschaft der Einrichtung ließ selbst den nächsten Angehörigen gegenüber zu wünschen übrig, selbst wenn es Fragen zu ihren Familienmitgliedern betraf. So blieben Antworten auf wichtige Fragen wie z. B. einer möglicherweise illegalen Gewaltanwendung an den getöteten Soldaten, die vielleicht durch die Unterlagen der RAF hätten geklärt werden können, offen.

⁴⁹ MARLIS MECKEL: Den Opfern ihre Namen zurückgeben. Fünf Jahre Stolpersteine in Freiburg, Vortrag vom 10.12.2007 in der Katholischen Akademie Freiburg.

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung?, hg. von ANTON SCHINDLING und GERHARD TADDEY (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 169), Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2007, 215 S., 46 S/W-Abb.

Eine willkommene Ergänzung der Publikationen anlässlich der Jubiläumsjahre 2003 und 2006 (vgl. die Besprechung in *Schau-ins-Land* 126 [2007], S. 263), in denen in besonderem Maße auf den Reichsdeputationshauptschluss, die Rheinbundakte sowie hierzulande auf die Einrichtung des Großherzogtums Baden und des Königreichs Württemberg zurückgeblickt wurde, stellt der anzuzeigende 169. Band von Reihe B der Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg dar. Er enthält acht profunde Beiträge und eine umfangreiche, gründlich recherchierte Auswahlbibliographie (S. X-XXII bis Berichtsjahr 2006) sowie 46 schwarz-weiße Abbildungen, darunter drei Karten.

Anton Schindling, Direktor der Abteilung für Neuere Geschichte an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und Mitherausgeber des Bandes, liefert als Einführung einen Beitrag zur Fragestellung aus dem Titel des Buches „1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn der Modernisierung?“ (S. 1-6). Vom verdienten Tübinger Emeritus Dieter Langewiesche stammt der Beitrag „Das Alte Reich nach seinem Ende“, in dem er die Reichsidee in der deutschen Politik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts aus „welthistorischer Perspektive“ untersucht (S. 27-51). Mit den gravierenden Veränderungen für die freien Reichsstädte im Vorfeld des Reichsdeputationshauptschlusses befasst sich der Beitrag „Von der Reichsstadt zur württembergischen Munizipalstadt – Deklassierung und Depossedierung“ (S. 53-76) von Klaus-Peter Schroeder, der an der Juristischen Fakultät der Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität lehrt. Armin Kohnle, der in Heidelberg am Historischen Seminar tätig ist und zuletzt vor allem mit Studien über die Geschichte der Kurpfalz hervorgetreten ist, behandelt im vorliegenden Band das Thema „Modernisierungspolitik und Integration“ am Beispiel des Übergangs der Kurpfalz an Baden (S. 77-97). Darauf folgt der Beitrag des Konstanzer Historikers Bernd Wunder über „Die Entstehung des modernen Staates in Württemberg. Verwaltung und Gesetze – Beamte – Bürger“ (S. 99-122). Von der Tübinger Geschichtswissenschaftlerin Ute Planert stammt der Aufsatz „Die Kehrseite der Souveränität“ (S. 123-159), der die Belastungen und Schrecken des Krieges im Südwesten beleuchtet. Gert Kollmer-von Oheimb-Loup vom Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg in Hohenheim stellt sich für Baden und Württemberg die Frage „Ein ungleicher Start?“ und meint damit die Ausgangslage der beiden Staaten hinsichtlich der Industrialisierung im 19. Jahrhundert (S. 161-187). Zuletzt rücken mit der Untersuchung „1806 und die Rolle der Dynastien“ von Katharina Weigand vom Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München monastische und dynastische Fragen in den Mittelpunkt (S. 189-212).

Freiburg und der Breisgau spielen im vorliegenden Band eine untergeordnete Rolle. Erwähnungen finden sich zum Beispiel bei Kohnle, wenn er von Reitzensteins Verhandlungen in Paris spricht, in deren Verlauf dieser anfangs neben der Kurpfalz auch den vorderösterreichischen Breisgau als mögliches Entschädigungsgebiet für Baden im Blick gehabt habe; da aber schon „seit der ersten Jahreshälfte 1802 ... Napoleon die Übertragung der Rheinpfalz favorisierte“ (S. 87), trat der Breisgau in diesem Zusammenhang zunächst zurück. Die Entwicklung in chronologischer Hinsicht lässt sich recht gut an der Karte (Abb. 3) ablesen.

Eine bemerkenswerte Stärke des Bandes sind die gut mit den Texten vernetzten Abbildungen; dabei sind die ungewöhnlich ausführlichen und kenntnisreichen Erläuterungen hervorzuheben. Um nur ein Beispiel zu nennen, sei auf die als Abb. 12 beigegebene Fotografie des Wappensteins am Unterwöhrtdor in Schwäbisch Hall hingewiesen: dieser enthält als Akt der Besitzergreifung noch Spuren des abgeschlagenen Reichsadlers und der seinerzeit erfolgten Übermalung mit dem württembergischen Wappen, was auch als Beispiel für eine besonders wirksame symbolische Handlung aufgefasst werden kann.

Johannes Mangei

Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Stuttgarter Symposion Schriftenreihe 11), G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2007, 240 S., S/W-Abb.

Wenn man die Haltung adeliger Personen im Südwesten Deutschlands in der Vergangenheit erfahren will, ist es von Vorteil in diesem Band zunächst den Beitrag von Eckart Conze zu lesen. „Bonn ist nicht Weimar“, diese Feststellung von Fritz René Allemann macht sich der Autor zueigen, um die Verhaltensweisen des Adels nach den beiden Weltkriegen in Deutschland zu skizzieren. Danach wandte sich der Adel nach 1918 vehement gegen die neue demokratische Ordnung und paktierte mit rechtsradikalen Parteien. Seine politische Zielrichtung, so Conze, war bestimmt von negativen Faktoren: Antimodernismus, Antisemitismus, Antiamerikanismus sowie Antikapitalismus. Viele Adelige verziehen es den demokratischen Politikern nie, dass sie einen Teil ihrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Privilegien eingebüßt hatten. Nach 1945 verlor vor allem der ostelbische Adel seinen Einfluss. Die antikommunistische Politik vor allem der Adenauerregierung kam den Vorstellungen der Adelskaste sehr entgegen. Auch waren jetzt wieder soziale Aufstiegsmöglichkeiten möglich. Der Adel bildete erneut einen Teil der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Elite der Bundesrepublik. Ihr Beitrag zum Untergang der Weimarer Republik und zum Aufstieg Hitlers hingegen wurde geflissentlich ausgeklammert.

Diese Feststellungen von Eckart Conze gelten für die Verhaltensweisen des Adels im Südwesten ebenso. Auch hier ist die große Reserviertheit gegenüber den demokratischen Verhältnissen in der Weimarer Republik unübersehbar. Gleichzeitig machte sich eine große Affinität zu deutsch-völkischen, später nationalsozialistischen Ideen bemerkbar. Die autoritären Vorstellungen der extremen Rechten, gepaart mit Antisemitismus und Antikommunismus brachte viele Adelige auch hier in die Nähe zu Hitler und ermunterte sie, die Nationalsozialisten zu unterstützen und sich für sie einzusetzen.

Allerdings gab es im Unterschied zur preußischen Adelskaste einige wenige, die aus vielerlei Gründen diesen Weg nicht mitgingen. So lehnte zum Beispiel Abt Adalbert Graf Neipperg, wie Benedikt Pahl herausfand, die Rassengesetze und die NS-Familienpolitik strikt ab. Wenn er auch die Nationalsozialisten als kleineres Übel – im Vergleich zu den Kommunisten – ansah und ihm das Schicksal der Juden gleichgültig schien, so geriet er doch mit seinen zahlreichen Vorträgen bald in Konflikt mit den neuen Machthabern. Unterstützung erhielt er von seinen Kirchenoberen signifikanter Weise nicht. Das erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg und der Abtprimus in Rom ermahnten ihn vielmehr, sich nicht zu tagespolitischen Themen zu äußern.

Auch die Einstellung der Familie Stauffenberg war, wie Christopher Dowe herausgefunden hat, in Bezug auf die Politik nach 1933 zwiespältig. Aufgewachsen in einem monarchisch-bürgerlichen Milieu hießen manche der Familie die Gewalttaten der Nazis, wie zum Beispiel die Mordserien im Gefolge des „Röhm-Putsches“, für gerechtfertigt, verurteilten aber die Pogrome anlässlich der „Reichskristallnacht“. Sie knüpften schließlich Kontakte zu Männern des Widerstandes wie Julius Leber.

Einer der wenigen kompromisslosen Gegner des NS-Systems war Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron der bereits im März 1933 aus Protest gegen die Machtübergabe an Hitler seinen Posten als Botschafter in Washington quittierte (Beitrag von Rainer Blasius). Seine adeligen Kollegen im diplomatischen Dienst hingegen wie der Freiherr von Neurath oder Ernst Freiherr von Weizsäcker stellten sich weiterhin in den Dienst des Diktators. Sie merkten nicht, dass sie Hitler und seine Gefolgsleute nur so lange benutzten, wie sie willig die verbrecherische Politik der Nazis unterstützten.

Das Haus Württemberg hatte sich hingegen von Anfang an deutlich gegen die nationalsozialistische Bewegung gestellt. Einige von ihnen wie Herzog Albrecht und Carl Alexander mussten deshalb Verfolgungen und Ausweisungen ertragen. Andere hingegen wie Herzog Robert befürworteten die Politik Hitlers (Beitrag Eberhard Fritz).

Der protestantische Adel, wie Thomas Kreuzer am Beispiel von Ernst II. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg zeigt, stellten sich nahezu uneingeschränkt Hitler zur Verfügung. Ernst II. ging weitgehend mit den antisemitischen, völkischen und antidemokratischen Vorstellungen der Nazis konform. Wie in anderen Teilen des Reiches auch, so waren die Protestanten auch hier dem NS-Regime gegenüber wesentlich freundlicher eingestellt als die Katholiken. Erst als die Einheit der evangelischen Kirche durch die Maßnahmen der Nationalsozialisten aufgebrochen wurde, unterstützte Ernst II. Bischof Wurm, einen wichtigen Vertreter der Bekennenden Kirche in Württemberg.

Insgesamt gesehen kann gefolgert werden, dass der Adel im Südwesten, wie Thomas Schnabel im Vorwort festhält, der demokratischen Entwicklung nach 1918 skeptisch gegenüber stand. Allerdings enga-

gierten sich im Gegensatz zu Preußen nur verhältnismäßig wenige adelige Personen in nationalsozialistischen Organisationen. Nach 1945 setzten sich adelige Vertreter im Südwesten vor allem dafür ein, die von den Militärregierungen forcierten Bemühungen um eine Bodenreform für den Grund besitzenden Adel günstig zu gestalten.

Detlef Vogel

Baden – 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, hg. von PAUL-LUDWIG WEINACHT, Rombach Verlag, Freiburg 2008, 309 S., S/W-Abb.

Kritische Worte zu Beginn dieser Festschrift: Bei den Vorbereitungen des Landes anlässlich der Erhebung Badens zum Großherzogtum erfuhr die Landesvereinigung erst aus dem Internet von den aufwendigen Jubiläumsfeiern, die im württembergischen Teil geplant wurden. Kein gutes Omen für das „in einer nicht ganz legalen Weise“ fusionierte „Bindestrich-Land“. So ganz begraben ist also auch nach mehr als zwei Generationen die Rivalität und Konkurrenz der beiden Länder Baden und Württemberg (noch) nicht. Von „Zerreiβung des badischen Staats“ und von einem „melting pot“ ist die Rede, also von einem Land, das nicht zuletzt durch die NS-Zeit und den verlorenen Zweiten Weltkrieg um seine Identität zu kämpfen hatte.

Zum Gedenken an die Gründung des Großherzogtums Baden im Jahr 1806 wurden von der „Landesvereinigung Baden in Europa“ zwei Vortragsreihen mit namhaften Autorinnen und Autoren veranstaltet – darunter etliche „Altbadener“ –, die nach nur eineinhalb Jahren zur vorliegenden Publikation führten. In einem weiten Bogen wird die „tausendjährige Geschichte“ des Landes von Hansmartin Schwarzmaier thematisiert, Herausgeber des „Handbuches der baden-württembergischen Geschichte“. Er vermittelt einen Überblick über die Vorgeschichte mit den wichtigsten „Wendemarken“ und „Sternstunden“. Badens Entwicklung zum „liberalen Ländle“ beginnt jedoch erst im 19. Jahrhundert und wurde geprägt durch das vom Code Napoléon beeinflusste Badische Landrecht und die badische Verfassung. Diesem Thema widmet sich ein Experte für Verfassungsgeschichte, Hans Fenske. Gewürdigt werden die Verfassungsentwürfe der Brüder Ernst und Karl Frhr. Marschall von Bieberstein, die in ihrem Konzept eine landständische Verfassung mit einer Adels- und einer Landesdeputiertenkammer vorsahen, die mit dem Recht zur Steuerbewilligung, der Zustimmung zu Landesgesetzen und der Mitaufsicht über den Staatsetat weit reichende Rechte erhalten sollten. Aber erst Jahre später, am 22. August 1818, unterschrieb Großherzog Karl die Verfassungsurkunde. Damit erhielten mehr als die Hälfte der Bürger ein aktives Wahlrecht, während das passive Wahlrecht aufgrund des hohen Zensus weitaus weniger Bürger besaßen, bis 1904 das allgemeine Wahlrecht (für Männer) eingeführt wurde.

Diese liberale Verfassung wurde durch die Tätigkeit Karls von Rotteck weiter modernisiert, erlitt dann jedoch Rückschläge. 1843 feierte man noch das 25-jährige Jubiläum der als sehr modern geltenden Verfassung, danach führte die 48er-Revolution zu langjährigen Restriktionen.

Nicht nur die einheitliche Verfassung, sondern auch das einheitliche Badische Landrecht band die aus den verschiedensten Herrschaftsgebieten stammenden Einwohner allmählich zu einem homogenen Staat zusammen. Jetzt entstanden die Gerichtsstrukturen, die mit einigen Abwandlungen bis heute bestehen, beispielsweise beim Zivilrecht der Schutz von Familie und Eigentum. Das von Staatsrat Johann Niklas Friedrich Brauer bearbeitete neue Gesetzbuch wurde ein wahrer Bestseller – bis am 1. Januar 1900 in ganz Deutschland das Bürgerliche Gesetzbuch eingeführt wurde. Umfassend schildert Oberstaatsanwalt a. D. Reiner Haehling von Lanzenauer auch die Entwicklung des Strafrechts und Strafvollzugs.

Insgesamt vierzehn Aufsätze von Historikern, Politikern, Germanisten, Soziologen, Juristen, Landschaftsarchitekten und Journalisten beleuchten verschiedene Aspekte badischer Geschichte, von der Entstehung des Generallandesarchivs (Konrad Krimm) bis zu Badens Beitrag zur Reichsgründung, von Harm-Hinrich Brandt als „marginal“ bezeichnet. Über die Schwierigkeiten der katholischen Einwohner des einstigen vorderösterreichischen Breisgaus berichtet Clemens Rehm, der sich bereits in einigen Veröffentlichungen zur Rolle der Katholischen Kirche äußerte. Gert Kollmer-von Oheim-Loup befasst sich mit den Auswirkungen der Säkularisation auf die Wirtschaftspolitik Badens und stellt fest, dass sich dieser liberale Staat besonders für eine neue Nutzung der Klöster einsetzte. Aufgrund der Säkularisation waren Hunderte von Arbeitsplätzen weggefallen, die nun durch Ansiedlung von Maschinenfabriken und Baumwollmanufakturen wieder geschaffen werden mussten, um die Not der Bevölkerung zu lindern. Dies setzte eine Industrialisierung in Gang, lange vor dem eigentlichen „Take-off“.

Auf eine ganz aktuelle Problematik weist Peter Michael Ehrles Abhandlung zu den Beständen der Badischen Landesbibliothek. Schon mehrfach befasste er sich mit dem schwelenden „Kulturgüterstreit“, den

Forderungen des markgräfllich badischen Hauses. Um einen Rechtsstreit zu vermeiden, wollte das Land 70 Millionen bezahlen, die durch den Verkauf von Inkunabeln erzielt werden sollten. Inzwischen hat sich eine neue Situation ergeben: Zunächst muss erst einmal geklärt werden, wer überhaupt Eigentümer der Kulturgüter ist, das Land oder das Haus Baden.

Weitere Themen zu Frauen am badischen Hof (Annette Borchardt-Wenzel) und Politikern des 20. Jahrhunderts (Harm-Hinrich Brandt) runden neben einer kurzen Geschichte der badischen Universitäten (Helmut Engler) den über 300 Seiten umfassenden Band ab.

Aus dem vorwiegend historischen und soziologischen Rahmen fällt die Abhandlung von Robert Mürb, der die „Bevorzugung des württembergischen Landesteils“ anprangert (S. 297) und gegen den „hauptstädtischen Zentralismus“ wettet (S. 11). Es stellt sich die Frage, ob sein Beitrag die Kluft des „Bindestrich-Landes“ nicht weiter aufreißt, statt versöhnlich zu vermitteln wie dies der Altbadener Paul-Ludwig Weinacht mit seinem Hinweis auf die „Doppel-Identität“ des Landes vorschlägt (S. 12). Sie ist politische Realität, die es zu akzeptieren gilt. Zwischen Nord- und Südbaden herrschte auch nicht immer eitel Freude und Sonnenschein, wie Weinacht in seinen Ausführungen zum Dualismus Freiburg-Karlsruhe nach dem Zweiten Weltkrieg aufzeigt.

Wie immer bei Vorträgen bzw. Aufsätzen anlässlich solcher Gedenktage kann man sich über die Auswahl der behandelten Themen streiten; einige Wünsche bleiben immer offen. Wichtig wäre eine Zeittafel gewesen, ebenso einige Karten zur Illustration der politischen Veränderungen. Ursula Huggle

Baden-Württembergische Biographien, Bd. IV, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von FRED LUDWIG SEPAINTNER, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2007, 476 S.

„Keine Panegyrik!“, unter diesem Leitsatz steht auch der vierte Band der seit 1994 im Auftrage der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg editierten ‚Baden-Württembergischen Biographien‘, die die seit 1982 publizierten ‚Badischen Biographien Neue Folge‘, deren innere Struktur sie übernommen haben, und die jüngst (2006) mit dem ersten Bande erschienenen ‚Württembergischen Biographien unter Einbeziehung hohenzollerischer Persönlichkeiten‘ mit dem Sterbejahre ab 1952, dem Gründungsjahre des „Südweststaates“, sinnvoll ergänzen und erweitern. Der späte Erscheinungsbeginn dieser neuen Reihe führte freilich dazu, dass eine ganze Reihe von Lebensbildern, die eigentlich dort zu suchen wären, bereits in den ‚Badischen Biographien‘ vorgelegt wurden.

Den äußeren Rahmendaten eines Lebens Reihen sich in einem Vorspann in knapper Form Laufbahn und Auszeichnungen an, gefolgt von einem ausführlichen, zum Teil mehrere Seiten umfassenden Vitentext – den längsten Beitrag erhielt verdientermaßen der Schriftsteller Ernst Jünger –, dem sich ein Nachspann mit Quellen- und Literaturangaben, einem Werkverzeichnis und einem Bildnachweis anschließen. Ein 68(nicht 67!)-köpfiger Mitarbeiterstab bearbeitete insgesamt 166 Lebensläufe. Ein Register der Lemmata, ein Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge sowie Gesamtverzeichnisse aller Biographien in den oben aufgeführten Reihen und aller Mitarbeiter ermöglichen und erleichtern eine schnelle Information über die Fundorte der gesuchten Personen in dieser für den Laien etwas verwirrenden Vielfalt an diesbezüglichen Nachschlagewerken, zu denen auch noch das hier nicht berücksichtigte Sammelwerk der ‚Badischen Biographien‘ in den Jahren 1875 bis 1935 mit insgesamt acht Bänden zählt. Naturgemäß unterscheiden sich die einzelnen Artikel hinsichtlich Umfang, Bedeutung der behandelten Biographie und Gewichtung, doch kann insgesamt eine ausgewogene Auswahl festgestellt werden, was auch hinsichtlich des herangezogenen Personenkreises der beiden Landesteile gesagt werden kann. Vertreter aller Bereiche des wissenschaftlichen, religiösen, kunstschaftenden und öffentlichen politischen Lebens geben sich hier ein Stelldichein. Dass der weibliche Anteil mit 13 Vertretern naturgemäß unterrepräsentiert erscheint, bleibt der historischen Entwicklung geschuldet. Ob allerdings gleichsam als Ausgleich die entsprechenden Lemmata wie im Falle der württembergischen Königstochter Pauline zu Wied, deren untergeordneter Bedeutung zum Trotz unnötig aufgebläht und durch Anekdoten „gewürzt“ werden sollten, bleibt fragwürdig, wie auch medizintechnische Angaben zu Krankheitsverläufen (e. g. „zwei Bypässe“, S. 138). Gerade bei dem hier herangezogenen Lebenslauf des Kommunisten Kurt Heiss aus Mannheim, der den größten Teil seines Lebens in Berlin (Ost) und doch nur wenige Jahre in verantwortlicher Stellung als Leiter des Rundfunks der DDR zugebracht hat, bleibt zu fragen, wie dieser die Aufnahmekriterien des Werkes erfüllt, „nämlich prägende Impulse im Lande erhalten oder einen wesentlichen Teil des Lebens und Werks in Baden, Württemberg oder dann in Baden-Württemberg zugebracht und geleistet zu haben“ (S. VIII). Denn

dann müsste auch Armeegeneral Heinz Hoffmann aus Mannheim, jahrzehntlang Minister und Chef der NVA, in diesem oder den anderen Reihenwerken verzeichnet sein, der, genau wie Heiss, seine erste Prägung im Kommunistenmilieu der Arbeiterstadt Mannheim erfahren hatte. Den Thanatologen verstimmt es, dass die Begräbnisorte nur vereinzelt, die Begräbnisstätten der Beschriebenen überhaupt nicht festgehalten wurden. Die Abstellung dieses Mangels sollte bei der weiteren Arbeit an diesem Werke durchaus in Erwägung gezogen werden.

Alles in allem eine beachtenswerte, eine Fortsetzung geradezu fordernde Dokumentation, deren vorliegende 1. Auflage bereits vergriffen ist und deren 2. verbesserte Auflage 2008 nun als „Book on Demand“ angeboten wird.

Karlheinz Deisenroth

THOMAS BILLER/BERNHARD METZ: Der spätromanische Burgenbau im Elsaß (1200-1250), hg. vom Alemannischen Institut Freiburg i. Br. (Die Burgen des Elsaß. Architektur und Geschichte 2), Deutscher Kunstverlag, München/Berlin 2007, 480 S., zahlr. S/W-Abb.

Mit vorliegendem Bande setzen der Bauforscher und Kunsthistoriker Thomas Biller und der Historiker und Archivar Bernhard Metz die 1995 mit dem dritten Bande über den gotischen Burgenbau im Elsass 1250-1300 eröffnete Reihe zur Burgenkunde des Elsass fort. Mit dem noch ausstehenden ersten und vierten Bande fehlt somit auch eine Einführung in das Gesamtwerk, die dem Leser und Benutzer die Zugänglichkeit erleichtern und den Diskussions- und Erkenntnisstand auf diesem Sektor der Burgenbaukunde nahebringen und interpretieren könnte.

Mit dem hier behandelten Zeitraume eröffnen uns die Verfasser die Blütezeit und den Höhepunkt staufiger Burgenbaukunst im Elsass. Dabei wird deutlich, dass die bislang recht pauschal gemachten Zuweisungen zu einem bestimmten Jahrhundert unter dem Rubrum „staufig“ in dieser Form nicht mehr haltbar sind und die bisherige Beschäftigung mit diesem Forschungsgegenstand – hauptsächlich in lexikalischer Form – sich einer vertiefenden Analyse verschloss. So sind in diesem Werke Historiker und Architekturhistoriker eine gelungene Symbiose eingegangen, wenn auch der baukundliche Anteil bei weitem überwiegt. Dies resultiert auch aus den wenigen überlieferten Baunachrichten über Burgenbauten. Lediglich bei vier der insgesamt 30 hier behandelten Wehrbauten – Landsberg, Hugstein, Girbaden und Salm – erlauben schriftliche Quellen eine genauere Einordnung hinsichtlich Entstehung und Bauzeit. Um so begrüßenswerter, dass die baugeschichtlichen Untersuchungen vor dem historischen Hintergrund der Übergangszeit von Romanik zur Gotik in so detaillierter Vielfalt neue Erkenntnisse beförderten, die in zahlreichen Fällen liebgewonnene Vorstellungen und Datierungen ins Wanken bringen, wie e. g. nun eine wesentlich spätere Entstehungszeit der südostwärts des Odilienberges gelegenen Burg Landsberg belegt werden kann, die überdies auch nicht Familiensitz der durch den ‚hortus deliciarum‘ berühmten ersten Äbtissin des Frauenklosters auf der Hohenburg, Herrad von Landsberg, gewesen sein kann.

Der Band ist in zwei Teile gegliedert, deren erster in knappen Zügen die historischen Rahmenbedingungen des Elsass in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausbreitet (B. Metz) und deren zweiter, architekturgeschichtlicher Bestandteil (Th. Biller) den weitaus größten Raum beansprucht. Einem allgemeinen, die Spezifika einer mittelalterlichen Burganlage an Beispielen der hier vorgestellten bzw. gleichzeitiger Bauteile früherer oder späterer elsässischer Wehrbauten skizzierenden, reich bebilderten Paradigmenteile folgt ein Katalogteil, der die Anlagen alphabetisch vorstellt, jeweils versehen mit historischer Einführung, Beschreibung des Baubestandes und einer Zusammenfassung mit Datierung. Ein ausführlicher Anmerkungsapparat zur besprochenen Burg, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein umfassendes Register beschließen den Band. Im Nachsatz des Buches verweist eine Karte mit numerischem und alphabetischem Verzeichnis auf die Burgen des Elsass und ihren Fundort im entsprechenden Bande.

Das Elsass, im Hochmittelalter einer der Machtzentren der Staufer, weist nach den hier vorgetragenen Befunden weit weniger Stauferburgen im bearbeiteten halben Saeculum auf als bisher angenommen. Dagegen sehen die Verfasser in dieser Blütezeit des Burgenbaues die aufstrebenden Ministerialen in den Rodungsgebieten der Nordvogesen und des Pfälzerwaldes in der Eigenschaft als Burgenbauer frisch am Werke. Doch wird nicht der staufige Machtfaktor als Auftrag an die Lehensträger deren Eigeninteressen überwogen haben und deren Wehr- und zugleich Repräsentationsbauten in das staufige Burgenbauprogramm eingebettet haben? In wieweit hier die wachsende Bedeutung der Stellung der ehemals unfreien Dienstmännern zum Lehensherr überinterpretiert wurde, bleibt einer vertieften Auseinandersetzung, die im Textteil nicht geführt wird, vorbehalten.

Anders als bei den Ausstrahlungen elsässischer Baukunst im sakralen Raume weit nach Südwestdeutschland hinein lassen sich in der Burgenbaukunst keine solchen spezifischen Ausbildungen feststellen. Dagegen dokumentieren Besonderheiten wie die schiffsförmig gestaltete Kernburg mit zugespitztem Bergfried an der Frontseite, so die Verfasser, die regionale Gebundenheit architektonischer Entwicklungen im Hochmittelalter.

Die „Burgen des Elsaß“ werden, so sie in allen vier Bänden dermaleinst vorliegen, mit Fug und Recht als das Standardwerk zur mittelalterlichen Burgenkunde in einem für die Geschicke des Reiches maßgeblichen Kraft- und Zeitraum genannt werden dürfen.

Karlheinz Deisenroth

Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. Teil 1: Nördlicher Teil, Halbband L-Z, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte 15), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2006, 351 S., zahlr. Abb., mit 1 Karte.

Nach dem ersten Teilband erscheint erfreulicherweise drei Jahre danach der zweite Teilband des breisgauischen Burgenlexikons, Nördlicher Teil, der somit diesen ersten Komplex des auf den gesamten Breisgau angelegten Nachschlagewerks vervollständigt und auch eine Forschungslücke füllt. Das Burgeninventar mit interdisziplinärem Charakter beschreibt zuerst die jeweilige Burg in ihrer Lage und gibt einen Blattausschnitt der TK 25 wieder, oft angereichert mit Luftbildaufnahmen, in einigen Fällen sind auch historische Abbildungen, Zeichnungen oder ähnliches wiedergegeben. Die Geschichte der Burgen wird neben der Archäologie ausführlich dargestellt und mit (leider) nur wenigen, aktuellen und ausschließlich S/W-Abbildungen ergänzt. Literaturangaben runden die einzelnen Artikel ab. Positiv ist, dass nun der nördliche Breisgau komplett ist und in den Nachbemerkenngen des zweiten Halbbandes sogar schon drei Ergänzung (Biengen, Köndringen, Littenweiler) zu Artikeln des ersten Halbbandes aufgenommen wurden. Hier finden sich zusätzlich ein Glossar mit wichtigen Begriffen, ein umfangreiches Abbildungsverzeichnis sowie Orts-, Personen- und Sachregister. Der Karte ist eine systematische und eine alphabetische Liste der Burgstellen zum zweiten Halbband angeschlossen.

Für ein solches Werk ist ein Zeitraum von drei Jahren durchaus üblich und in keiner Hinsicht zu beanstanden. Der zeitliche Abstand zeigt sich auch positiv in den Nachbemerkenngen zum ersten Halbband, zu denen sich die Autoren und Herausgeber nicht zu schade waren. Umso ärgerlicher ist es jedoch, wenn der Verlag auf seiner Homepage bereits zum Zeitpunkt des Erscheinens des zweiten Halbbandes verkündet, dass der erste Teil vergriffen sei und nicht mehr aufgelegt werde. Hier fehlt dem Interessenten am Lexikon gegenüber einem wissenschaftlichen Verlag dann doch das Verständnis, zumal bei den heutigen Drucktechniken eine Neuauflage so kategorisch auszuschließen nicht notwendig sein muss. Auch in der Angabe des Umfanges nimmt es Thorbecke offensichtlich nicht so genau, wenn er beim hier zu besprechenden zweiten Halbband 590 Seiten, also die Gesamtseitenzahl beider Halbbände zusammen, angibt. Der Teilband L-Z enthält real nur 351 Seiten, da die Seitenzählung des ersten Teilbandes in dem vorliegenden Band ab Seite 257 fortgesetzt wird.

Ein schon bei verschiedenen Besprechungen bemängelter Kritikpunkt am Lexikon ist auch im zweiten Halbband die Qualität einiger Abbildungen. Vielfach sind sie doch sehr klein und daher wenig glücklich, einige andere sind „versuppt“ und kaum erkennbar, was das Lektorat bereits feststellen und ändern hätte sollen. Wieder bei anderen gibt es Scan-Schatten, schlagen Rückseiten durch oder sind schlicht unscharf (S. 341, 358, 441 und 474). Es ist zu hoffen, dass der Verlag sich dieser Defizite bei dem auf vier Bände angelegten Werk annimmt und hier drucktechnische Verbesserungen einbringt.

Ansonsten ist das zeitnahe fortgesetzte Erscheinen dieses Burgeninventars ein großer Erfolg und lässt die Vorfreude auf die nächsten beiden Bände für den südlichen Breisgau noch wachsen. Den Initiatoren der Bände, Alfons Zettler und Thomas Zotz, gebührt in jedem Fall der Dank für ein langlebiges Nachschlagewerk. Bleibt die Hoffnung, dass sie auch weiterhin Finanziers und Bearbeiter für den abschließenden zweiten Teil finden. Die schon beim ersten Halbband bekrittelten Dinge sollten jedoch in keinsten Weise den Elan für die Arbeit am Gesamtlexikon bremsen, sondern zur Perfektionierung des Vorhabens beitragen. Die beiden Halbbände zu den Burgen des nördlichen Breisgaves sind nicht nur für die südwestdeutsche Landesgeschichtsforschung, sondern auch für den regional interessierten Leser und Laien mit Sicherheit ein großer Gewinn.

Dieter Speck

SUSANNE DIETERICH: Von Wohltäterinnen und Mäzenen. Zur Geschichte des Stiftungswesens, DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2007, 214 S., mehrere S/W-Abb.

Merck lieber Leser und steh still / Vor was Gott von dir haben will / Daß du dich nemblich sollst der Armen / Von grundt des hertzens dein erbarmen / Solches ist dir gar wohl zu thon / Dieweil es eintragt großen lohn ... So der Anfang des Textes auf der Stiftertafel für das Reichen-Almosen in der St. Michaelskirche in Schwäbisch Hall aus dem Jahr 1494. Doch nicht nur vor 500 Jahren, sondern auch in der Gegenwart stehen Stiftungen hoch im Kurs. Noch nie wurden seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs so viele Stiftungen ins Leben gerufen wie im Augenblick, allein im Jahr 2005 in Baden-Württemberg fast 2.000. Dies bietet Anlass, einmal einen Blick auf die Geschichte des Stiftungswesens zu werfen. Susanne Dieterich, von Hause aus Slawistin und als Historikerin der württembergischen Landesgeschichte verbunden, ist seit 2001 in der Stiftungsberatung tätig und als Geschäftsführerin des Initiativkreises Stiftungen mit der Thematik soweit vertraut, dass eine Aufarbeitung durch sie nahe lag.

Die Autorin versteht es geschickt, auf rund 200 Seiten in einem Streifzug von der Antike bis zur Gegenwart die wichtigsten Aspekte des Stiftungswesens zu beleuchten: von griechischen und römischen Tempelstiftungen über Stiftungen des Mittelalters aus Barmherzigkeit und für das Seelenheil bis zu mildtätigen Stiftungen zur Förderung von Kunst und Wissenschaft sowie dem gegenwärtigen „Stiftungsboom“. Hierbei geht sie auch explizit auf Gruppenbewegungen wie die Beginen ein und stellt einzelne Persönlichkeiten wie Maecenas, die Medici, Jakob Fugger („Augsburger Fuggerei“), August Hermann Francke („Hallisches Weisenhaus“) oder Gustav Werner („Werner'sche Anstalt“ bei Reutlingen, deren berühmteste Angestellte der Maschinenwerkstätte des Bruderhauses die Automobil-Pioniere Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach waren) näher vor. Auch die Rolle der Frau als Stifterin (z. B. Mechthild von der Pfalz, wobei die Gründung der Universität Freiburg durch ihren zweiten Ehemann, Erzherzog Albrecht VI. von Österreich, nicht 1461, sondern bereits 1457 erfolgte, S. 173) und die jahrhundertalte Tradition jüdischer Stiftungen („Zedaka“) bzw. deren Schicksal im Nationalsozialismus kommen – trotz des begrenzten Buchumfangs – nicht zu kurz. Selbst ein lokaler Bezug zum Breisgau lässt sich im Zusammenhang mit den mittelalterlichen Hospitalstiftungen finden, indem kurz das Heiliggeist-Spital zu Freiburg vorgestellt wird (S. 44ff.).

Mit dem Buch „Von Wohltäterinnen und Mäzenen“ (man beachte den gendergerechten Titel!) hält man kein systematisch-lexikalisches Nachschlagewerk in den Händen. Dafür hätte z. B. der inhaltliche Aufbau anders strukturiert und einzelne Stiftungsformen, wie z. B. öffentlich-rechtliche, kirchliche und kommunale Stiftungen sowie selbstständige, operative und unternehmensgebundene Stiftungen, ausführlicher beschrieben werden müssen. Dies entsprach aber auch nicht der Intention der Veröffentlichung, die nach Aussage des Klappentextes nicht als „Handbuch des Stiftens“ verstanden werden will, sondern als informativer Band, der einen „kurzweiligen Abriss der Geschichte des Stiftens“ bietet. Dies ist sicherlich gelungen, wengleich man sich statt weniger, auf zwei Seiten reduzierter Literaturhinweise, über eine ausführliche Bibliografie gefreut hätte (warum dann allerdings statt dem maßgeblichen Buch von Sebastian Bock über die „Geschichte des Heiliggeistspitals und der Heiliggeistspitalstiftung in Freiburg im Breisgau“, das parallel erschienene und sicherlich schön bebilderte, aber lediglich 48-seitige Begleitheft zur Ausstellung „750 Jahre Heiliggeistspitalstiftung“ Aufnahme fand, verwundert).

Hans-Peter Widmann

SUSANNE DIETERICH: Weise Frau, Hebamme, Hexe, Doktorin. Zur Kulturgeschichte der weiblichen Heilkunst, DRW-Verlag, Leinfelden-Echterdingen 2007, 190 S., S/W-Abb.

Die Autorin beschreibt in den ersten Kapiteln das Wirken von Frauen in der Gesundheitspflege der Antike. Hoch geachtet waren zum Beispiel in Ägypten heilkundige Frauen, die als Ärztinnen, in Apotheken und Tempeln medizinische Arbeiten verrichteten. Im Vergleich zum Mittelalter und der frühen Neuzeit geschah dies auf höchstem Niveau, weil sie über den menschlichen Körper genaue Kenntnisse besaßen. Die christliche Kirche hat hingegen das Sezieren Verstorbener unter Androhung der Todesstrafe verboten und somit Aberglauben und Scharlatanerie in der Heilkunde Tür und Tor geöffnet. Den ägyptischen Medizern und Medizinerinnen waren nicht nur antiseptische Mittel sondern auch schmerzstillende Substanzen, wie Opium und Alraune, bekannt. So konnten auch komplizierte Operationen nahezu schmerzfrei durchgeführt werden.

Das medizinische Wissen der Ägypter haben sich dann, so Susanne Dietrich, Griechen, Römer, Hebräer, Araber und Perser zunutze gemacht. Besonders bei den Erstgenannten spielten Frauen in der Krankenfürsorge eine bedeutende Rolle. Zahlreiche Ärzte und Dichter, wie Horaz und Galen, erwähnen heilkundige Frauen. Oft waren sie als Geburtshelferinnen tätig.

Viele medizinische Kenntnisse der Antike wurden später in arabischen Ländern und in Persien weiterentwickelt. Frauen durften hier allerdings nur noch Hebammen sein. Als besondere Autorität galt der persische Arzt und Gelehrte Avicenna (930-1037). Seine Erkenntnisse hatten großen Einfluss auf nachfolgende Generationen von Gelehrten und Medizinern.

Die Brücke von diesem wissenschaftlichen Gebiet in die lateinische Welt bildeten zahlreiche jüdische Gelehrte. Dabei ist bemerkenswert, dass etwa die Schriften von Aristoteles und Hippokrates verloren gingen und für uns nur erhalten geblieben sind, weil man sie vor ihrer Vernichtung ins Arabische übersetzt hatte. Später erfolgte dann ihre Rückübertragung ins Lateinische.

Im Mittelalter profitierte man vom medizinischen Wissen der Antike, von arabischen und persischen Gelehrten. Die Autorin nennt dabei als Beispiel die medizinische Schule von Salerno, bei der Trotula, die Ehefrau eines Arztes und andere Frauen sowohl in der Heilkunde als auch in der Forschung tätig waren. Die Verwendung von Opium bei Operationen und das Einhalten strenger Hygienemaßnahmen waren ihnen selbstverständlich. Nördlich der Alpen dagegen gestaltete sich nach Ansicht von Susanne Dietrich die Heilerei generell als wahre Katastrophe. Lediglich in den Klöstern gab es Frauen – meist vornehmer Abstammung – in der medizinischen Forschung. Am Ende des 12. Jahrhunderts entstand auch das Beginentum. Frauen widmeten sich jetzt Armen und Kranken und konnten so wenigstens örtlich begrenzt die medizinische Versorgung der Bevölkerung aufrecht erhalten. In den mittelalterlichen Städten, wie zum Beispiel in Frankfurt, Bologna und Florenz, arbeiteten auch viele Ärztinnen.

In der frühen Neuzeit wurden die Frauen dagegen in den privaten Bereich zurückgedrängt. Medizinerinnen gab es dann keine mehr. Lediglich als Heilerinnen, Hebammen und Wundärztinnen an der Seite männlicher Verwandter durften sie noch praktizieren. „Weise Frauen“ traten jetzt häufig auf, deren Kundschaft sich aus Schwangeren, alten Impotenten, verschmähten Liebhabern oder geplagten Müttern rekrutierte. Selten Genug, aber immerhin kam es vor, dass eine von ihnen, wie „die Streicherin“ von Ulm, höchste Würdenträger behandelte. Die unter dem Einfluss von Paracelsus (1493-1541) stehende „kaiserliche Leibärztin“ zählte nicht nur den Bischof von Speyer, sondern auch Kaiser Maximilian II. zu ihren Patienten. In den Klöstern waren zumeist adelige Frauen damit beschäftigt, Kranke zu pflegen, mit Essenzen zu experimentieren und Arzneibücher zu schreiben. Der Weg von der Heilkundigen zur Hexe war allerdings in diesen Jahrhunderten nicht allzu weit. Susanne Dietrich leitet diese Entwicklung vom geänderten Frauenbild dieser Epoche ab. Frauen galten zunehmend als minderwertig und kaum belastbar. Dass aber gerade in den deutschen Bischofstädten die Hexenprozesse einen traurigen Höhepunkt erreichten, legt nahe, dass die Kirche diese Verbrechen maßgeblich förderte. Es gab aber nach den Erkenntnissen der Autorin noch andere Beweggründe, Frauen aus den Heilberufen zu verdrängen und auch ihre Tätigkeit als Hebamme streng zu kontrollieren. Nach den verheerenden Pestseuchen des Spätmittelalters unternahmen die Herrschenden (vor allem der Adel und die Kirche) alles, Gebärfähige zu einer möglichst großen Kinderschar zu bewegen. Man musste ja den Mangel an Arbeitern, Soldaten und Gläubigen wieder auffüllen. Die oftmals in der Empfängnisverhütung und Abtreibung tätigen Frauen standen diesem Bestreben entgegen. Was Wunder, dass man sie mit Hilfe übler Denunziation aus dem Weg räumen wollte.

Darüber hinaus hatten die Männer inzwischen den Heilberuf als zumeist lukrative Domäne entdeckt und die heilkundigen Frauen dabei als lästige Konkurrenz ausgeschaltet. Letzten Endes war die Mehrheit der Bevölkerung bei Krankheit oder Verletzung auf Barbieri, Bader, Kräuterweiber und meist unkundige Wundärzte angewiesen. Nur in den größeren Städten konnten sich Wohlhabende Ärzte leisten. Aber auch diese hatten wegen des Seziervots kaum genügend Ahnung vom menschlichen Körper, von Operationstechniken und Narkotika. Nur so ist die von der Autorin herausgefundene erschreckend hohe Todesrate gerade bei Geburten zu erklären. Noch im 19. Jahrhundert starben zwischen 1821 und 1825 in Württemberg 1.248 Mütter und 10.630 Kinder bei der Geburt (bei insgesamt 219.353 zur Welt gekommenen). Sicherlich war die Todesrate bei Krankheiten und Verletzungen ähnlich hoch.

Gerne gesehen wurde die Hilfe der Frauen in Heilberufen schließlich nur noch in Spitälern und Klöstern, wo sie schlecht bezahlt Krankenpflege bis zur Erschöpfung verrichten durften. Die Reformation verursachte wegen der Auflösung zahlreicher Klöster einen weiteren Einbruch bei der Versorgung von Kran-

ken und Verletzten. Erst mit der Gründung von Diakonissenhäusern besserte sich die Situation vor allem armer Kranker. Dort war es auch möglich, dass Frauen als Oberinnen fungierten, jedoch einem männlichen Theologen als Leiter der Anstalt unterstanden.

Die letzten Kapitel ihrer Arbeit widmet Susanne Dietrich der Darstellung des Kampfes von Frauen um Medizinstudium und Arztberuf in der Neuzeit. Gerade in Deutschland blieb man dabei sehr rückständig, denn bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts waren Frauen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, vom Universitätsstudium ausgeschlossen. In Bologna hingegen wurde bereits 1780 die erste Frau zum Doktor der Medizin promoviert. Im Deutschen Reich suchte man nach Auswegen: Einige deutsche Frauen konnten in der damals etwas fortschrittlicheren Schweiz studieren. Allerdings erkannten deutsche Institutionen ihr Studium im Ausland nicht an. Möglicherweise verursachte diese Diskriminierung bis in unsere Tage gewisse negative Auswirkungen bei der Ausübung medizinischer Berufe durch Frauen. Wie die Autorin herausfand, übte im Jahr 1999 jede 4. Frau mit Medizinstudium ihren Beruf nicht aus und die Hälfte von ihnen hatte keine Fachausbildung abgeschlossen. Eine Frau in medizinischen Führungspositionen ist die absolute Ausnahme. Aber vielleicht besteht hierbei gar kein so großer Unterschied zwischen den akademischen Berufen im Allgemeinen.

Man muss sich nach dem Studium dieser Arbeit fragen, wieso denn eine solch menschenfeindliche Entwicklung in der medizinischen Versorgung möglich war, nachdem in der Antike und in der arabischen und persischen Blütezeit die Heilkunde – und besonders die Tätigkeit von Frauen hierbei – so hoch geschätzt wurde. Es ist sicherlich nicht zu bestreiten, dass dies mit dem geänderten Frauenbild zusammenhing. Aber was bildete den Grund für diese Änderung? Zunächst muss gesagt werden, dass die alten Kulturen und Religionen dem Körper und seinem Wohlbefinden bereits im Diesseits großen Wert beilegte. Menschen zu heilen und vor Krankheit zu bewahren, war offensichtlich äußerst wichtig. Frauen nahmen dabei eine herausragende Rolle ein und waren hoch angesehen. Das Christentum hingegen legte von Beginn an mehr Gewicht auf ein gottgefälliges Leben und die Sorge um das Seelenheil. Der Körper spielte nur eine untergeordnete Rolle. Da die Frauen ohnehin als zweitrangig, wenn nicht gar als minderwertig galten, hatten sie kaum eine Chance mehr in einem angesehenen Heilberuf tätig zu werden. Dies, obwohl sie sich in der Antike als bestens geeignet zeigten, Krankenpflege und medizinische Forschung zu betreiben. Allenfalls hochgestellte Frauen schafften es später noch forschend in der medizinischen Wissenschaft tätig zu sein oder Führungspositionen einzunehmen. Die Folgen dieser Entwicklung sind bis heute spürbar.

Die Arbeit ist gut zu lesen und mit anschaulichen Illustrationen versehen. Leider hat der Verlag – oder die Autorin – keinen Wert darauf gelegt, durch Anmerkungen kenntlich zu machen, was Sekundärliteratur und was Originaldokumenten entnommen ist. Das schmälert allerdings den Wert des Buches nicht.

Detlef Vogel

HARTMUT JERICKE: Begraben und vergessen? Tod und Grablege der deutschen Kaiser und Könige. Von Kaiser Matthias bis Kaiser Wilhelm II. (1619-1941), DRW-Verlag, Leinfelden-Echterdingen 2007, 126 S., S/W-Abb.

Tod und Begräbnis Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1941 beenden die dreibändige Darstellung der letzten Stunden und Ruhestätten deutscher Kaiser und Könige (vgl. „Schau-ins-Land“ 126 [2007], S. 267f.). Das dort Gesagte gilt auch für diesen abschließenden Band. Der behandelte Zeitraum umschließt die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, beginnend mit Matthias, dessen Tod im Jahre 1619 zugleich eine Wende in der frühneuzeitlichen Staatenwelt in Gestalt des verheerenden dreißigjährigen Völkerkrieges markiert, und endend mit dem österreichischen Kaiser Karl I., dessen Ableben 1922 gleichfalls am Ende einer fast 1000-jährigen Epoche monarchischer Herrschaft nach einem noch vernichtenderen Weltkriege steht. Der Verfasser hat in seinem Verständnis von Österreich als einstigem deutschem Bundesstaate die Regenten des österreichischen Kaisertums nach der Abdankung Franz I. als römischer Kaiser im Jahre 1806 ebenso aufgeführt wie die Herrscher des aus dem norddeutschen Bunde gebildeten kleindeutschen Reiches im Jahre 1871.

Mit Kaiser Matthias verbindet sich aber auch die Verfestigung einer zentralen Grablege der habsburgischen Kaiser in Gestalt der Errichtung einer beständig erweiterten Gruft unter der Kirche des gegenreformatorischen Kapuzinerordens am heutigen Neuen Markt in Wien, somit zugleich religiös-politisches Programm der römisch-deutschen Kaiser in der Wiener Hofburg. Dabei bildete sich frühzeitig ein Begräbnisritual heraus, das die getrennte Bestattung von einbalsamiertem Leichnam, Herzen und Intestina

(Eingeweide) vorsah: Ersterem war die Kapuzinergruft vorbehalten, Herz und Zunge fanden Aufnahme in der Loreto-Kapelle der Augustinerkirche, seit Joseph II. im neu errichteten „Herzgrüft“ in der Georgskapelle der Augustinerkirche, die Intestina sowie Hirn und Augen wurden in die Herzogsgruft des Stephansdomes überführt. Bis auf die Kaiser Ferdinand II. (gest. 1637), der Graz als Grablege bestimmt hatte, Karl VII. (gest. 1745), der als Wittelsbacher seiner Residenzstadt München den Vorzug gab, und Kaiser Karl I., der politischer Umstände halber mit dem Exil auf Madeira Vorlieb nehmen musste, fanden alle anderen römischen-/österreichisch-deutschen Kaiser, nach Exenteration der sterblichen Hülle, ihr letztes Ruhekammerlein in der Kirche der Kapuziner. Damit hatte sich, nach frühen vergeblichen Versuchen, eine zentrale Begräbnisstätte zu institutionalisieren, mit der Erstarkung und Verfestigung habsburgischer Macht im Heiligen Römischen Reiche auch eine dauerhafte Grablege herausgebildet, die bis zum Ende des alten Reiches und darüber hinaus des österreichischen Kaiserhauses Bestand haben sollte.

Das preußisch-deutsche Kaiserreich dagegen konnte allein schon der Kürze seiner Dauer wegen einen einheitlichen Ruheort nicht herausbilden. Dabei waren die hohenzollerschen Regenten durchaus, alleine schon aus Legitimitätsgründen ihrer jungen Herrschaft, bestrebt, eine repräsentative „Begräbnisstätte für das königliche Haus“ (Friedrich Wilhelm IV.) als Ausdruck des königlichen Staatsverständnisses zu schaffen, die die alte barocke Gruftanlage im Berliner friderizianischen Dome ablösen sollte. Die Wirren der Märzrevolution, fehlende Zustimmung des das Budgetrecht besitzenden Landtages und gewandelte architektonische Vorstellungen, die zum Neubau des Berliner Domes unter Wilhelm II. führten, verhinderten letztlich dieses Ziel. Das schon für die Bestattung von Königin Luise errichtete Mausoleum diente daher lange Zeit als Ausweichquartier für die Familie Friedrich Wilhelms III. Leider geht der Verfasser auf diese Entwicklung nicht ein und verkürzt mit seiner Behauptung, die drei protestantischen Hohenzollernkaiser hätten auf eine zentrale Kaisergrablege verzichtet, die lange währenden Intentionen am preußischen Königshofe zur Errichtung einer solchen dynastischen Ruhestatt in Gestalt eines Camposanto. Dabei mögen auch die fortschrittlicheren Tendenzen der preußischen Monarchen am Ausgange des 19. Jahrhunderts dem Gedanken an die barocken Gruftanlagen mit ihren pompösen Sarkophagen abhold gewesen sein. Letztlich verhinderte die Verbannung Wilhelms ins Doerner Exil – gleich der Beisetzung Karls I. von Österreich – die Inanspruchnahme bestehender Grablegen in der Heimat. Das Fehlen neuerer Literaturhinweise bei den jeweiligen deutschen Kaisern erklärt freilich diese Missinterpretation. Auch hätte der Leser u. a. gerne gewusst, warum Kaiserin Friedrich, wie sich Victoria von Sachsen-Coburg und Gotha zum Andenken an ihren verstorbenen Mann Kaiser Friedrich III. fortan nannte, und ihre Töchter dem Trauergottesdienst in der Potsdamer Friedenskirche fernblieben; solche politischen Aspekte erspart der Autor seinem Lesepublikum weitgehendst. Dass überdies „die Mausoleen der Hohenzollernkaiser in Berlin, Potsdam und im holländischen Doorn nur noch von einigen wenigen Geschichtsinteressierten aufgesucht“ (S. 125) würden, lässt Zweifel an den spezifisch preußischen Kenntnissen des Verfassers aufkommen.

Ungeachtet dieser Einschränkungen kann auch der dritte Band dieser Reihe durchweg als schnelle und kurzweilige Information zu Todesart und Grablege der deutschen Kaiser und Könige genutzt werden.

Karlheinz Deisenroth

CHRISTINE KRÄMER: Rebsorten in Württemberg. Herkunft, Einführung, Verbreitung und die Qualität der Weine vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 7), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2006, 268 S.

Traminer – seit Jahrhunderten steht der klangvolle Namen für edlen Weißwein. Woher die Rebe stammt? Natürlich aus Tramin in Südtirol bei Bozen. Populäre Medien verkünden es plakativ. Auch traditionsreiche Nachschlagewerke tendieren in diese Richtung. Der Brockhaus: „Um 1000 erstmals in Tramin erwähnt“, oder der alte Meyer: „Von hier stammt die auch an den Rhein verpflanzte Traminer-Rebe“. Die Historikerin Christine Krämer kann dagegen nachweisen, dass der Traminer in Südwestdeutschland beheimatet und hier aus Wildreben entstanden ist. Sie sammelte eine Fülle von Belegen – ergiebig waren Reiseberichte aus dem 15. Jahrhundert von Pilgern oder Besuchern des Konstanzer Konzils – und fügte sie zu einer schlüssigen Aussage zusammen.

Der Name „Traminer“ stand im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit nicht für eine Rebsorte, sondern für eine Handelsmarke, die soviel wie Qualitätswein bedeutete. Anspruchsvolle Qualitäten wurden auch als fränkisch oder frentsch bezeichnet, schlichtere Gewächse als hunnisch oder heunisch. Wenn heute in Tramin Traminer und Gewürztraminer getrunken wird, handelt es sich um Weine aus Reben, die frühe-

stens im 19. Jahrhundert dort angepflanzt wurden. Denn Ampelographen, wie man die Rebsortenforscher griechisch nennt, wunderten sich im 19. Jahrhundert, dass sie nirgends in Südtirol die Traminerrebe antrafen. Auch ein sprachgeschichtliches Argument unterstützt Krämers Ergebnis: Wäre Tramin die Heimat der gleichnamigen Rebe, hätten die Einheimischen bodenständige Namen für ihre Traubensorte entwickelt. Die Benennung nach einem Ort gibt nur Sinn, wenn damit eine Wanderung dokumentiert wird.

Denkbar wäre nach dem Dargelegten eine Verwechslung von Rebsorte und Handelsnamen. Krämer tendiert jedoch zu der Annahme, dass im 15. Jahrhundert die in Südwestdeutschland viel angebaute Sorte bewusst nach der beliebten Handelsmarke benannt wurde, Vermarkter und Produzenten sich davon einen Vorteil auf dem Markt versprachen. Den Einfluss des Marktes betont die Autorin auch bezüglich der Entscheidung, welche Sorten die Weingärtner anpflanzten. Traditionell ging man davon aus, dass in erster Linie das Klima entschied. Krämer weist aber nach, dass die Wünsche der Konsumenten den Ausschlag gaben.

Die Bedürfnisse der Verbraucher sind der Mode und damit dem Zeitgeist unterworfen. Zwei Beispiele: Im 18. Jahrhundert dominierten Weine aus der Champagne und Burgund, im 19. Jahrhundert war es der Riesling vom Rhein. Gegenüber diesen und anderen Leitregionen attestiert die Autorin dem württembergischen Weinbau für ihren Untersuchungszeitraum eine Position der Unterlegenheit. Diese Wortwahl passt zu ihrer klaren sachlichen Sprache. Zur Entschädigung merkt sie aber an, dass die junge Erzeugergeneration heutzutage herausragende Weißweine aus der Sorte Sauvignon Blanc, einer Kreuzung aus Traminer und Cabernet Sauvignon, produziere. Unter den Rotweinen aus Württemberg hebt sie den Lemberger hervor, der seit 1860 angebaut und als Qualitätssorte anerkannt wird.

Als Gründe für die Nachrangigkeit der württembergischen Weine in der Vergangenheit führt Krämer die Sortenvielfalt an, ein Ergebnis der beständigen Orientierung an auswärtigen Anbaugebieten. So konnte sich keine Leitsorte etablieren, kein eigener Stil entwickeln. Auch die Besitzersplitterung hat genauso dazu beigetragen wie die starke Nachfrage nach preiswertem Wein durch die einheimische Bevölkerung, was zur Bevorzugung von Massenträgern führte. Ein Beispiel hierfür ist der Trollinger, der seit dem 18. Jahrhundert in Württemberg weit verbreitet war. Auch seine Herkunftsgeschichte ist kompliziert und beginnt lange vor seinem Auftauchen in Tirol.

Christine Krämer behandelt mehrere Dutzend verschiedener Rebsorten und ordnet sie ihren Epochen zu. Für das 16. und 17. Jahrhundert sind es: Heunisch, Traminer, Elbling, Burgunder, Muskateller, Gutedel, Pferdesheimer, Veltliner, Walmer und Fütterer, eine südwestdeutsche Qualitätssorte. Die Liste fürs 19. Jahrhundert ist lang: Riesling, Lemberger, Taubenschwarz, Affenthaler, verschiedene rote Burgundersorten, Weißburgunder und Chardonnay, Schwarzriesling, St. Laurent, Melon, Ortlieber oder Knipperlé und Sauvignon Blanc. Interessantes steht im Kapitel über den blauen Schleuchner, alias Primitivo oder Zinfandel, als dessen Heimat die Autorin Ungarn ansieht.

Hier ist ein beachtliches Buch entstanden, in dem sich immer wieder Neues entdecken oder nachschlagen lässt, zum Beispiel Klärendes angesichts der Begriffsverwirrung zwischen Tokaier, Burgunder und Ruländer. Im Ausblick benennt Christine Krämer, die mit dieser Arbeit in Tübingen promoviert wurde, weitere Forschungsfelder zur Geschichte des heimischen Weinbaus, zum Beispiel über die sozialen Verhältnisse der Weingärtner.

Renate Liessem-Breinlinger

Die Landesverwaltung Baden und das Staatssekretariat Wohleb 1945-1947, bearb. von KURT HOCHSTUHL, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Die Protokolle der Regierung von Baden 1), Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2006, XCIX und 240 S.

Obwohl die französische Besatzungsmacht in den frühen Nachkriegsjahren die Aufnahme von Ostflüchtlingen in ihrer Zone hinauszögerte und beschränkte, war das Thema „Flüchtlingsfürsorge“ von Anfang an aktuell: durch den Evakuiertenaustausch mit der amerikanischen Zone (Nordbaden), die Aufnahme von Personen aus dem französischen Sektor von Berlin und den Zustrom von Ausgewiesenen aus Österreich. Schon im Dezember 1945 diskutierte die von den Franzosen eingesetzte deutsche Landesverwaltung Baden über die Verpflichtung zur Übernahme von etwa 60.000 Flüchtlingen aus Österreich und dem Sudentengebiet. Im Mai 1946 befürchtete das nämliche Gremium, dass sich unter diesen „Elemente“ befänden, die wegen nationalsozialistischer Betätigung ihr Land verlassen müssten.

Archivalien, worin diese Vorgänge aus den Jahren 1945 bis 1947 dokumentiert sind, liegen neuerdings gedruckt vor, bearbeitet vom Leiter des Staatsarchivs Freiburg, Dr. Kurt Hochstuhl, und herausgegeben

von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg im Rahmen eines Projekts, das alle drei Landesteile umfasst, aus denen 1952 der Südweststaat (Baden-Württemberg) hervorgegangen ist: Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Baden. Der Leiter der Kommission, Prof. Dr. Anton Schindling, betont im Vorwort, dass dieses den Älteren selbstverständliche Wissen um die Bildung des Landes bei Jüngeren oder Zugezogenen nicht vorausgesetzt werden darf. In einem etwa 80 Seiten starken Textblock gibt Hochstuhl daher einen Überblick über die geschichtlichen Zusammenhänge. Er beginnt mit dem Kriegsende und der Bildung der Besetzungszonen und erinnert daran, dass bis November 1944 keine französische Zone vorgesehen war, es aber dem Drängen de Gaulles und der aktiven Rolle der Première Armée Française unter de Lattre gelang, Teile der geplanten britischen und amerikanischen Zone zu besetzen und schließlich zu behaupten. Aus Karlsruhe und Stuttgart mussten sich die Franzosen jedoch auf amerikanischen Druck wieder zurückziehen.

Im ersten Quellentext wird eine Sitzung vom 9. Oktober 1945 protokolliert, die in Karlsruhe unter Leitung des Reichsministers a. D. und späteren Ministerpräsidenten von Württemberg-Baden, Heinrich Köhler, stattfand. Dr. Alfred Bund, der von den Franzosen eingesetzte Finanz- und Wirtschaftsverwalter, amtierte damals noch für das gesamte ehemalige badische Staatsgebiet mit Regierungssitz in Karlsruhe, obwohl die geografische Abgrenzung zwischen Nord- und Südbaden seit Juli Faktum war und die französische Militärregierung für Südbaden sich schon in Freiburg installiert hatte. Quelle Nummer zwei dokumentiert eine Sitzung vom 22. November 1945 in Freiburg: Mittlerweile hatte sich die Landesverwaltung der neuen territorialen Aufteilung angepasst und die Utopie von der Wahrung der Einheit über die Zonengrenze hinweg aufgegeben. Dr. Bund referierte aus dem Finanz- und Wirtschaftsbereich von französisch Südbaden und warb unter anderem für die Förderung des Tabakanbaus als einer wichtigen Steuereinnahme für das industriearme Land.

Die Protokolle nennen die leitenden Akteure der Landesverwaltung und zeigen, wie sie die Vorgaben der Besatzungsmacht umsetzten, jedoch auch selbst Einfluss nahmen und Weichen stellten. Die Texte sind durch umfangreiche und detaillierte Anmerkungen erschlossen. Mit Hilfe der Personen-, Orts- und Sachregister kann man auch auf die einschlägigen Stellen im einleitenden Textteil zurückgreifen. Dort findet man eine vorurteilsbereinigte Darstellung der französischen Besatzungspolitik unter Berücksichtigung der Forschungen, die nach der Öffnung des Besatzungs-Archivs in Colmar 1986 entstanden sind, darunter Arbeiten der Historiker Wolfrum, Grohnert und Fässler. Der Benutzer findet auch eine Liste mit den Namen der Mitglieder der Landesverwaltung bzw. der vorläufigen Regierung von Alfred Bund (Finanzen), Erwin Eckert (Entnazifizierung) bis Paul Zürcher (Justiz) und natürlich Leo Wohleb, damals Leiter des Staatssekretariats und zuständig für Kultus und Unterricht.

Die vorrangigen Themen der Landesverwaltung waren die Ernährungskrise, die Wohnungsnot und die Entnazifizierung. Zum Stichwort „Flüchtlinge“ merkt Hochstuhl an, dass eine wissenschaftliche Aufarbeitung für Baden bislang ausstehe. Die hier publizierten Dokumente reichen bis ins Frühjahr 1947. In der Sitzung vom 25. April 1947 wurden Personalien diskutiert im Hinblick auf das im Mai bevorstehende Inkrafttreten der Verfassung, da „in einer politisch-parlamentarischen Konstellation auch ein Gleichgewicht in der Vertretung der Parteien in wichtigen Stellen hergestellt werden müsse“. Kurt Hochstuhl hat eine wichtige Quelle verfügbar gemacht. Die Fortsetzung der Publikation der Protokolle der Exekutive des ehemaligen Landes Baden ist vorgesehen und schon in Vorbereitung. Bearbeiter ist Dr. Christof Strauß.
Renate Liessem-Breinlinger

JÖRG LANGE: Die Dreisam. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, hg. vom RegioWasser e.V. Mitautoren: ISO HIMMELSBACH und NIK GEILER, Lavori Verlag, Freiburg 2007, 248 S., zahlr. Farb- u S/W-Abb. sowie Karten und Grafiken.

Alte Karten studieren und darauf Vertrautes erkennen, macht nicht nur historisch Interessierten Freude. In dem Band „Die Dreisam“ gibt es mehrfach Gelegenheit dazu: Eine französische Militärkarte aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs zu Beginn des 18. Jahrhunderts zeigt mit bemerkenswerter Präzision den Dreisamverlauf von Kirchzarten, vorbei an der Festung Freiburg durch den Mooswald hinüber an den Rand des Kaiserstuhls nach Eichstetten, Bahlingen und Riegel und ab hier mit der Elz vereinigt über Kenzingen und Rust bei Kappel in den Rhein. Die Südverlegung der Dreisam, eine Maßnahme im Zusammenhang mit dem Festungsbau im 17. Jahrhundert, wird in anschaulichen Planskizzen dokumentiert (bei den Bildbegleittexten sind hier die Zeitangaben ein bisschen durcheinander geraten). Eine französische

Karte von 1744, die anlässlich der Belagerung der Stadt im Österreichischen Erbfolgekrieg entstand, dokumentiert eine besonders drastische Maßnahme: Französische Soldaten bauten einen weit nach Süden ausgreifenden Umleitungskanal, der östlich der Kartaus begann. Gleich zu Beginn der Belagerung hatten sie den Gewerbekanal trockengelegt und so die Bevölkerung der Stadt vom Brauchwasser abgeschnitten.

Das erste Drittel des Buches behandelt die Geschichte, eingeleitet von einem Beitrag zu den geologischen Grundlagen, der Siedlungsgeschichte und der Klimaentwicklung. Unter der Überschrift „Geschichte(n) der alten wilden Treysam“ geht es um spektakuläre Hochwasserereignisse, die sich vor dem Bau des Dreisamkanals regelmäßig einstellten und große Schäden anrichteten, vor allem im Bereich Umkirch/Neuershausen, wo der Fluss bei geringem Gefälle stark mäanderte. Das Jahrhunderthochwasser von 1896 ist in Fotografien gut belegt. Damals wurden in Zarten Häuser eingerissen, die Kartauswiesen gleichen einem See und in Freiburg stürzte die Schwabentorbrücke unter dem Druck von Wassermassen und Treibgut zusammen. Diese Naturkatastrophe zeigt, dass die Dreisam auch nach dem Bau des Dreisamkanals nicht ganz gezähmt war.

Der Bau des 30 Kilometer langen Dreisamkanals, dessen erste Pläne Gottfried Tulla gezeichnet hatte, wird ausführlich behandelt. 1838 war das Werk vollendet. Doppeltrapezprofil ist ein Stichwort: Das Flussbett wurde in Trapezform ausgehoben und das Aushubmaterial rechts und links wieder – ebenfalls mit Trapezquerschnitt – aufgeschüttet. Der Autor macht eine interessante Anmerkung zur sozialen Komponente der Flussbaumaßnahme: Die damalige Gesetzeslage hätte die Ausführung auf der Basis von Frondienst erlaubt. Die Arbeiter, die aus den Anrainergemeinden stammten, erhielten jedoch Taglohn, was sich auf ihre Motivation positiv ausgewirkt habe. Fortsetzung des Dreisamkanals ist der Leopoldskanal, der bei Riegel zusätzlich das Wasser der Elz und der Glotter aufnimmt. 1842 wurde er eröffnet und nach dem damals regierenden Großherzog benannt.

In der Rubrik „Nutzungsgeschichte“ findet der Freund der Freiburger Stadtgeschichte Informationen über den Gewerbekanal, die Bächle und die Runzgenossenschaften. Iso Himmelsbach schreibt über die Entwicklung der Wasserrechte und verfolgt durch die Jahrhunderte, wie immer wieder neu versucht wurde, dem Gegensatz zwischen gewerblicher und agrarischer Nutzung gerecht zu werden. Erstaunlich, dass die „Breisgauer Wasserordnung“ schon vor über 500 Jahren forderte, dass man dem Fisch seinen freien Gang lassen solle – ein Thema, das im Großkapitel Zukunftsperspektiven ausgiebig angesprochen wird. Hintergrund der Fürsorge für die Erhaltung des Lebensraums der Fische, an erster Stelle der Lachse, war damals nicht die Sorge um das ökologische Gleichgewicht, sondern das Interesse an der Delikatesse Fisch, die auch zur Einhaltung der Fastengebote eine Rolle spielte.

Stichwörter aus dem Kapitel „Die heutige Dreisam“ sind Wasserqualität, Umgang mit Abwasser, Flora und Fauna im Flussbereich. Bei „Perspektiven für die Dreisam“ geht es um Wiederherstellung der Durchgängigkeit, Verbesserung der Gewässerstruktur durch engagierte Bürger oder Fragen zum Ausbau der Wasserkraft. Mit der Frage „Was können Sie tun?“ verabschieden sich die Autoren von ihren Lesern, in der Hoffnung, dass die Botschaft des optisch attraktiven und informativen Buches verstanden wurde.

Renate Liessem-Breinlinger

Südbaden unter Hakenkreuz und Trikolore. Zeitzeugen berichten über das Kriegsende und die französische Besetzung 1945, hg. von BERND SERGER, KARIN-ANNE BÖTTCHER, und GERD R. UEBERSCHÄR, Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2006, 488 S., Faksimilia, Fotos und Karten.

Zum 60. Jahrestag des Kriegsendes hatten Badische Zeitung und Südwestrundfunk ihre Leser bzw. Hörer aufgerufen, Erinnerungen an die Zeit unmittelbar vor und nach dem Ende des Krieges 1945 aufzuschreiben und zur Verfügung zu stellen. Das Echo übertraf weit die Erwartungen der Initiatoren. Besonders aussagekräftige Zeugnisse haben die Herausgeber ausgewählt, nach Sachbereichen geordnet (u. a. „Zum militärischen Kampf im totalen Krieg 1944/45“; „Kriegsalltag 1944/45“; „NS-Terror bis zum Schluß“; „Niederlage oder Befreiung?“) und den einzelnen Abschnitten ausführliche, abgewogene Einleitungen vorangestellt. Hilfreich sind Hinweise am Kopf des Berichts auf das Geburtsjahr der Zeugen sowie auf den Ort oder die Gegend, auf die sich die Aussagen beziehen. In ‚Kästen‘ eingeblenDET sind neun biographische Skizzen (der Freiburger Oberbürgermeister F. Kerber, General J. de Lattre de Tassigny u. a.). Ein Anhang mit Dokumenten (S. 415-462) sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis laden zu vertieftem Studium ein. Fotos und Faksimilia könnten den Leser anregen, eigene Dokumente als wertvolle Quellen zu erkennen und sie einem Archiv anzuvertrauen. Willkommen sind Abkürzungsverzeich-

nis und Glossar, ausführliche Register zu Personen sowie geographischen Begriffen; Namen wie Hiroshima, Normandie und Stalingrad deuten Dimensionen der Katastrophe an.

Der Band fasst zusammen, was man sonst in unterschiedlichen Veröffentlichungen erwartet: Wissenschaftliche Darstellung und persönliches Erleben. Stichworte mögen zeigen, dass der Band auch geeignet ist, Verständnis bei Nachgeborenen für Bewährung und Schuld der Generationen der Eltern und Großeltern zu wecken: Militärisches Geschehen; Durchhalteparolen und Endsiegphantasien bis zuletzt; erschreckend seltene Bekundungen gesunden Menschenverstandes; sinnlose Opfer von Kindersoldaten und Zivilbevölkerung; Hitlerjugend und Volkssturm. Zu begrüßen ist, dass in den ausführlichen Abschnitten zur Zeit seit dem Einmarsch der Alliierten (S. 242-404) auch dargelegt und problematisiert wird, was sonst oft tabuisiert bleibt: Plünderung und Raub, Geiselnahme und französische Kriegsgefangenschaft, sexuelle Belästigung und Vergewaltigung (als Täter wurden oft „Marokkaner“ genannt, eine Sammelbezeichnung für französische Soldaten aus Nord- und Westafrika). Erfreulich ist, dass darauf „Positive Erfahrungen mit Besatzungssoldaten“ folgen. Langfristig haben sie die deutsch-französische Verständigung begünstigt. Nach allem, was Angehörige beider Völker sich in zwei Weltkriegen und danach angetan haben, wirkt das gute Miteinander wie ein Wunder.

Norbert Ohler

Wege aus der Armut. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hg. von RAINER BRÜNING und PETER EXNER, Landesarchiv Baden-Württemberg/Generallandesarchiv Karlsruhe, Karlsruhe 2007, 60 S., Farb- und S/W-Abb.

„Ein Hauptgrund des Loosreißen der Lawine lag besonders darin, dass die steile Bergwand oberhalb dem Haus ganz kahl gewesen ist ...“ (S. 9). So schildert der Bericht des Oberamtmanns von Triberg treffend ein Unglück, das durch Abholzen verursacht worden war. Der ständige Raubbau am Wald wirkte sich nun aus, ebenso wie extreme Wetterverhältnisse. Gerade die klimatischen Veränderungen haben die Not eskalieren lassen. So ist das Jahr 1816 als „Jahr ohne Sommer“ bekannt, das ebenso zu Hungerkrisen führte wie die unzureichenden Getreideernten und die Kartoffelkrankheit Mitte der 1840er-Jahre. Und das bei einem Bevölkerungswachstum in Baden, das innerhalb von nur 35 Jahren um 37 Prozent angestiegen war! Auf lange Sicht gesehen entspannte die Zehntablösung sicherlich die ökonomische Situation vieler Landwirte, aber so mancher Kleinbauer brachte die Ablösungsgelder nicht auf und musste sein Land verkaufen. Ein Strukturwandel fand statt, der viele in die Stadt trieb, wo es vor der Industrialisierung noch keine Verdienstmöglichkeiten gab.

Mit dem Heft „Wege aus der Armut“ setzt das Generallandesarchiv Karlsruhe seine informative Reihe zur Geschichte Baden-Württembergs fort. Ansprechend gestaltet, mit farbigen Abbildungen auf der linken und Text auf der rechten Seite, geben zwölf Autoren, darunter zwei Frauen, einen knappen Überblick über die Probleme in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Mitarbeiter des Generallandesarchivs schöpfen durch ihre Archivarbeit aus dem Vollen und vermitteln sowohl dem Laien wie auch dem mit Geschichte Vertrauten ein plastisches Bild der Lebensverhältnisse in einer Zeit des Umbruchs. Den Ursachen, die zur Armut in Baden führten, wird ebenso nachgegangen wie den Lösungsmöglichkeiten zur Überwindung der Krisen. Bezeichnenderweise nehmen die Reaktionen auf die Not eines großen Teils der Bevölkerung nur relativ wenig Raum ein; noch erkannten nur wenige den Wandel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zur Zeit der Protoindustrialisierung. Abgeordnete wie Franz Josef Buß blieben Rufer in der Wüste mit ihren Forderungen nach kürzeren Arbeitszeiten und vierteljährlicher Kündigungsfrist in Fabriken. Dass eine Intervention des Staates auch in einer Zeit der Gewerbefreiheit zum Wohle des Volkes notwendig war, führte bald zur Verknüpfung von Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Während der Revolution von 1848/49 war noch zu erkennen, dass sich bereits Wege aus der Krise abzeichneten, nicht zuletzt durch staatliche Impulse und freiheitliche Gesetzgebung wie Gewerbefreiheit und Niederlassungsrecht.

Dem Thema entsprechend ist der größte Teil des Heftchens, 23 Seiten, den Lösungsmöglichkeiten vorbehalten, die mit der Tulla'schen Rheinkorrektion und dem Bau der Eisenbahnlinie zwischen Mannheim und Basel einen frühen „Take off“ in Gang setzten. Für den Bau des neuen Rheinbettes bei Eggenstein wurden 1816/17 täglich 3.000 Arbeiter benötigt. Hier erhielten sie für einige Zeit Arbeit und Brot, ebenso beim Ausbau des Schienennetzes. Auch nicht erbberechtigte Söhne aus Realteilungsgebieten fanden dadurch Verdienstmöglichkeiten. Dem Heimgewerbe von Uhrmachern, Webern usw. war dagegen keine große Zukunft beschieden; hier schufen erst Manufakturen und später Fabriken Abhilfe. Die völlig andere

Arbeitssituation veränderte jedoch gravierend Familienleben und soziales Umfeld. Aber das erlebten viele Badener nicht mehr, denn zwischen 1850 und 1855 wanderten knapp fünf Prozent der Bevölkerung des Großherzogtums aus, die meisten nach Amerika. Unter ihnen befanden sich auch etliche aus „Besserungsanstalten“. Wer hier blieb, sein Brot nicht verdienen konnte oder gar einen unsittlichen Lebenswandel führte, riskierte in Arbeitshäusern „erzogen“ zu werden. Kindern waren so genannte Rettungs-Anstalten vorbehalten, um „die Wohlfahrt und die Ruhe des Staates“ (S. 51) zu sichern. Ging es nicht eher um drohende Belastung des Staatssäckels als um das Wohlergehen der Kinder?

Insgesamt bietet das Heft einen ersten Überblick über die wirtschaftlichen und sozialen Probleme in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei allerdings der politische Hintergrund größtenteils ausgespart bleibt.

Ursula Huggle

Wirtschafts- und Sozialgeschichte seit 1918 – Übersichten und Materialien – Gesamtregister, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER und GERHARD TADDEY in Verbindung mit DIETER MERTENS, Redaktion: MARTIN FURTWÄNGLER und MICHAEL KLEIN (Handbuch der baden-württembergischen Geschichte 5), Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2007, XXIV und 1000 S.

Mit diesem Band liegt das – nach dem Historischen Atlas von Baden-Württemberg (1972-1988) – wohl ehrgeizigste Projekt der Kommission abgeschlossen vor. Von 1992 bis 2003 sind die ersten vier Bände (Band I in zwei Teilen) erschienen.

Im Vorwort deuten A. Schindling und H. Schwarzmaier an, dass Band 5 und das Gesamtwerk beim Benutzer einen zwiespältigen Eindruck erwecken können. Im I. Teil (S. 1-331) stellen Gert Kollmer-von-Oheimb-Loup und Hugo Ott Jahrzehnte dar, die durch die beispiellose Katastrophe der nationalsozialistischen Terrorherrschaft und des Zweiten Weltkriegs, zweimalige Geldentwertung, eine kaum für möglich gehaltene Erholung, Jahrzehnte des Friedens sowie durch tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen gekennzeichnet sind. In sechs Kapiteln bahnen die Autoren Wege durch gewaltige Stoff-, Quellen- und Literaturmassen zur Zeit von 1918 bis 1992: Einführung; Bevölkerung und soziale Verhältnisse; Land- und Forstwirtschaft; Handwerk und Industrie; Dienstleistungen; Staat und Wirtschaft. In dem imposanten Panorama einer krisenfesten Region finden auch Themen wie Coca Cola, Sport und Technologietransfer ihren Platz.

Wer sich zu Fragen der Wirtschaft kundig machen will, sieht sich mit einer Fülle von Daten bedient bis hin zu Hektarerträgen und der Milchleistung von Kühen, zur Dichte des Sparkassennetzes und zu Produktionszahlen einzelner Firmen. Für Tiefenschärfe sorgen Rückblenden in die Zeit des Ersten Weltkrieges und in das 19. Jahrhundert (etwa zur Elektrizitätswirtschaft). Grundlegende Fragen des Sozialbereiches werden in verschiedenen Zusammenhängen erwähnt, doch leider kaum ausgeleuchtet: Die Bedeutung von Religion und Konfession, der Umgang mit ausländischen Arbeitskräften, Fundamente des Bildungs- sowie des Gesundheitswesens. Banken und Bausparkassen werden als Block auf 55 Seiten dargestellt, der Nationalsozialismus unzusammenhängend und wiederholt fast verharmlosend (S. 38, 40, 44 u.ö.). Die Eingliederung der Vertriebenen wird als „eine herausragende politische und soziale Leistung“ gewürdigt (S. 79). Doch hier und sonst wird über Maßnahmen, Programmen und Strukturen kaum einmal deutlich, dass die Wirtschafts- und Sozialgeschichte es doch in erster Linie mit arbeitenden und dulden- den Menschen zu tun hat, mit deren Leid und Freude. Unterschiedliche Entwicklungen in Teilen des heutigen Bundeslandes werden herausgearbeitet, eher mehr, was Auswirkungen der Grenznähe seit 1919 für Baden angeht, eher weniger hinsichtlich der Zugehörigkeit zur amerikanischen bzw. französischen Besatzungszone seit 1945. Verzichtet wurde darauf, Aussagen durch Abbildungen und Figuren zu veranschaulichen oder sie in Form von Tabellen zu verdichten. Schwerer noch wiegt das Fehlen eines Sachregisters. Nur wer bereit ist, viele engbedruckte Seiten zu studieren, kann sich einen Überblick verschaffen zu Arbeitsdienst, Arbeitslosen, Arisierung, Demontagen, Entnazifizierung, Frauen, Hunger, Jugend, Konjunkturen, Krisen, Kühlschränke, Rüstung, Vereinen, Verstädterung, Wasserver- und -entsorgung, Westgrenzfonds. Das Gesamtregister reiht zwar Seitenzahlen zu ‚Württemberg‘ aneinander, auf insgesamt fast zehn Spalten! Doch zum Wirtschafts- und Sozialbereich hilft es nur weiter, wenn im laufenden Text die entsprechenden Personen- oder Ortsnamen erwähnt werden, etwa Daimler und Marshall bzw. Friedrichshafen und Grafeneck.

Teil II (S. 333-541) bringt – zusammengestellt von zahlreichen Autoren – Stammtafeln, Listen von Bischöfen der zehn Bistümer, die sich in das heutige Bundesland teil(t)en (seit den Anfängen), Listen der Kirchenpräsidenten bzw. Landesbischöfe der Evangelischen Landeskirche in Baden sowie in Württemberg (seit 1920 bzw. 1918), Listen von Ministern (seit 1815), ferner Tabellen zu Wahlen (seit 1868) und zur Bevölkerungsstatistik (seit 1806). Diese ‚Übersichten und Materialien‘ bilden willkommene Hilfen, ersparen sie dem Benutzer doch lästiges Nachschlagen in verschiedenen Werken.

Es folgt Teil III, das äußerlich griffig gestaltete Gesamtregister zu Bd. 1 bis 5 (S. 543-997). Ein Verzeichnis der 73 Mitarbeiter am ‚Handbuch‘, ergänzt um deren jeweilige Beiträge, rundet das monumentale Gesamtwerk ab (S. 998-1000).

Norbert Ohler

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse, Auswirkungen, Reflexionen, hg. von BERND MARTIN (Rombach Wissenschaften, Reihe Historiae 19), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin 2006, 348 S.

Der Sammelband ist aus einer Ringvorlesung des Historischen Seminars der Universität Freiburg im Sommersemester 2005 hervorgegangen. Absicht dieser Veranstaltung war es nach Bernd Martin, „den Zweiten Weltkrieg in vorsichtiger Form zu historisieren“ (S. 10). Damit setzte sich die Veranstaltung bewusst ab von dem aufgeregten Jubiläumshistorismus, wie er häufig in den Medien praktiziert wird.

Zwar ist aus der Distanz von 60 Jahren eine deutlich rezeptionsgeschichtliche Ausrichtung gewählt worden, doch die 15 Beiträge des Bandes umfassen eine breite Themenvielfalt, die auch andere Aspekte zulässt. Damit ist ein sehr anregendes Buch entstanden. Obwohl das Thema „Zweiter Weltkrieg“ üblicherweise die Domäne der Neuzeithistoriker ist, haben sich auch die anderen Teilbereiche des Historischen Seminars – sogar der Beitrag eines Romanisten (Joseph Jurt) ist zu vermelden – an diesem Unternehmen beteiligt. So konnte die Alte Geschichte antike Elemente in der „Thermopylenrede“ Görings anlässlich der Kapitulation Stalingrads (Hans-Joachim Gehrke) herausarbeiten, während die Mittlere Geschichte die Rolle der Freiburger Mediävistik in Kriegs- und Nachkriegszeit untersuchte (Thomas Zotz). Die Beiträge von Sylvia Paletschek und Hans-Erich Volkmann erweiterten diesen Aspekt, indem sie die Position der deutschen Universität vor, während und nach dem Krieg untersuchten. Der Wiederbeginn nach dem Krieg zeigte dann ein doppeltes Gesicht. Er war einerseits durch ein restauratives Wiederanknüpfen an die Universitätsstruktur des späten Kaiserreichs gekennzeichnet, andererseits wies er vielfältige Reformansätze auf, die weit in die Zukunft zeigten.

Mehrere Beiträge widmeten sich den Themen Kriegsführung und Kriegsende (Susanne Kuß, Heinrich Schwendemann, Dietmar Neutatz, Bernd Martin). Der Herausgeber Bernd Martin verband in seinem Beitrag über das Kriegsende die persönliche Erinnerung als Zeitzeuge mit der reflektierten Distanz des heutigen Historikers.

Breiten Raum wurde den am globalen Ereignis Zweiter Weltkrieg beteiligten Ländern eingeräumt (Sowjetunion, Großbritannien, USA, Frankreich, China). Bemerkenswert ist, wie gerade in Großbritannien und Frankreich die Erfahrung des Weltkriegs die Ausbildung nationaler Mythen hervorbrachte, so in Frankreich den Mythos der Résistance (Joseph Jurt) und in England ein Staatsbewusstsein (Franz-Josef Brüggemeier), das bis heute den Zweiten Weltkrieg als „Krieg des Volkes“ ansieht. Dabei wurde die historische Gestalt Königin Elisabeths I. geradezu zu einer charismatischen Figur, die in der Krisenzeit des Weltkriegs englische Werte verkörperte (Ronald G. Asch).

Der abschließende Beitrag von Ulrich Herbert unternimmt die umfassende und differenzierte Einordnung des Themas in die großen Entwicklungslinien der europäischen Geschichte, um schließlich die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs als Epochenscheide in sieben Punkten zusammenzufassen. Als wichtigstes bis heute nachwirkendes Ergebnis stellt er die Entstehung eines antitotalitären Grundkonsenses und die Ablehnung rechtsradikaler Ideologien heraus.

Aus der Ringvorlesung ist ein sehr anregendes Buch entstanden, das dem Leser viele verschiedenartige Denkansätze eröffnet. Jedoch besitzen die Einzelbeiträge oft unterschiedliche Tiefe, so dass man am Schluss einen Beitrag vermisst, der die stark divergierenden Aspekte der Beiträge nochmals gedanklich verbindet und vertieft. Dankbar ist der Leser für die ausgewählten Literaturhinweise am Ende jedes Beitrags, die eine schnelle Information ermöglichen. Ein Personenregister und die Kurzbiographien der Autoren schließen den Band ab.

Willy Schulze

Orts- und personengeschichtliche Literatur

550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Festschrift, Bd. 1: Bilder – Episoden – Glanzlichter, hg. von DIETER SPECK. Bd. 2: Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit, hg. von DIETER MERTENS und HERIBERT SMOLINSKY, Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2007, 315 und 304 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Zu ihrem 550. Jubiläum hat die Freiburger Universität eine fünfbändige Festschrift vorgelegt, deren ersten beiden Bände hier anzuzeigen sind. Verglichen mit früheren Festschriften, etwa jener zu Einweihung des neuen Kollegengebäudes (1911) oder zur 500-Jahrfeier (1957), fällt alleine schon der Umfang von zusammen mehr als 2.300 Seiten ins Auge, der nicht nur vom Bedeutungszuwachs der Universität selbst zeugt, sondern auch von der Zunahme wissenschaftsgeschichtlicher Forschung in den zurückliegenden Jahrzehnten.

Der von Dieter Speck verantwortete erste Band stellt die 550-jährige Universitätsgeschichte in „Bildern, Episoden, Glanzlichtern“ dar. Er ist als Text-/Bildband konzipiert; um ein Gleichgewicht herzustellen, ist der Text einspaltig gesetzt, ist flüssig geschrieben und kommt ohne Anmerkungen aus. Die Darstellung ist in vier größere Kapitel unterteilt, die auch einzeln gelesen werden können, und vereint Bekanntes und weniger Bekanntes: Neben den großen Zügen der Institutionengeschichte, kommen immer wieder Einzelpersonen und -ereignisse, eben Episoden, zu ihrem Recht. So wird der Leser hier mit der kuriosen Tatsache vertraut gemacht, dass die Universität bis heute die Präsentationsrechte auf die Pfarreien Jechtingen und Burkheim besitzt (S. 34, 38), erfährt von Hermann Staudinger und dem „Perlonjahrzehnt“ (S. 269) oder die Anekdote, dass Ferdinand Lindemann 1882 das Problem der Quadratur des Kreises bei einem Spaziergang von Günterstal über den Lorettoberg löste (S. 137f.), der 250 Jahre zuvor durch eine Stiftung der Professoren Wild und Helbling seine Kapelle erhalten habe (S. 71f.). Überhaupt wird die Verbindung zwischen Universität und Region, sei sie wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder intellektueller Natur, immer wieder deutlich. Doch nicht nur „Glanzlichter“, auch Schattenseiten kommen zur Darstellung. Ein eigener, rund 50-seitiger Teil ist der Zeit des Nationalsozialismus gewidmet, in der die Freiburger Universität überwiegend keine rühmliche Rolle spielte. Ein gewisser Schwerpunkt liegt nochmals auf der Nachkriegsentwicklung, rascher werden die zurückliegenden Jahre durchleuchtet; der jüngste Erfolg bei der Exzellenzinitiative kam für die Festschrift zu spät. Dieter Speck versteht es, die Universitätsgeschichte anschaulich, unterhaltsam und dennoch fundiert darzustellen; gerade auch die verzweigten Wege der modernen Wissenschaft werden mit erstaunlicher Detailkenntnis beleuchtet. Man merkt dem Band die umfangreiche Forschungsarbeit an, die in den vergangenen Jahren für die Einrichtung des „Uniseums“ geleistet wurde, wie man ihn überhaupt als Begleitbuch zu diesem Schaufenster der Universität verstehen und verwenden kann.

Der von Dieter Mertens und Heribert Smolinsky herausgegebene zweite Band widmet sich als Sammelband der Geschichte der Universität bis zum Ausgang des Alten Reichs. Angesichts eines disparaten Forschungsstandes beschränken sich die Autoren auf die Darstellung von Zäsuren und Wendepunkten. Kam in Band eins die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts auffallend kurz, so ist es nun die anschließende Jesuitenzeit. Offensichtlich wirken in der Forschung noch immer die Vorbehalte des 19. Jahrhunderts gegenüber den Jesuiten nach, sodass man über die eigentlichen Lehrinhalte „von denen Patres Jesuitern“ nur sehr wenig weiß.

Den Band eröffnet Dieter Mertens mit einem Beitrag über das Umfeld der Gründung der Universität und ihre Entwicklung im ersten „Jahrfünft“ ihres Bestehens bis zur Eröffnungsfeier 1460. In einer spannenden Beweisführung, bei der ein eingelegtes Schutzblatt und die Kanzleigewohnheiten Erzherzog Albrechts eine Rolle spielen, zeichnet Mertens die Entstehung der Gründungsurkunde von 1457 zwischen Wien und Freiburg nach und verteidigt ihre tatsächliche Ausfertigung. Der Beitrag des allzu früh verstorbenen Horst Ruth untersucht die Entwicklung der Artistenfakultät im 16. Jahrhundert anhand der überwiegend ungedruckten Statuten. Die in einem Band von 1602 überlieferten Statuten kann er in das Jahr 1528, noch vor den 1573 einzuordnenden *statuta antiqua* datieren (S. 47f.). Anhand der Statuten werden sodann Aufbau, Ämter und Gegenstand der Lehre nachgezeichnet und als große Zäsuren das Ende des Wegestreits und die Aufgabe der Lehrverpflichtung durch unbezahlte Magister (Regenzsystem) in den 1520er-Jahren sowie eine Studienreform und die Einführung des mit der städtischen Lateinschule konkurrierenden Pädagogiums 1572/73 herausgestellt. Eben dieses Wegestreits, der großen philosophisch-

theologischen Auseinandersetzung um die Bedeutung der Begriffe am Ausgang des Mittelalters, nimmt sich der Beitrag von Maarten J. F. M. Hoenen an. Anhand von Universitätsprotokollen, erhaltenen Drucken und Handschriften und ihrer Kommentierung beleuchtet Hoenen die universitäre Lehrpraxis in Philosophie und Theologie. Die philosophische Grundausrichtung prägte die Universitätsbesucher bis hin zum Gebrauch der Grammatik (S. 78). Karl-Heinz Braun beschreibt die Geschichte der Theologischen Fakultät von einfachen, von Raum- und Personalmangel gezeichneten Verhältnissen ausgehend, über die Zeit von Humanismus und Reformation bis zum Tod von Jodokus Lorichius († 1612), der als einer der „nachhaltigsten Freiburger Theologen“ (S. 118) vorgestellt wird, der „wie ein intellektuell erfahrener Pate an der Seite eines Sozialdisziplinierungsprozesses“ stand und damit zugleich in die Neuzeit wies: „Spätestens mit Lorichius wird mit dem Attribut ‚provinziell‘ die Freiburger Theologische Fakultät nicht mehr adäquat erfaßt“ (S. 119). Bettina Bubach unterstreicht in Ergänzung zu ihrer Dissertation (vgl. *Schau-ins-Land* 125 (2006), S. 207f.), dass sich die Rezeption des Römischen Rechts an der Universität eher im Bereich der Fakultätsgutachten, als in der eigenen Rechtspflege durch Senat und Konsistorium vollzog, bei der Sätze des Römischen Rechts mehr zur Demonstration von Buchgelehrsamkeit, denn als echte Argumente dienten. Allerdings waren diese Gremien auch überwiegend mit Laien besetzt. Alexander Hollerbach zeichnet Entwicklungslinien der juristischen Fakultät nach. Nach der Frühzeit, für die Namen wie Angelus de Besutio, Sebastian Derrer und Ulrich Zasius stehen, wird gegen die Ansicht von Michael Stoll-eis, dass das *Jus publicum* an der Universität Freiburg erst mit rund 150-jähriger Verspätung 1767 Einzug gehalten habe, vor allem das Wirken Johann Georg Kieffers hervorgehoben. Hier vermisst man ein klärendes Wort, dass es sich bei den unter seinem Namen veröffentlichten *Dissertationes* um Arbeiten seiner Schüler handelt, auch wenn das an der Bedeutung Kieffers wenig ändert. In den Jahrhunderten zuvor verlorenes Terrain machte dann der aufgeklärte Absolutismus gut. Er brachte eine enge Anlehnung an Wien und zugleich eine weitere Ausdifferenzierung der Fakultät durch die Aufnahme der Staats- und Finanzwissenschaften sowie der Rechtsgeschichte. Hollerbach schließt seinen Beitrag mit einem Ausblick in das 19. Jahrhundert, in dem sich der Übergang „vom aufgeklärten Absolutismus josephinistischer Prägung“ zum „Frühkonstitutionalismus süddeutscher Spielart (S. 149) vollzog, und in die „Rotteck-Zeit“ mit den „politischen Professoren“ Rotteck, Welcker und Duttlinger. Als letzter Vertreter der so genannten Reichspublizistik hatte Johann Anton Mertens 1817 nur noch über die „eheworige Reichs-Staatsverfassung“ (S. 152) gelesen. Kontinuitäten zwischen der späten österreichischen und frühen badischen Zeit betont Karl-Heinz Leven für die Medizinische Fakultät. Von den Neuerungen der thesianischen Reformen, die die bis dahin übliche medizinische Praxis von Grund auf veränderten, profitierte die vorderösterreichische Provinz langsam aber stetig: Maßnahmen wie die Umwandlung der Hospitäler in Krankenhäuser, die Verdrängung antiker Autoren durch Zeitgenossen im Lehrbetrieb, die Ausdifferenzierung der Professuren und Eingliederung der Chirurgie sowie die kontinuierliche Zunahme der Studenten von 12 (!) auf 50 schuf eine „klinische Medizin, die diesen Namen verdiente“ (S. 182). Die Reformen des aufgeklärten Absolutismus, die eine fruchtbare Verbindung mit lokalem philanthropischem Engagement eingingen, erfahren hier eine sehr positive Bewertung. Das mag auch daran liegen, dass mit Gerard van Swieten ein Fachmann von Rang im Zentrum der Wiener Reformtätigkeit stand. Wege und Irrwege der aufgeklärten Medizin zeigt Cornelia Brink in einem Beitrag über die Angst vor dem Scheintod auf, der indes keinerlei Bezug zur Freiburger Universität besitzt. Iris Becher befasst sich mit der Geschichte der naturwissenschaftlichen Sammlungen, die zunächst von barocker Schau- und jesuitischer Darstellungslust geprägt war. Nach dem Zusammenprall der unterschiedlicher Sammlungsprinzipien um 1800 (S. 236) verlagerte sich erst im 19. Jahrhundert das Interesse vom „Absonderlichen und Einmaligen“ zum „Typischen und Normalen“ (S. 199) und brachte eine Ablösung der älteren enzyklopädischen Kuriositätensammlungen durch Lehrsammlungen im heutigen Verständnis. In diesem Prozess spiegelt sich zugleich die Autonomisierung der Naturwissenschaften gegenüber dem Primat der Theologie. Eva-Maria Wagner zeichnet die Geschichte des Botanischen Gartens nach, der wegen seiner exponierten Lage noch mehr als die übrigen Universitäts-einrichtungen Opfer der frühneuzeitlichen Kriege und modernen Stadterweiterungen wurde. Dieter Speck nimmt sich der bisher wenig beachteten Reformbemühungen an der Universität nach 1716 an, die eine Erweiterung des Fächerkanons und eine Verkürzung des Grundstudiums beabsichtigten. Sie gingen von den vorderösterreichischen Landständen aus, integrierten „Elemente einer Ritterakademie in die Universität“ (S. 282) und brachten eine erste Niederlage der Jesuiten mit Signalwirkung: „Die Ablösung der kirchlich-geistlichen Institutionen im Bildungswesen durch eine weltlich-staatliche Bildungspolitik hatte in den habsburgischen Landen in Freiburg begonnen“ (S. 278). Mit einem Blick auf die theologische Fa-

kultät im Aufklärungszeitalter beschließt Heribert Smolinsky den Band. Auf dem Gebiet der Theologie war es eine „Zeit der hektischen Reformen“, die 1767 „in merkwürdig brutaler Weise“ (S. 288f.) eine längere Phase der Stagnation ablöste und neue, von Wien vorgegebene Strukturen schuf. Das Profil der „Reformtheologie“ in Freiburg bestimmt Smolinsky im Erscheinen progressiver Zeitschriften von überregionaler Bedeutung, dem Einfluss des Spätjansenismus und dem Wirken namhafter Professoren.

Insgesamt entwerfen die einzelnen Beiträge ein bemerkenswertes Panorama der Geschichte der Freiburger Universität in den ersten 300 Jahren ihres Bestehens. Obwohl die beleuchteten Zeitabschnitte und Probleme aufgrund unterschiedlicher Vorarbeiten und anderer Voraussetzungen zwangsläufig ausschnittsartig bleiben müssen, ist hier eine Summe der Forschung zur Universität auf dem neuesten Stand geboten, die über die ephemeren Feierlichkeiten des Jubiläumsjahrs hinaus ihren Wert behält. Clemens Joos

ROLF BÖHME: *Orte der Erinnerung – Wege der Versöhnung. Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt nach 1945*, Verlag Herder, Freiburg/Basel/Wien 2007, 128 S., zahlr. Abb.

Im Juni 1985, nachdem in Brasilien der Leichnam des 1979 dort verstorbenen SS-Arztes im Konzentrationslager Auschwitz, Josef Mengele, identifiziert worden war, wurde Rolf Böhme, von 1982 bis 2002 Oberbürgermeister in Freiburg i. Br., damit konfrontiert, dass dieser häufig in Freiburg gewesen war und enge familiäre Beziehungen dorthin hatte. Böhme war fassungslos: Er hatte das nicht gewusst, obwohl – wie sich dann herausstellte – viele Ämter mit dem Fall befasst gewesen waren. Mit dieser Erinnerung beginnt Böhme sein Buch. Ein typischer Vorgang: Welche Stadt in Deutschland hatte nicht einen Nazi-Verbrecher in ihren Mauern geborgen? Welche Stadt hatte sich ihrer Vergangenheit während des „Dritten Reiches“ 1985 bereits gestellt? War es nicht eher die Regel, dass die Verantwortlichen versuchten, die lokalen Geschehnisse, die durchaus noch zahlreiche lebende Personen betrafen, aus der öffentlichen Diskussion herauszuhalten?

Rolf Böhme war umso mehr betroffen, als ihm und seiner Frau Margret die Aufarbeitung der Geschichte Freiburgs im Nationalsozialismus und insbesondere des Schicksals der jüdischen Bürgerinnen und Bürger ein Herzensanliegen ist. Fast zur gleichen Zeit wie der Schock über Mengele fand der Spatenstich für den Bau der neuen Synagoge statt; die alte war im Novemberpogrom von 1938 abgebrannt worden. Anlässlich dieses Ereignisses hatte der Oberbürgermeister dafür gesorgt, dass diejenigen Jüdinnen und Juden, die die Shoah überlebt hatten und deren Adressen ausfindig zu machen gewesen waren, nach Freiburg eingeladen worden waren. Weitere Besuche ehemaliger Freiburger Juden folgten ebenso wie Gegenbesuche in die USA und nach Israel oder Reisen von Freiburger Delegationen nach Gurs, dem Ort in den Pyrenäen, in den ein Großteil der badischen Juden im Oktober 1940 deportiert worden war.

Für die verschiedenen Ereignisse, die zur Sprache kommen, liefert der Autor knappe Abrisse der historischen Zusammenhänge, damit die Darstellung verständlich wird. Sinnvollerweise hat er aber darauf verzichtet, mit geschichtswissenschaftlichen Werken in Konkurrenz zu treten. Im Mittelpunkt stehen seine persönlichen Erinnerungen. Häufig verbindet er sie mit den Schicksalen von Menschen, die er in Gesprächen erfahren hat und denen im Stadtarchiv nachgegangen worden ist. So ist ein sehr unmittelbares, oft bewegendes Buch entstanden.

Immer wieder war Böhme überrascht, wie präsent Freiburg noch in den Köpfen, in den Erinnerungen der Jüdinnen und Juden war, mit denen er sprechen konnte, aber auch, wie wenig die ältere Generation der Freiburger vom Schicksal dieser Verfolgten hören wollte. Deshalb setzte er sich sehr für entsprechende Forschungen an der Universität und im Stadtarchiv, für öffentliche Veranstaltungen, die diese bekannt machen sollten, für die Förderung anderer Initiativen und für Orte des Gedenkens ein. Ihm lag an einer lebendigen Erinnerung, nicht an Ritualen. Sein Bestreben, die Geschichte wach zu halten, beinhaltete auch die Auseinandersetzung mit heutigen Formen des Antisemitismus, des Rassismus und der Ausländerfeindlichkeit. Das gehörte für ihn zur Aussöhnung mit denen, denen Unrecht geschehen war, und zu seinem Wunsch, in Freiburg eine Atmosphäre des „Miteinander Lebens“ zu schaffen. Böhme weiß, dass „es nicht wieder gut wird“, wie es eine aus Freiburg stammende Jüdin ausdrückte. Aber er weiß auch, dass die einzige Möglichkeit, mit dieser Last umzugehen, darin besteht, sich der Vergangenheit zu erinnern und daraus Folgerungen für das eigene Handeln zu ziehen.

Heiko Haumann

Flurnamen, Straßennamen, Sagen und Erzählungen von Staufen, Grunern und Wettelbrunn, bearb. von WERNER SCHÄFFNER, Selbstverlag, Staufen 2005, 128 S., 3 Faltpläne.

Bereits im Jahr 1988 veröffentlichte Werner Schäffner erstmals seine Zusammenstellung der Flur- und Straßennamen sowie der örtlichen Sagen und Erzählungen. Da diese bald vergriffen waren und wiederholt Interesse an dem Werk geäußert wurde, entschied sich der Bearbeiter zu einer aktualisierten und erweiterten Neuauflage, die beispielsweise auch seit der Erstauflage neu hinzu gekommene Straßennamen enthält.

Es sind eigentlich recht unterschiedliche Quellengattungen, die der Bearbeiter hier in einem Band zusammengefasst hat. Die Flurnamen enthalten teilweise sehr alte Informationen zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte. Merkmale wie etwa Bewuchs, Bewirtschaftung, Lage oder Besitzverhältnisse schlugen sich einst in der Bezeichnung des betreffenden Flurstücks nieder. Manchmal sind die Namen fast selbsterklärend – so etwa der Staufener „Mühlegarten“ –, andere hingegen müssen erläutert werden: Dass eine „Breite“ Land war, das zu einem Herrenhof gehörte und in der Regel den besten Boden umfasste, dürfte heute eher wenigen Leuten geläufig sein, obwohl sich dieser Flurname auch auf vielen anderen Gemarkungen finden lässt. Schäffner hat die Mühen, hier Erklärungen zu liefern oder zumindest anzubieten, auf sich genommen und führt den Leser damit über die Flurnamen in wohl den Meisten vorher unbekannte Bereiche des vor allem mittelalterlichen Lebens und Wirtschaftens. Neben den Beschreibungen enthält der Band am Ende eingelebte Pläne der drei Gemarkungen aus dem großherzoglich-badischen Katasterbüro aus dem 19. Jahrhundert, worauf noch die alten Flurnamen aus der Zeit vor der Industrialisierung und dem großen Wachstum der Siedlungen in der Nachkriegszeit zu entnehmen sind.

Zwar mag sich dem Leser die Bedeutung vieler Straßennamen erschließen, doch hier liegt der Nutzen des Bandes wiederum in vielfältigen Erklärungen. Darüber hinaus verzeichnet Schäffner auch Straßennamen, die heute nicht mehr geläufig sind und verhindert, dass diese ganz in Vergessenheit geraten.

Eine ganz andere Gattung sind die Sagen und Erzählungen. Hierin steckt vielfach ein historischer Kern, um den dann im Lauf der Jahrhunderte gewisse Traditionen gewoben wurden. Der Historiker mag sich auf die Suche nach eben diesen Kern begeben, andere können die Sagen als teilweise für eine Ortschaft oder Gegend typische Erzählung lesen. Die berühmteste der Staufener Sagen dürfte die Erzählung über Doktor Faustus sein, die durch die dramatischen Bearbeitungen – insbesondere Goethes – weltweit bekannt wurden. Weniger Verbreitung fanden die vielen anderen Geschichten, die Schäffner referiert. Manche sind spezifische Erzählungen, die in engem Zusammenhang mit Staufen und den dortigen Personen stehen – etwa die Episoden über die Herren von Staufen – andere sind allgemeines Sagenut, das sich auch andernorts finden lässt.

Der Wert der Zusammenstellung besteht vor allem darin, dass hier vielfältige Informationen über die Vergangenheit bewahrt werden. Der Leser mag diese als Grundlage für weitere Forschungen oder schlicht als vergnügliche Lektüre nehmen.

Boris Bigott

Matthias Faller. Der Barockbildhauer aus dem Schwarzwald, hg. von der Gemeinde St. Märgen und dem Kloster Museum St. Märgen, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2007, 192 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Im Sommer 2007 würdigte das Kloster Museum St. Märgen den Schwarzwälder Barockbildhauer Matthias Faller anlässlich seines dreihundertsten Geburtstages mit einer eindrucksvollen Ausstellung. Ein stattliches Begleitbuch gab dem Besucher die Gelegenheit, sich weiter in die Welt des süddeutschen Barock und Rokoko zu vertiefen, um den Künstler und sein „Umfeld“ genauer kennen zu lernen. Alle Autoren, die für diesen Band gewonnen wurden, hatten sich bereits als exzellente Kenner der Kunst des 18. Jahrhunderts ausgewiesen. Es seien hier nur einige Namen genannt: M. Hermann, H. Brommer, H.-O. Mühleisen oder E. Irtenkauf. Die Werkreihe, die M. Hermann am Schluss des Katalogbandes in chronologischer Ordnung von 1732 bis 1790 auflistet, bestätigt nachhaltig Fallers schier unglaubliche Schaffenskraft bis ins hohe Alter hinein. Der St. Märgener Abt Petrus Glunk dürfte wohl den Kern des Faller'schen Wirkens genau getroffen haben: Als der Laienbruder Floridus (= Matthias Faller) 1737 um seine Entlassung aus dem Kloster bat, notierte der Abt in sein Tagebuch: *weillen er nichts anderes thun wollen als bey seiner Kunst verbleiben*. Dabei führte Faller alles andere als ein unstetes Künstlerleben. Abgesehen von den vier Lehr- und Wanderjahren, die ihn nach Colmar, Augsburg, Münster, Wien, Prag und möglicherweise auch nach Rom brachten, blieb sein Lebenskreis bestimmt durch die beiden Schwarzwaldklöster St. Peter (1751-1771) und St. Märgen (1771-1791). Wie sich die unterschiedlichen Welten der zwei

benachbarten Institutionen auch in Fallers Biographie spiegeln, schildert H.-O. Mühleisen. M. Hermann entwirft in einem einleitenden Beitrag mit knappen Strichen Matthias Fallers Leben und Werk. E. Irtenkauf sucht in den von ihr bearbeiteten Tagebüchern der St. Märgener Äbte nach Spuren des schweigsamen Künstlers. Im Umkreis der zwei Klöster fertigte er unermüdlich Altäre und Einzelplastiken für Kirchen und Klöster im Schwarzwald, Breisgau und Elsass. St. Zumbrink und G. Linke ordnen seine Arbeit in den größeren Zusammenhang der Bildhauerei des 18. Jahrhunderts am südlichen Oberrhein und im Schwarzwald ein.

Herzstück des Katalogs aber ist ein Werkteil von über hundert Seiten, worin zahlreiche Skulpturen, Altäre oder Altaraufsätze und sonstige Werke des Meisters in Bild und Text vorgestellt werden. Es ist eine engagierte Einladung an den Leser, sich auf das reiche Werk des Barockbildhauers aus dem Schwarzwald einzulassen.

Eugen Hillenbrand

HANS HARTER: Der Teufel von Schiltach. Ereignisse – Deutungen – Wirkungen. Mit einer Quellendokumentation (Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach 2), Stadt Schiltach, Schiltach 2005, 140 S., zahlr. S/W- und Farb-Abb.

Ein erschrocklich Warhafftige History wie es yetz auff den Gründonnerstag im Kintzgerthal zů Schiltach im dreyundreissigsten jar / der listig Teüfel die frumen leüt daselbs / mit falschen worten / pfeiffen / allerley gesang / rc. betrogen / zů lest die Statt gar verderbt / und verbrent hat. Dies sind die einleitenden Worte aus einem Flugblatt, das angeblich 1533 nur zwei Wochen nach dem schrecklichen Brand von Schiltach verfasst wurde und die Ereignisse in einer Intensität schildert, als wäre man „live“ dabei gewesen. Hans Harter ist es zu verdanken, dieses der Forschung bislang unbekanntes Dokument in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart aufgespürt und durch sein Buch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.

Die Geschichte des „Teufels von Schiltach“ ist bei den Bewohnern der Stadt wie keine andere historische Begebenheit im Gedächtnis haften geblieben. Dies veranlasste den Autor, der über seine Heimatstadt Schiltach bereits zwei Bücher geschrieben hat und somit als ausgesprochener Kenner der Stadtgeschichte gilt, dem Vorfall auf den Grund zu gehen und gründlich aufzuarbeiten. Zunächst stellt er die wichtigsten Quellen vor und gibt deren Inhalt wieder. Hierzu zählen neben dem eingangs erwähnten Flugblatt z. B. die Briefe des Erasmus von Rotterdam, die Chronik des Villinger Ratsherrn Heinrich Hug, die Weißenhorners Historie des katholischen Kaplans und Notars Nikolaus Thoman sowie die Zimmersche Chronik. In einem zweiten Kapitel führt er die Aussagen der Schriften zusammen und rekonstruiert die Ereignisse bis ins Detail: Beginnend mit dem Auftauchen eines „Gespensts“ im Schiltacher Wirtshaus am 24./25. März 1533, die Befragung des Teufels, der misslungene Exorzismus, die Rolle der Magd, über den Brand am 10. April und die Hinrichtung der angeblichen Hexe in Oberndorf nur elf Tage nach der Katastrophe. Abschließend widmet sich der Autor dem Weiterwirken des „Teufels von Schiltach“ als Sprichwort, in Wunder- und Exempelbüchern, in Sagen und einem historischen Roman (von Wilhelm Jensen, der sich bekanntermaßen auch in Freiburg zugetragenem Ereignissen schriftstellerisch annahm) oder der Kunst. Selbst ein Fernsehfilm entstand im Auftrag des Südwestrundfunks 1984 und an Fasnacht treibt im Narrengewand der „Teufel“ noch heute sein Unwesen, „denn ohne mich – so schön es wär, geht’s nicht auf dieser Welt.“

Dem Autor gelingt mit diesem Buch ein wichtiger und gut lesbarer Beitrag zur Schiltacher Stadtgeschichte, der sowohl den interessierten Laien als auch den Wissenschaftler – dank der im Anhang befindlichen Quellendokumentation – zufrieden stellen dürfte und alle Fragen zu diesem Thema beantwortet. Am Ende bleibt nur, sich dem Wunsch des ungenannten Autors – vermutlich des Schiltacher Pfarrers – vom zu Beginn zitierten und im religiös-theologischen Geist verfassten Flugblatt anzuschließen, der im dortigen Schlusssatz zum Ausdruck kommt: *Gott der herr schicke uns alles zugütem / Amen.*

Hans-Peter Widmann

FRANK-RUTGER HAUSMANN: Hans Bender (1907-1991) und das „Institut für Psychologie und Klinische Psychologie“ an der Reichsuniversität Straßburg 1941-1944 (Grenzüberschreitungen. Beiträge zur wissenschaftlichen Erforschung außergewöhnlicher Erfahrungen und Phänomene 4), Ergon Verlag, Würzburg 2006, 172 S., 1 CD-ROM mit Bildmaterial.

Die dreijährige Tätigkeit Hans Benders an der 1941 neugegründeten Reichsuniversität Straßburg (RUS)

steht im Mittelpunkt der aktuellen Studie Frank-Rutger Hausmanns, der sich mit zahlreichen bahnbrechenden Publikationen zur Wissenschaftsgeschichte im Nationalsozialismus einen Namen gemacht hat. Hausmann nähert sich der Fach- und Institutionengeschichte des Psychologen Bender zunächst im Kontext der widersprüchlichen Entstehungsgeschichte der Straßburger Reichsuniversität, die sich zwischen den Ambitionen des Gauleiters Robert Wagner für den geplanten Gau Baden-Elsass und dem Reichserziehungsministerium abspielte. Dabei stellt die Konzeption der neuen Reichsuniversität, die sowohl als Vorzeiguniversität als auch durch das wissenschaftliche Renommee einer Großuniversität von sich reden machen sollte, eine Rolle. Straßburg sollte als Ziel die Ablösung der Pariser Sorbonne als französische Spitzenuniversität haben. Diesen Abschnitten schließt sich die Beschreibung der ersten Karriere-schritte Hans Benders in Bonn an, die ihn durch Netzwerke an die neue Reichsuniversität nach Straßburg führten. Hausmann schildert einfühlsam Benders wissenschaftliche Ambitionen, seine regimiekonforme Anpassung und sein Abwägen ebenso wie seine vorsichtige Distanz und sein Taktieren bei seinen Forschungsgegenständen, die sowohl auf Interesse wie auch auf erhebliche Ablehnung durch den Nationalsozialismus stießen. So wird Benders wissenschaftlicher Werdegang in Straßburg zu einem Balanceakt seines wissenschaftlichen Überlebens, das von seiner unumgänglichen politischen Anpassung im Sinne eines Mitläufers in einem wissenschaftlichen Nischendasein geprägt wurde. Folgerichtig wurde er auch nach 1945 als Mitläufer eingestuft. Die Netzwerke zeichnet Hausmann auf seine ihm eigentümliche Weise durch biographische Zeugnisse und durch sein Gespür für das Auffinden von aussagekräftigen Ersatzüberlieferungen der Straßburger Reichsuniversität mit erstaunlicher Datendichte nach. Basis der Arbeit war eben nicht nur der Nachlass Hans Benders im Archiv des Institutes für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg, sondern zahlreiche weitere, schwer zugängliche Aufzeichnungen, wie z. B. die autobiografischen Aufzeichnungen von Ernst Rudolf Huber oder die Erinnerungen von Hans Ferdinand Schulz. Hier würde man sich wünschen, dass diese Materialien auch künftig und für alle Forschungsinteressierte öffentlich zugänglich sein werden. Schließlich ist die Person Benders auch ein Beispiel für einen Lebensweg im Niedergang des Nationalsozialismus, im erwarteten und schließlich doch überraschend schnell eintretenden Fall Straßburgs, den Bender vorausahnend durch Sicherstellung und Überstellung seiner Materialien in den Schwarzwald doch relativ unbeschadet überstand.

Die biografische Skizze Benders wurde zugleich zu einer Skizze vom Werden und Niedergang der Reichsuniversität Straßburg, welche durch die dem Band beigelegte CD mit Quellen und Textmaterial auch einen wichtigen Baustein zur Geschichte der Straßburger Reichsuniversität darstellt. Der einfühlsame Stil des Autors, fern von belehrenden Tendenzen, von Heroisierung oder einer besserwisserischen Verurteilung Benders, bei Offenlegung und Analyse der vielschichtigen Handlungsstränge ist von besonderer Qualität. Die Untersuchung Hausmanns ist weit mehr als ein biografischer Einblick in die Straßburger Universitätsgeschichte.

Dieter Speck

HEIKE MITTMANN: Das Münster zu Freiburg im Breisgau, hg. vom Freiburger Münsterbauverein, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 42007, 72 S., zahlr. Abb.

Die schwärmerischen Superlative, an denen der verbale Münsterschatz reich ist, findet man nur andeutungsweise in dem neuen kleinen Münsterführer, den die wissenschaftliche Mitarbeiterin und Kunsthistorikerin der Münsterbauhütte bearbeitet hat. Die klaren Tatsachen sind ihr wichtig: Das Münster ist nicht nur hinreißend schön, es zeichnet sich vor allem dadurch aus, das es noch im Mittelalter vollendet wurde, was nur bei wenigen großen gotischen Kirchenbauten der Fall ist. Der 116 Meter hohe Westturm stand 1330/1340 fertig da: Als Neuheit präsentierte er den ersten vollständig durchbrochenen gotischen Steinhelm, der oft nachgeahmt wurde, besonders intensiv von den Neugotikern im 19. Jahrhundert. Der monumentale Ostchor mit seinem Kapellenkranz wurde 1513, noch in der spätgotischen Stilepoche, geweiht.

Wer das Heftchen zu Hilfe nimmt, kann auf der Südseite des Münsters die Baugeschichte ablesen: Massiv, flächig und geschlossen wirkt die Architektur des spätromanischen Querhauses. Die Rundbögen der Fenster wiederholen sich bei den beiden Hahmentürmen, deren gotische Bekrönung zum Westturm passt im Stil und nach der Farbe des Sandsteins, der hier durchgängig dunkelrot ist, während in der romanischen Phase auch gelbliches Material verwendet wurde. Das gotische Langhaus mit seinen sechs Jochen wurde nicht in einem Zug erbaut. Die beiden Ostjoche, die sich an das Querhaus anschließen, stammen aus der frühesten Phase des gotischen Stils in Süddeutschland. Aus Frankreich kommend, wurde er um

1220 erstmals in Straßburg umgesetzt und von den Freiburger Bauleuten übernommen. Während der romanischen Epoche war Basel Vorbild gewesen. Der erste Langhausabschnitt hat gerade wegen seiner spürbaren Schwerfälligkeit und Unsicherheit für die Architekturgeschichte eine besondere Bedeutung. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Publikation, das Konstruktive sichtbar zu machen, auch beim Rundgang durch das Münsterinnere, wo überall eindrucksvolle Details die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Basler Einfluss wird bei den Ausführungen über die Nikolauskapelle im Erdgeschoss des südlichen Hahenturms wieder angesprochen.

Die Portale werden beschrieben, beginnend mit der Gegenüberstellung des romanischen Nikolausportals mit dem gotischen Lammportal auf der Südseite. Das Schöpfungsportal auf der Nordseite wird kunstgeschichtlich gewürdigt. Der reich mit Figuren geschmückten Vorhalle ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Darin wird die Spur nach Straßburg wieder aufgenommen. An der Gestalt des Fürsten der Welt und der neben ihm stehenden Voluptas sind die Parallelen besonders gut abzulesen. Der kleine Münsterführer verschafft dem Betrachter dank einer Planskizze, die den 36 Skulpturen an den Wänden ihre Namen zuweist, einen Überblick. Die Themen im horizontal dreigeteilten Tympanon sind ebenfalls in die Skizze eingetragen. Eine hilfreiche Grafik zeigt den Münstergrundriss mit einer farblichen Kennzeichnung der Stilepochen, den Namen der Portale und Nischen im Langhaus und der 13 Kapellen des Chorumgangs. Eine weitere Grafik ist dem Kapitel über die farbigen Münsterfenster beigegeben. Die Autorin betont, dass die Glasfenster zum großen Teil original aus dem Mittelalter erhalten sind.

Wer mehr über das Münster wissen will, findet im Anhang neben praktischen Hinweisen auf Besichtigungszeiten und Führungen eine Literaturliste mit über 20 Titeln. Renate Liessem-Breinlinger

GERHARD MOEHRING: Kleine Geschichte der Stadt Lörrach (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2007, 177 S., S/W-Abb.

Mit seiner Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ wendet sich der Karlsruher G. Braun Buchverlag an ein Zielpublikum, das nicht zu ausführlicheren Ortschroniken greifen würde. Durch die kurze und geraffte Darstellung hofft man, auch solche Leute zu erreichen, die für längere Texte nicht mehr die „Zeit oder die Kraft haben“ (S. 7). Nach mehreren weiteren „Kleinen Geschichten“ verschiedener Städte und Landschaften wurde nun von Gerhard Moehring, dem langjährigen Leiter des Lörracher Burghof-Museums, ein Bändchen zur Geschichte Lörrachs vorgelegt.

Das Buch besteht im Wesentlichen aus zwei großen Komplexen. Einerseits die Ortsgeschichte im engeren Sinn, wobei die heutigen Teilorte der Stadt Lörrach mit berücksichtigt wurden. Nach einigen Vorbemerkungen zu Landesnatur und Vorgeschichte wird den Erstnennungen Lörrachs und seiner Ortsteile sowie den lokalen Adligen im Mittelalter gedacht. Weitere, für Lörrach besonders wichtige Eckpunkte waren die Reformation, die Badische Revolution von 1848/49 sowie die Industrialisierung. Der historische Teil wird bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg geführt. Darüber hinaus ist den Lörracher Bauten, die jeweils mit Bild und kurzem Begleittext vorgestellt werden, ein umfangreicher Teil gewidmet. Verschiedene kleinere Teile zu den Lörracher Wappen, eine Zeittafel und eine Literaturliste sowie zwei Anhänge zu den Lörracher Vögten und Bürgermeistern und bedeutenden Persönlichkeiten der Stadt runden den Band ab.

Das Anliegen, neue Leserkreise für ortsgeschichtliche Darstellungen zu gewinnen, ist sehr zu begrüßen. Auch die Vorgehensweise, etwaige Berührungspunkte mit teilweise recht monumentalen Stadtchroniken zu umgehen, indem man stattdessen kurze Texte in einem handlichen Bändchen anbietet, ist durchaus richtig. Dennoch kann die Umsetzung dieses Konzepts beim vorliegenden Band nur bedingt als geglückt angesehen werden. Ein Zielpublikum, das nicht etwa zu der voluminösen Lörracher Ortsgeschichte von 1983 greifen möchte, dürfte vor allem aus Leuten bestehen, die über wenige oder gar keine Vorkenntnisse verfügen. So sehr die Kürze der Darstellung diesem Publikum entgegen kommen mag, sie kann nicht das einzige Kriterium sein. Die wenigen Informationen, auf die sich der Autor notwendiger Weise beschränken muss, dürfen nicht unkommentiert und unerklärt stehen bleiben. So hätte man durchaus ein Wort darüber verlieren können, weshalb die Erstnennungen der Ortschaften durchweg in klösterlichen Zusammenhängen stehen. Auch einzelne Begriffe wie etwa die „Gotteshausleute“ gehören erklärt, lateinische Zitate müssen übersetzt werden, selbst wenn sie kurz sind (S. 22).

Der Text macht insgesamt den Eindruck, als ob er durch starke Kürzungen aus einer ursprünglich längeren Version entstanden sei. Vielfach stehen Informationen dicht nebeneinander, die erzählerisch nicht

mehr richtig miteinander verknüpft werden. Sobald sich der Leser von vornherein gut mit der Lörracher Geschichte auskennen muss, um sich in dieser dichten Darstellung noch zurecht zu finden, kann die „Kleine Geschichte“ ihr eigentliches Zielpublikum nicht erreichen. Ein angenehmer Lesefluss ergibt sich zudem so kaum. Weiterhin sind durch die Kürzungen manche Dinge gerade noch zu entwirren, einige Fehler haben sich auch eingeschlichen (so werden etwa die Konzilien von Basel und Konstanz durcheinander gebracht, S. 33). An anderen Stellen wird die Darstellung fast beliebig. Die gerade einmal sechs Seiten (mit reicher Bebilderung) zur Geschichte der Stadt unter dem Nationalsozialismus gehen nicht sonderlich intensiv auf die damaligen Zustände in Lörrach ein.

Die hier angemerkteten Kritikpunkte sind vor allem dem Konzept der Reihe geschuldet, das seitens des Verlags überdacht werden sollte. Vielleicht hätte man der eigentlichen Ortsgeschichte etwas mehr Raum zur Verfügung stellen können, indem man den Bilderteil zu den Lörracher Bauten ausklammert und mit angemessener Bildqualität als eigenen Band erscheinen lässt.

Boris Bigott

Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 6: Natzweiler, Groß-Rosen, Stutthoff, hg. von WOLFGANG BENZ und BARBARA DISTEL, C.H. Beck Verlag, München 2007, 840 S., 30 Abb. und 3 Karten.

Es ist ein ehrgeiziges Projekt, das sich die beiden Herausgeber und ihre zahlreichen Mitarbeiter vorgenommen haben. In einem fundierten Gesamtüberblick soll der Wissensstand über die Geschichte der deutschen Konzentrationslager im Dritten Reich zusammengetragen werden. Diese Zusammenfassung soll damit als Zwischenbilanz zu weiterer Beschäftigung mit diesem Themenkreis anregen.

Nunmehr ist das Projekt bei Band 6 angelangt. Er umfasst die Geschichte der im Krieg entstandenen (1941/42) drei großen Hauptlager Natzweiler (Elsass), Groß-Rosen (Schlesien) und Stutthof (Danzig) und der von ihnen abhängigen Außenlager. Die Ausführungen über die drei Hauptlager werden jeweils deutlich gerafft, da deren Geschichte recht gut aufgearbeitet ist. Den größeren Anteil nehmen die Außenlager ein. So besaß Natzweiler 52 Nebenlager, die sich in einem weiten Umkreis bis Frankfurt, Ulm und Cochem an der Mosel erstreckten. Noch größer war die Zahl der Außenlager bei den beiden anderen Konzentrationslagern: Groß-Rosen besaß 100, Stutthof sogar 210! Oft hatten sie nur wenige hundert Insassen, doch sie waren meist Orte brutalster Behandlung durch das Wachpersonal. Hier herrschten oft noch schlimmere Verhältnisse als in den Hauptlagern, denn die Insassen waren aufgrund der Übersichtlichkeit noch mehr den gezielten Misshandlungen des Wachpersonals ausgesetzt. Die explosionsartige Expansion der Außenlager erfolgte dann vor allem während des Krieges. Sie wurden gegründet, um die Häftlinge in großem Umfang als dringend benötigte Arbeitskräfte besonders in der Rüstungsindustrie einzusetzen. Vor allem bei der Untertageverlegung der Rüstungsindustrie (Stollenbau) erfolgte der Einsatz.

Von den Außenlagern des KZs Natzweiler, auf die ich meine Bemerkungen beschränken möchte, gab es kleinere im Elsass, doch der Schwerpunkt lag vor allem in Nordbaden, in der Pfalz und in Württemberg. Einige erlangten oft traurige Berühmtheit. So das „Sterbelager“ Vaihingen, dann die Lager Bisingen und Dautmergen, die ohne großen Erfolg im Rahmen des Ölschieferprojekts zur Treibstoffgewinnung errichtet wurden.

Trotz der betont sachlichen Darstellung ergreift einen beim Durchlesen ein Gefühl der Betroffenheit. Gerade die gehäufte Aufzählung der zahlreichen Lager und die sich wiederholenden Bilder ihrer düsteren Geschichte vermitteln einen präzisen Eindruck jener menschenverachtenden Brutalität des nationalsozialistischen KZ-Wesens. Weiterhin wird dem Leser klar, dass die damalige Bevölkerung mehr gesehen und mitbekommen hat, als immer wieder beteuert wird. Denn anders als die Hauptlager befanden sich die Außenlager inmitten oder in unmittelbarer Nähe von Städten und Dörfern, so dass die Bevölkerung, z.B. Facharbeiter, zwangsläufig mit den Bildern des KZ-Systems konfrontiert wurde.

Das Buch wird ein unentbehrliches Grundwerk zur Geschichte der Konzentrationslager sein. Es ist sowohl für die Hand der Fachleute als auch für interessierte Laien bestimmt. Die durchwegs gründliche Bearbeitung der Einzelthemen und eine sorgfältige Erschließung durch Register machen seinen hohen Wert aus.

Willy Schulze

Die Pforte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde Kenzingen e.V., 26. und 27. Jahrgang, Nr. 50-53 (2006/2007), 296 S., Abb., Faksimilia und Pläne.

Den Reiz des Heftes macht es aus, dass die insgesamt fünfzehn Autoren Einblick in geistes- und in natur-

wissenschaftliche Methoden geben. Beispielhaft seien die Beiträge zu den Zisterziensern (Ph. Rupf), zum Zisterzienserkloster Tennenbach (J. Treffeisen) und zur Säkularisation geistlicher Herrschaften in Südwestdeutschland (K. Andermann) genannt. Im Mittelpunkt steht einmal mehr das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Wonnetal bei Kenzingen (Die Pforte veröffentlichte die Teile I und II 1992/93 bzw. 1994/95). Wie ergiebig die genaue Untersuchung des Baubestands mit Mauerwerk, Dachstuhl und anderen Zeugnissen der ‚materiellen Kultur‘ sein kann, zeigen die Beiträge von R. Brinkmann, B. Jenisch, B. Lohrum und St. King. Fotos und Pläne veranschaulichen die Aussagen; offene Fragen werden als solche kenntlich gemacht. Aus den weiteren Beiträgen sei der von R. Weber über die Einbindung der Ortsgeschichte in den Schulunterricht hervorgehoben.

Zwei Bitten für die gewiß bald folgenden weiteren Jahrgänge: Es ist hilfreich, wenn Anmerkungen und Karten sich ohne Lupe lesen lassen und wenn Fotos datiert sind (mindestens „etwa 1995“ oder „vor 2000“).

Die umfangreiche Dokumentation der Jubiläumsfeiern zeigt, welche Bedeutung die Arbeitsgemeinschaft in 25 Jahren für das kulturelle Leben der Stadt Kenzingen und ihres Umlandes gewonnen hat. Mit berechtigtem Stolz wird eingangs ein Foto erläutert: „Ca. 1200 Besucher waren am Tag des offenen Denkmals 2003 auf Entdeckung der mittelalterlichen Klosteranlage“.

Norbert Ohler

CHRISTINE SCHMITT: Ein Seliger aus Baden. Leben und Verehrung des Markgrafen Bernhard II., Landespatron in der Erzdiözese Freiburg, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2008, 88 S., zahlr. Farb-Abb.

Die Verfasserin des vorliegenden schön ausgestatteten Bandes legte 2001 der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg eine Dissertation vor, die den Titel trug: „Der selige Bernhard von Baden in Text und Kontext 1858-1958“ (Die Arbeit ist 2002 mit dem Untertitel „Hagiographie als engagierte Geschichtsdeutung“ als Band 46 der Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde erschienen). Dieselbe Autorin stellt nun dem Text-Band mit gerade mal drei Abbildungen einen Bild-Band zur Seite, der in zahlreichen Beispielen dem Betrachter vermitteln soll, „was die Geschichte aus ihm gemacht hat“, dem seligen Markgrafen aus Baden. Hauptanliegen ist es, sein Weiterleben in der Erinnerung anhand markanter Bilddokumente darzustellen. Während vier Seiten für „Dreißig Jahre Leben“ genügen müssen, entfalten die weiteren siebenzig Seiten ein lebendiges und spannendes Panorama der Rezeptionsgeschichte, deren Eckpunkte das Jahr der Seligsprechung 1769 und das Bernhardusjahr 1957/58 bilden. Auch die langwierigen Bemühungen um Bernhards Heiligsprechung werden skizziert und mit zahlreichen Bilddokumenten bis in die jüngste Gegenwart hinein belegt. Der selige Bernhard ist als Projektionsfläche für Handlungsperspektiven und -maximen offensichtlich höchst geeignet. Aber die Verfasserin will auch über die Geschichte des Kults eines Landespatrons zu einem tieferen Verständnis der badischen Kirchengeschichte hinführen.

Eugen Hillenbrand

EDUARD SEIDLER/KARL-HEINZ LEVEN: Die medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Grundlagen und Entwicklungen, hg. von KARL-HEINZ LEVEN, SYLVIA PALETSCHEK, HARTMANN RÖMER und DIETER SPECK (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, NF 2), Verlag Karl Alber, vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage, Freiburg/München 2007, 885 S. mit S/W-Abbildungen.

1922 konnte der Pathologe Ludwig Aschoff mit Schülern und Kollegen aus Japan und vielen weiteren Gästen aus dem In- und Ausland die bauliche Erweiterung seines Instituts feiern. Zur Finanzierung hatten zwei Firmen die beachtliche Summe von 150.000 Mark beigetragen: das Freiburger Holzunternehmen Himmelsbach und die Riegeler Brauerei. Dass es gerade Aschoff gelang, Drittmittel, wie wir heute sagen, zu werben, lag an seinem hohen Ansehen als Forscher von internationalem Rang, zu einem beträchtlichen Teil jedoch auch an seiner Präsenz in der Öffentlichkeit. Er äußerte sich zu Fragen der Jugenderziehung, des Schulunterrichts und des Sports. In der Freiburger Turnerschaft und in der evangelischen Kirche Badens engagierte er sich persönlich.

Mit über dreißig Nennungen steht Aschoff im Personenregister des von den Medizinhistorikern Seidler und Leven erarbeiteten Bandes über die Geschichte der Medizinischen Fakultät. Elf Ordinarien zählte diese in den frühen 1920er-Jahren. Nicht nur Aschoff, auch der Ophthalmologe Axenfeld und der Polikliniker und Kinderheilkundler de la Camp sind bis heute in Erinnerung, unter anderem weil Stationen der Uniklinik nach ihnen benannt sind. Zwei Namen aus diesem Kollegium, das dem Leser in einem Gruppenbild vorgestellt wird, sind nachhaltig negativ belegt: Hoche und Eugen Fischer.

Der Anthropologe und Humangenetiker Eugen Fischer wurde 1927 von Freiburg an das Kaiser-Wilhelm-Institut nach Berlin berufen, wo er beste Bedingungen für seine Forschungen auf dem Gebiet der „Rassenkunde“ und „Erblehre“ fand. Mit dem Leiter des Instituts, Max Planck, war er bereit, die Forschung auf dem Gebiet der „Rassenhygiene“ in den Dienst des Staates zu stellen. Nach 1933 fand Fischer deutliche Worte über die „unmittelbare Brauchbarkeit“ seiner wissenschaftlichen Ergebnisse hinsichtlich der nationalsozialistischen „Rassen“- und Bevölkerungspolitik. In einem öffentlichen Vortrag in Königsberg scheute er sich nicht vom Ausmerzen erblich Kranker und „rassenmäßig“ nicht in unser Volk Passender zu sprechen. Auf den Psychiater und Neurologen Alfred Erich Hoche geht die Formulierung „lebensunwertes Leben“ zurück. 1920 publizierte er eine Schrift, der ein Manuskript des mit ihm befreundeten Juristen Karl Binding von 1913 zugrunde lag: „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form“. Binding diskutierte das Problem der Sterbehilfe und kam bei der aktiven Vernichtung „objektiv sinnlosen“ Lebens an. Hoche erörterte das Thema aus der Sicht des Arztes und gelangte zum Ergebnis, dass dieser nicht verpflichtet sei, unter allen Umständen Leben zu erhalten. In seiner drastischen Ausdrucksweise nannte er unheilbar geistig Kranke „leere Menschenhülsen“ oder „Ballastexistenzen“. Die Schrift wird in den Kontext des Ersten Weltkriegs und der Niederlage von 1918 gesetzt, aus der Zeitstimmung erklärt mit dem Hinweis darauf, dass in Akademikerkreisen schon vor 1914 einschlägige Diskussionen stattfanden. Unzweifelhaft ist, dass Hoche mit seinen provozierenden sozialdarwinistischen Aussagen in eine nachhaltige Verstrickung geraten ist, auch wenn er als Emeritus seit 1933 mit der Umsetzung seiner Denkanstöße im Dritten Reich nichts zu tun hatte.

Die Bearbeiter bieten dem Leser oder Benutzer dieses Werks mit Handbuchcharakter klare Aussagen zu brisanten Themen der Zeitgeschichte. „Die bedrängende NS-Zeit in ihren Voraussetzungen und Folgen“ bildet einen Schwerpunkt und geht unter Verwendung neuer Forschungsergebnisse weit über die Darstellung der 1993 erschienenen ersten Auflage hinaus. Ausführlich behandeln sie die Entlassung der jüdischen Fakultätsmitglieder 1933. Die Umsetzung des ominösen Gesetzes „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, die sich fachlich höchst nachteilig auswirkte und menschlich zu Enttäuschung, Leid und Not führte, hinterlässt wegen der glatten Abwicklung ohne nennenswerte Einreden einen schalen Nachgeschmack. Insgesamt mussten im Frühjahr 1933 vierzig Mitarbeiter die Medizinische Fakultät der Universität Freiburg verlassen. Der prominenteste unter ihnen war der Direktor der Medizinischen Klinik Siegfried Thannhauser, der eben zum Dekan gewählt worden war. 1931 hatte er mit viel Optimismus und Schwung den Klinikneubau in der Hugstetter Straße bezogen.

In einem eigenen Kapitel sind die Schicksale der Betroffenen nachgezeichnet. Im Falle Thannhausers, der 1935 einem Ruf nach Boston folgte, liegt reichlich Material vor. Der Biochemiker Rudolf Schönheimer, den Ludwig Aschoff 1926 an sein Institut geholt hatte, erhielt die Nachricht von seiner Entlassung per Telegramm während einer USA-Reise. Die Dermatologin Bertha Ottenstein, 1931 als erste Frau in Freiburg habilitiert, emigrierte nach Budapest und später nach Istanbul, wo sich eine „Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaftler im Ausland“ gebildet hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg fand sie eine Arbeitsmöglichkeit bei Thannhauser, die ihrer Qualifikation aber nur bedingt entsprach.

Der Band führt bis in die allerjüngste Zeit, genau ins Jubiläumsjahr der Albert-Ludwigs-Universität 2007. Da die Medizinische Fakultät seit der Gründung 1457 bestand, werden hier 550 Jahre behandelt, beginnend mit der Heilkunde des Mittelalters und den Errungenschaften der Aufklärung. Auf den hier näher betrachteten Schwerpunkt folgt eine ausführliche Darstellung der Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg. Bei der 500-Jahrfeier der Universität sahen die damals 18 Ordinarien der Medizinischen Fakultät von Büchner bis Zöllner zufrieden auf das Erreichte zurück. Es folgten jedoch bald die turbulenten 1960er- und 1970er-Jahre. 1968 erscheint als Zäsur, entsprechend der Verankerung im Bewusstsein der Zeitgenossen, und als das Jahr, in dem das neue Hochschulgesetz in Kraft trat.

Es ist unmöglich, in alle Kammern des Buches hineinzuleuchten. Es muss aber gesagt sein, dass auch die bauliche Unterbringung der Kliniken und Institute durch die Zeiten abfragbar sind. Die Albertstraße war das Klinik-Viertel des 19. Jahrhunderts. Aus Seite 425 geben die Autoren im fließenden Text Auskunft über ihre Quellen, wozu auch private Nachlässe von Ordinarien gehören. Im Vorwort heben sie das unter Leitung von Dieter Speck neu geordnete Universitätsarchiv hervor. Im Schlusskapitel werden Aussagen des ehemaligen Direktors der Medizinischen Klinik, Wolfgang Gerok, über die ethische Verpflichtung der Mediziner zitiert: Er warnte vor den Gefahren der neuen Möglichkeiten und mahnte sensible therapeutische Entscheidungen an. Medizin und Ethik ist auch ein Stichwort im Sachregister. Es führt zur Information, dass 1977 am Institut für Geschichte der Medizin, dessen Leiter damals Eduard Seidler war,

ein Arbeitskreis mit dieser Zielrichtung gegründet wurde. Seit 2006 heißt der Lehrstuhl „Institut für Ethik und Geschichte der Medizin“, mittlerweile geleitet von Karl-Heinz Leven.

Das Buch ist sparsam, aber informativ bebildert: Einige Ordinarien werden bei Eingriffen gezeigt wie z. B. Gustav Killian, der um 1911 ein selbstentwickeltes Bronchoskop einsetzte, und Erich Lexer, der in den 1920er-Jahren vor Studenten seine Transplantationschirurgie demonstrierte. Ein frühes Endoskop stammt von Adolf Kussmaul, der schon 1868 den Gedanken hatte, mittels einer Röhre mit eingebauter Petroleum-Lampe das Mageninnere zu inspizieren. Portraits, Dokumente und Ansichten ehemaliger Kliniken und Institute gehören dazu. Auch der Umschlaggestalter ließ Bilder sprechen. Auf einem kleinen Band zeigt er Ludwig Aschoff, Bertha Ottenstein und die alte Klinik in der Nähe der Ludwigskirche.

Renate Liessem-Breinlinger

MATTHIAS STEINBRINK: Ulrich Meltinger. Ein Basler Kaufmann am Ende des 15. Jahrhunderts (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 197), Stuttgart 2007, 601 S., 9 Abb.

Das Geschäftsbuch des Ulrich Meltinger ist keine unbekanntere Quelle. Immer wieder war in den Veröffentlichungen zur Basler Wirtschaftsgeschichte auf sie Bezug genommen worden (Geering, Wackernagel, Ehrensperger, Rippmann, Rothmann). So erstaunt um so mehr, dass das Geschäftsbuch bis jetzt keine Edition erfahren hat. Dankenswerterweise hat sich nunmehr Matthias Steinbrink an diese mühevollen Arbeit gewagt und eine mustergültige Untersuchung sowie die erste vollständige Edition des umfangreichen Werks (376 Folio-Seiten!) vorgelegt.

Meltingers Geschäftsbuch ist eine besondere Quelle. Dass sie erhalten geblieben ist, verdanken wir der Tatsache, dass das Geschäftsbuch 1493 im Rahmen eines Korruptionsprozesses gegen Ulrich Meltinger vom Basler Rat beschlagnahmt worden ist und deswegen im Gerichtsarchiv verwahrt blieb. Es bietet tiefe Einblicke in die wirtschaftliche Praxis eines Basler Großkaufmanns im Zeitraum von 1468 bis 1493. Doch es ist kein Kontobuch, sondern es scheint eher das zentrale Notizbuch, das Hauptbuch eines spätmittelalterlichen Kaufmanns gewesen sein, in dem er seine Außenstände, deren Verrechnung und Beitreibung vermerkte. Denn es werden noch weitere, nicht überlieferte Geschäftsbücher erwähnt, wie das Zinsbuch, das Woll-Buch und ein Vieh-Büchlein. Das verdeutlicht, dass die Geschäftstätigkeit eines spätmittelalterlichen Großkaufmanns durch eine fortgeschrittene Schriftlichkeit geprägt war.

Nachdem Steinbrink ausführlich Ulrich Meltingers Biographie und Familie vorgestellt hat, geht er auf dessen vielfältige Geschäftstätigkeit ein. Eng verzahnt finden sich Warenhandel, Kreditgeschäfte, Bergbaubeteiligungen, Viehverstellungen und die Beteiligung an der berühmten Basler „Großen Gesellschaft“. So verbanden sich bei Meltinger nahtlos die Handelsbereiche Stadt, Umland und Fernhandel. Trotzdem blieb sein Aktionsradius gegenüber den großen international agierenden Gesellschaften bescheiden und beschränkte sich im wesentlichen auf den lokalen und regionalen Bereich. Vor allem die für Meltinger charakteristische Verbindung des Umlandhandels mit dem Messehandel dürfte die weithin übliche Struktur des spätmittelalterlichen Handels widerspiegeln.

Sein Geschäft war als Familienbetrieb organisiert. Ulrich und seine Frau führten das Geschäft, nur gelegentlich erfolgten begrenzte Kooperationen mit Partnern, oft aus dem Kreis der Verwandten. Eine besondere Rolle spielten seine Brüder Martin und Hans, die zeitweise in Freiburg im Üchtland bzw. in Freiburg im Breisgau wohnten, aber trotz enger wirtschaftlicher Kontakte selbstständig agierten.

Der wirtschaftliche Aktionskreis konzentrierte sich zwar auf ein Gebiet von rund 30 km um Basel, doch die Messen am Oberrhein und die Städte Freiburg i.Br., Colmar, Freiburg i.Ü., das für seinen Tuch- und Wollhandel sehr wichtig war, Zürich, Straßburg und Frankfurt zeigen, dass auch darüber hinaus Handelsbeziehungen bestanden.

Schwerpunkte seines Sortiments waren neben Wolle und Tuchen (ca. 66%) noch Stahl (ca. 10%). Daneben kamen Honig, Wein und Gewürze sowie zahlreiche andere Güter nur auf geringe Prozentanteile.

Wichtig war seine Beteiligung an der „Großen Handelsgesellschaft“, wo er als Rechnungsführer tätig war. Sie war, wie Steinbrink betont, vor allem eine Kredithandelsgesellschaft, die nur nebenbei Waren verkaufte, und weniger eine reine Warenhandelsgesellschaft, wie gerne behauptet wird. Hohen Kapitaleinsätzen standen entsprechend satte Gewinne gegenüber.

Interessant sind die Ausführungen über Meltingers Engagement im Bergbau. Neben Beteiligungen im elsässischen Bergbaurevier um Plancher-les-Mines war er seit 1489 auch in den Todtnauer Bergbau eingestiegen. Jedoch nimmt diese Sparte im Geschäftsbuch nur vergleichsweise wenige Seiten ein. Genaue Angaben über Gewinne finden sich nicht, doch es scheint sich gelohnt zu haben. Er hatte durch geschickte

und offensichtlich auch preisgünstige Zukäufe 45½ Anteile am dortigen Bergwerk erworben und scheint durchaus auf seine Kosten gekommen zu sein.

Ausführlich untersucht Steinbrink Meltingers zahlreiche Kreditgeschäfte. Typisch war die Verbindung von Waren-, Geld- und Verlagskrediten mit anderen Geschäften. Durch Warenlieferungen und die entsprechenden Kredite wurden langfristige Geschäftsbeziehungen aufgebaut, die stark auf Meltinger hin konzentriert waren und seine Geschäftspartner durchaus in Abhängigkeit brachten. Neben kleinen Basler Gewerbetreibenden erscheint vor allem eine Klientel ländlicher Produzenten, die oft jahrelang ihre kleinen Kredite abzahlen mussten. Reine Geldkredite wurden ausschließlich im Kreis seiner Familie und Verwandtschaft vergeben.

Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Nennungen von Handelsbeziehungen nach Freiburg i.Br. Die Anwesenheit seines Bruders Hans unterstreicht die Bedeutung Freiburgs, das einen Anteil von 13% am Gesamthandel einnahm und neben Freiburg i.Ü. (21%) und Basel (15%) an dritter Stelle stand. Hier könnte die Edition nun sicher auch das wirtschaftsgeschichtliche Interesse auf der Freiburger Seite anregen.

Matthias Steinbrink hat mit dieser hervorragenden Veröffentlichung eine sehr wichtige Quelle untersucht und endlich vollständig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Auch die Edition – gerade bei spätmittelalterlichen Rechnungsbüchern meist eine außerordentlich mühsame Arbeit – ist sehr sorgfältig gearbeitet. Einige kleinere Lese- und Auflösungsfehler, vor allem bei auswärtigen Namen, fallen dagegen kaum ins Gewicht. So muss z. B. der oft genannte Handelspartner Meltingers in Freiburg i.Ü. „Heitze“ Lary als Heintzi oder Hentz (von Heinrich bzw. Heintzinus) gelesen werden. Von 1467 bis 1514 erwähnt, hatte er auch Karriere als wichtiger Ratsherr gemacht (Bannerherr, Heimlicher, 60er, 200er).

Für die Arbeit mit diesem umfangreichen Quellenwerk ist ein ausführliches Register unerlässlich. Auch hier wird der Benutzer nicht enttäuscht. Ein umfangreicher Index der Personen- und Ortsnamen sowie ein Sach- und Warenverzeichnis leisten gute Dienste.

Willy Schulze

HANS GEORG WEHRENS: Die Stadtpatrone von Freiburg im Breisgau, Promo Verlag, Freiburg 2007, 52 S., 20 Abb.

Die kleine, aber dennoch ansprechende Broschüre basiert auf einem ausführlichen Beitrag im Schau-ins-Land 126 (2007), S. 39-68, und ist nun mit farbigen Abbildungen für Interessenten auch separat erhältlich. Gegenstand sind die drei Stadtpatrone Freiburgs: Georg, Lambert von Lüttich und Alexander. Jedem Patron ist ein Abschnitt gewidmet, der jeweils der Frage nach dem wie, wann und warum seines Stadtpatronats nachzugehen versucht.

Der Weg des Heiligen nach Freiburg und zu seiner Rolle als Stadtpatron ist nicht immer klar, was bei St. Georg besonders deutlich wird. St. Georg als ritterliches Vorbild – und vielleicht sogar schon als Patron – ist schon früh, möglicherweise schon fast mit der Stadtwerdung Freiburgs, ein Begriff. Dennoch ist offen, seit wann ihm definitiv die Rolle des Schutzpatrons zukam. Das mit ihm verbundene Banner mit rotem Kreuz als Freiburger Stadtwappen geht als Symbol für die Stadt doch merkwürdigerweise lange mit einem Stadtsiegel mit der Darstellung von Mauer und Türmen unsynchron einher. Möglicherweise mit dem Übergang an Habsburg 1368 oder nur wenig später könnte hier eine Festschreibung seiner Rolle als Stadtpatron erfolgt sein. Der Weg des Lambert von Lüttich dürfte weitaus klarer als der Georgs sein und er ist wohl über den Reliquienbesitz des Zähringerbischofs Rudolf nach Freiburg und schließlich ins Münster gelangt. Letztlich dürfte er aber erst im 16. Jahrhundert in den Rang eines Stadtpatrons erhoben worden sein. Der dritte Patron Alexander ist ein Produkt des Barock und dessen Reliquienverehrung. Offenbar auf Initiative der Kapuziner kam die Reliquie in die Stadt und fand unmittelbar nach der Neukonstituierung des öffentlichen Lebens nach dem Dreißigjährigen Krieg sicher nicht zufällig ihren Platz im Freiburger Münster. Eine zweite besonders hervorgehobene Zeit der Verehrung scheint Alexander gerade in der Mitte des 18. Jahrhunderts genossen zu haben, als er möglicherweise sogar St. Georg hätte ablösen sollen. Manches Mal hätte man sich tiefergehende Analysen und Bewertungen im Textteil gewünscht, womit die anschauliche Zusammenstellung jedoch nicht abgewertet werden soll.

Zu jedem der drei Patrone bietet das Bändchen einen zweiten Abschnitt, der die Darstellungen des Heiligen im Stadtbild, an Gebäuden oder an Realien nachgeht, diese kurz beschreibt und oft auch weitere Informationen zu den Skulpturen, Grafiken, Gemälden usw. gibt. Auf diese Weise bietet die Broschüre viele interessante und anschauliche Zeugnisse von der Verehrung und der Gegenwärtigkeit der Freiburger Stadtpatrone in der Stadt und ihrer Geschichte.

Das ansprechende Layout und die schöne Bebilderung erheben die kleine Schrift zu einer sehr ansprechenden stadthistorischen Veröffentlichung. Anmerkungen und Literaturhinweise runden den positiven Eindruck ab. Die Broschüre ist nicht nur deshalb für die touristische Literatur Freiburgs sicherlich eine schöne Bereicherung.

Dieter Speck

Vereinschronik 2008

Vorstand

Dr. ULRICH P. ECKER, 1. Vorsitzender
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende
ANITA HEFELE, Schriftführerin
HANS PLOCK, Kassenführer

Ausschuss

Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, UWE FAHRER, INGRID KÜHBACHER, PETER KÜHN,
Dr. URSULA HUGGLE, FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL,
Dr. UTE SCHERB, Dr. DIETER SPECK, Dr. THOMAS STEFFENS, Dr. HANS-PETER WIDMANN,
Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Veranstaltungen 2008

19. Januar Ganztages-Busexkursion in die nördliche Ortenau mit Renate Liessem-Breinlinger und Johannes Mühlau. (Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut)
27. Januar Gedenkveranstaltung zum „Auschwitztag“. (Veranstaltung der Stadt Freiburg)
18. Februar Vortrag von Dr. Bertram Jenisch über „Glashütten im Schwarzwald – Archäologische Spuren des 12. bis 19. Jahrhunderts“.
8. März Vormittagsexkursion zu den ehemaligen Münstersteinbrüchen bei Tennenbach mit Dr. Eckhard Villinger und Renate Liessem-Breinlinger.
14. April Mitgliederversammlung mit einer illustrierten Nachlese zur Märzexkursion nach Tennenbach von Renate Liessem-Breinlinger.
30. April Vormittagsexkursion nach Breisach mit historischem Stadtrundgang und Führung durch das Museum für Stadtgeschichte unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger, Wilhelm Hensle und Uwe Fahrer.
5. Mai Führung durch die archäologischen Grabungen des Landesdenkmalamtes auf dem Bakola-Gelände (ehemaliges Dominikanerkloster) durch Dr. Andrea Bräuning und Dr. Bertram Jenisch.
31. Mai Ganztages-Busexkursion an den Rhein bei Kehl mit Besichtigung von Überresten des Westwalls und der Maginot-Linie unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger und Thomas Frenk. (Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut)
16. Juni Vortrag von Dr. Nobert Becker über „Die Geschichte des Weinbaus in Freiburg“.
14. Juli Lichtbilder-Vortrag von Dr. Eckhard Villinger über „Die Erd- und Landschaftsgeschichte des Kaiserstuhls und seiner Umgebung“. (Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut)
20. September Vormittagsexkursion nach Riegel unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger.
18. Oktober Vormittagsexkursion über den Freiburger Schlossberg unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger und Iso Himmelsbach M.A.

27. Oktober Vortrag von Martin Strotz M.A. und Erik Beck M.A. über „Die Burg auf dem Freiburger Schlossberg“.
8. November Vormittagsexkursion mit dem Fahrrad zur keltischen Siedlung Tarodunum und weiter zum Eingang des Wagensteig- und Höllentals bis zum Gasthaus „Himmelreich“ unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger und Dr. Heiko Wagner.
17. November Vortrag von Mark Rauschkolb über „Die Römer in Freiburg – Eine Spurensuche“.
8. Dezember Vortrag von Renate Liessem-Breinlinger, Dr. Ursula Huggle und Dr. Ulrich P. Ecker über „Die B 31 – Geschichte einer alten Fernstraße von West- nach Osteuropa“. (Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Alemannischen Institut)

Kassenbericht 2007

	EURO
1. Einnahmen	
Beiträge	13.070,68
Exkursionen	1.508,00
Spenden und Zuschüsse	8.301,90
Sonstige Einnahmen	1.709,46
Summe Einnahmen	24.590,04
2. Ausgaben	
Jahrbuch	11.317,02
Exkursionen	1.121,50
Vorträge	3.564,38
Sonstige Ausgaben	7.674,07
Summe Ausgaben	23.676,97
3. Jahresüberschuss aus dem Jahr 2007	913,07
4. Überschuss Vorjahre per 31.12.2006	5.602,55
5. Überschuss per 31.12.2007	6.515,62

Mitglieder

Stand 1. Oktober 2008:	835 (davon 114 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	190
Sektion Hachbergerland:	39
Sektion Staufen:	68
Sektion Waldkirch:	25
Neuzugänge:	31
Austritt/Tod:	42

Mitgliedsbeitrag

Hauptverein jährlich € 22,00 (Pensionäre/Rentner, Studenten/Schüler € 15,00).

Sektionen Bad Krozingen, Emmendingen (Hachbergerland), Staufen und Waldkirch jährlich € 18,00.

Bankverbindung

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau 2028602 (BLZ 680 501 01)

Abbuchungsermächtigung erwünscht.

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

Internet

www.breisgau-geschichtsverein.de